

Föhling gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg

JOSAPHAT.

Verlagseigenthum von Louis Finsterlin in München

Gesammelte

Schriften

von

[illegible]

[illegible]

Original [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Verlagseigenthum von Louis Finsterlin in München

Gesammelte

Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Fünfzehntes Bändchen.

Zweite unveränderte Auflage.

Augsburg,
J. Wolffische Verlags-Buchhandlung.
1861.

Josaphat.

Erstes Kapitel.

Der fröhliche Knabe.

König Abenner herrschte vor mehr als tausend Jahren über Indien, eines der schönsten und herrlichsten Reiche im Morgenlande. Er war überaus mächtig, tapfer im Kriege, klug und glücklich in allen seinen Unternehmungen; seine edle Gestalt, voll Würde und Majestät, flößte Ehrfurcht ein. Er besaß unermeßliche Schätze von Gold, Edelsteinen und Perlen; er hatte Alles, was sein Herz wünschte. Nur Eines fehlte ihm; er hatte keine Kinder.

Endlich ward ihm ein Sohn geboren. Darüber hatte er eine unbeschreibliche Freude. Er lud alle Großen seines Reiches zur Tafel, gab seinem Volke Freudenfeste, und ließ den Armen im Lande reichliche Gaben austheilen.

Er berief die weisesten Männer seines Reiches, um sich mit ihnen über die künftige Erziehung des neugebornen Kronprinzen zu berathen. Die Ge-

lehrten jenes Landes, die man Magier nannte, gaben vor, oder bildeten sich wenigstens ein, aus den Sternen abnehmen zu können, was einem Kinde in seinem künftigen Leben bevorstehe. Der König befragte sie daher und sprach zu ihnen: „Sagt mir, was wird aus diesem Kinde werden?"

Sie verkündeten ihm, vielleicht nur um ihm zu schmeicheln, dieser Prinz werde der größte und mächtigste aller Könige werden.

Einer dieser Gelehrten, ein alter, ehrwürdiger Mann, der in der That aus ihnen allen der weiseste war, sagte: „Ja, er wird der größte und glücklichste König werden, der je im Morgenlande gelebt hat, wenn er der weiseste und tugendhafteste seyn wird. Nur mußt du, o König, ihn fern von deinem königlichen Hofe erziehen lassen, und ihm die weisesten und tugendhaftesten Männer zu Lehrern geben."

Dem Könige gefiel dieser Rath, und er beschloß, ihn zu befolgen. Er ließ eines seiner Schlösser, einige Meilen von der Residenz entfernt, in einer sehr schönen ländlichen Gegend, für den Kronprinzen aufs prächtigste einrichten, wählte mit Beihülfe dieses Mannes die künftigen Erzieher aus, und nachdem der Prinz die ersten Kinderjahre zurückgelegt hatte, begleitete ihn der König selbst dahin. Er zeigte ihm die schönen Zimmer und Säle von Zedernholz mit reichen goldenen Verzierungen, und

machte ihn aufmerksam auf die farbenreichen Tapeten, mit denen die Wände, und auf die gestickten Teppiche, womit Tische, Sopha, sogar der Fußboden bekleidet waren. Auch ließ er ihm viele kunstreiche Gefäße von Gold vorweisen, die von Edelsteinen funkelten.

Er führte den Prinzen in den herrlichen Garten, zu den vollen Blumenbeeten von allen Farben, in die langen Reihen von Pomeranzenbäumen voll goldener Früchte, zu den Granatbäumen voll scharlachrother Blüthen und purpurröthlicher Granatäpfel, in den Schatten der hohen königlichen Palmbäume, deren weit ausgebreitete Blätterkronen mit dem lebhaftesten Grün prangten. Er zeigte ihm den spiegelklaren See, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen, gleich einer Säule von Krystall erhob, von der ohne Aufhören unzählige große Wassertropfen herabfielen, welche glänzenden Edelsteinen glichen. Auf dem See schwammen blendendweiße Schwanen mit schön gebogenem Halse majestätisch einher; tief unten erblickte man Goldfische, eine Art kleiner, überaus niedlicher Karpfen von wundersamen Glanze, hell wie das Morgenroth. Der Garten duftete von lieblichen Wohlgerüchen, und wiederhallte von dem Gesange fröhlicher Vögel. Dort auf einem der sonnigen Rasenplätze breitete ein Pfau seine bunten, schimmernden Farben aus; auf schönem, reinlich bekiestem

Grunde pickten Perlenhühner das ihnen gestreute Futter auf; weiter hin im Schatten duftender Gebüsche ruhten Gold- und Silberfasanen. Der Prinz war über den schönen Garten noch mehr entzückt, als über den herrlichen Pallast, und versicherte, gern hier zu bleiben. Der Vater versprach, ihn jede Woche wenigstens einmal zu besuchen, und kehrte vergnügt in seine Residenz zurück.

Der König schätzte sich glücklich, da er alle seine Wünsche bisher erfüllt sah; noch glücklicher machte ihn die Hoffnung, sein Sohn werde ein noch größerer König werden, als er selbst. Allein König Abenner hatte bei all seinen Reichthümern und Vergnügungen doch oft sehr traurige Stunden. „Was ist das Alles, was ich habe?“ sprach er öfter. „Es besteht nicht! Diesen Pallast werde ich einmal verlassen müssen; auf einem dieser prächtigen Paradebetten wird einmal, vielleicht bald! meine Leiche ruhen. Die langen Reihen prächtig gekleideter, von Golde starrender Hofbedienten werden mich einmal, in tiefe Trauer gehüllt, zu Grabe begleiten! Der Tod bleibt Keinem aus.

„Doch,“ sprach er, „diesen Kummer, der mich drückt und mir alle Freude vergällt, will ich meinem Sohne, wenigstens in der Blüthe seines Lebens, ersparen.“ Er hatte deßhalb dem Prinzen nur solche Männer, die sich des kraftvollsten Alters und der blühendsten Gesundheit erfreuten, zu Leh-

rern gegeben. Nur die schönsten Edelknaben durften ihn bedienen. Auch zu den Arbeitern im Garten wurden nur junge, kräftige Leute ausgesucht. Er gebot den Lehrern, dem Prinzen nie ein Wort von der Hinfälligkeit des Menschen und von dem Tode zu sagen. Wenn ein Lehrer oder Diener erkrankte, so mußte er, unter irgend einem Vorwande, aus dem Pallaste entfernt werden. Er ließ den Pallast und die Gärten mit Wällen, Mauern und tiefen Graben umgeben; er verbot bei Todesstrafe, irgend einem fremden Menschen, weil er doch zufälliger Weise vom Tode reden könnte, den Zutritt zu dem Pallaste des Prinzen zu gestatten, noch viel weniger alte Leute, deren Anblick schon an den Tod erinnert, dem Prinzen vor die Augen kommen zu lassen. Die Befehle des Königs wurden genau vollzogen.

Der Prinz wuchs als ein fröhlicher Knabe auf. Er fühlte sich sehr glücklich. Er wußte nichts von dem menschlichen Elende. Er ahnete nicht einmal, daß diese Erde für viele Menschen ein Jammerthal sey; sie schien ihm ein Paradies. Er meinte, in seiner glücklichen Unwissenheit, Alles auf Erden bleibe so, wie es ist. Es fiel ihm gar nicht ein, daß es mit ihm einmal anders werden könnte. Er dünkte sich unsterblich.

Zweites Kapitel.

Ein Greis.

Indeß fühlte der Prinz, als er zum Jünglinge heranreifte, sich in seinem schönen Aufenthalte doch etwas eingeengt. Er konnte aus den obersten Fenstern des Pallastes in weite, herrliche Thäler sehen, durch die der Fluß Indus sich ergoß. Er merkte, daß er im Grunde doch nur ein Gefangener sey, und verlangte einen weitern Raum, darin er sich bewegen könnte. Seine Lehrer suchten ihn von diesen Gedanken abzubringen. Indeß gab der König, sein Vater, seinen Bitten nach, und machte von Zeit zu Zeit kleine Lustreisen mit ihm. Es war aber dafür gesorgt, daß der Prinz nichts zu sehen bekam, das ihn hätte betrüben können. Er wurde überall mit Jubel empfangen. Ueberall erblickte er Schaaren fröhlicher Menschen, die sich auf den grünen Wiesen an der Straße, festlich und in die buntesten Farben gekleidet, mit Musik und Gesang, und mit allerlei Spielen ergetzten. Dem Prinzen gefielen diese Lustfahrten sehr wohl; nur kamen sie ihm zu selten.

Allein eines Tages sah er, daß die Zugbrücke, die zu dem Pallaste und dem herrlichen Garten führte, niedergelassen war. Die Wache hatte sich entfernt. Er schlich hinaus.

Da fügte es der Zufall, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, daß ihm ein abgelebter, bald neunzigjähriger Greis begegnete. Das gebeugte Haupt dieses Greises war kahl; nur an den Schläfen bemerkte man wenige weiße Härchen. Das Angesicht war voll Runzeln, der Mund herabhängend und ohne Zähne; die Augen waren matt und trübe, seine Lippen schmal und blau; seine zitternde Hand vermochte kaum den Stab zu halten, an dem er ging; seine gebogenen Knie wankten, und nur mit kurzen unsichern Tritten kam er langsam weiter. Er war recht ein Bild der menschlichen Hinfälligkeit.

Der Prinz trat erstaunt und erschrocken drei Schritte zurück und rief: „Wer bist du? Bist du ein Mensch? Oder was sonst für ein Wesen bist du?"

Der Greis schüttelte befremdet den Kopf, und sprach mit schwacher, heiserer Stimme: „Wer sollte ich denn sonst seyn, als ein Mensch? Freilich bin ich ein Mensch, so gut als du!"

„Aber was ist dir begegnet," rief der Prinz, „daß du so elend geworden? Oder bist du immer so gewesen?"

„Wunderlich!" sagte der Greis, „daß du so fragen kannst. Mein Haupt war so lockig, als das deinige; meine Wangen blühten so voll und röthlich, wie jetzt die deinigen. Mein Arm war wohl noch kraftvoller, als der deine jetzt ist; und meine Füße waren so stark, daß ich mit leichter

Mühe über diesen breiten Graben da hätte springen können."

„Das ist seltsam!" sagte der Prinz. „Aber wie bist du denn so geworden? Erzähle es mir aufrichtig!"

„Du fragst seltsam," sprach der verwunderte Alte. „Ich bin ein Greis, der bereits neunzig Jahre alt ist. Das Alter bringt solche Gebrechlichkeiten mit sich. Weißt du denn das nicht?"

„Nein," sagte der Prinz, „davon habe ich nie ein Wort gehört. Aber sag mir, geht es allen Menschen so?"

„Ich begreife nicht, wie du noch fragen kannst," sagte der Greis. „Allen, allen Menschen geht es so, dem Könige wie dem Bettler. Wenn sie ein Alter von achtzig bis neunzig Jahren erreicht haben, welken sie dahin, und gleichen, so wie ich, nur mehr dem Schatten eines Menschen. Allein wenige Menschen erreichen ein so hohes Alter. Gar viele müssen schon in ihrer blühenden Jugend sterben."

„Sterben?" rief der Prinz; „was ist das? Auch davon habe ich nie gehört."

„Da bist du noch ein sehr unwissender Jüngling," sagte der Greis. „Hast du denn nie von dem Sterben, von dem Tode reden hören?"

„Sterben? Tod?" rief der Prinz, „das sind mir dunkle, nie gehörte Worte. Sprich, was willst du damit sagen?"

„Nun denn," sprach der Greis, „da du dieses,

was alle Menschen wissen, nicht weißt, so höre denn, was Sterben sey. Der Sterbende sieht nicht mehr; die Sonne ist für ihn erloschen, oder vielmehr sind seine Augen erloschen. Er hört nicht mehr die Stimme des Freundes, ja er vernähme nicht mehr das Getöse des Donners. Seine Hände sind eiskalt und starr, ja sein ganzer Leib liegt unbeweglich da, wie der Stein hier am Boden. Dann fängt er an zu verwesen. Seine Gestalt wird schrecklich entstellt; er verbreitet einen unerträglichen Uebelgeruch. Man verscharrt ihn daher, bevor dieses geschieht, eilig in die Erde, in eine tiefe Grube, das Grab genannt; oder er wird nach der Sitte anderer Völker zu Asche verbrannt. Wundere, staune und entsetze dich wie du willst! Es ist nicht anders."

„Wie," rief der Prinz, „allen, allen Menschen sollte es so gehen?"

„Allen, allen ohne Unterschied," sprach der Greis; „sie mögen in Hütten oder in Pallästen wohnen. Du hast es ja schon gehört; die Alten müssen sterben, die Jungen können sterben. Ich muß vielleicht heute noch sterben; ich bin mit einem Fuße schon im Grabe. Allein dennoch kannst du noch vor mir sterben."

Der Prinz eilte, höchst betroffen und bestürzt, über die Zugbrücke, die man eben aufziehen wollte, zurück in den Pallast.

Drittes Kapitel.

Der bekümmerte Jüngling.

Unter den Lehrern des Prinzen befand sich ein Mann, zu dem er ein ganz vorzügliches Zutrauen hatte, Namens Zardan. Dieser war ein sehr einfacher Mann, der dem Prinzen nie schmeichelte, sondern ihm immer die Wahrheit sagte. Der Prinz erkannte dieses zwar nicht deutlich; er fühlte es aber. Zu diesem eilte er, und sprach zu ihm: „Liebster Zardan! Komm mit mir in den Garten, wo uns Niemand hört. Ich habe mit dir wichtige Dinge zu reden.“

Der Lehrer erschrack über das von Schrecken entstellte Angesicht des Prinzen und ging mit ihm.

„Mir ist etwas Sonderbares begegnet,“ sprach der Prinz. „Ich sah ein Wesen, ich weiß nicht war es ein Gespenst oder ein Mensch!“

Der Prinz erzählte die Unterredung mit dem Greise. „Nun,“ rief er, „sag mir du, ob das wahr ist, was dieses bemitleidenswerthe, jammervolle Geschöpf mir gesagt hat, oder ob es mich belogen, um mich zu erschrecken und zu ängstigen?“

Zardan war über die Erzählung des Prinzen sehr bestürzt. Ihn bekümmerte die Aengstlichkeit dieses seines Pflegesohnes, noch mehr aber, daß der Prinz gegen den strengen Befehl des Königs

vor das Thor des Pallastes und des umgebenden Gartens hinaus gekommen, und daß man über den aufstrebenden Jüngling nicht genug Acht gehabt habe. Ja, der Mann erschrack so sehr, daß sein Angesicht vor Schrecken todtenbleich wurde.

Der Prinz legte dieses Erblassen unrecht aus, und sagte: „Du wirst blaß! Sag mir, hast du dieses, was der Greis mir erzählte, bisher auch nicht gewußt? Hast auch du nie einen Greis gesehen?"

„Ach, mein Prinz," sprach Zardan, „mir ist dieses Alles wohl bekannt. Dein Vater wollte dich aber mit dergleichen traurigen Gegenständen verschonen; deßhalb verschloß er dich in diesen angenehmen Aufenthalt. Ich bitte dich, sage doch ihm kein Wort davon, sonst wird er sehr zornig. Ich und alle deine Aufseher, Lehrer und Freunde fallen in Ungnade, und werden auf immer von dir entfernt und sehr unglücklich."

„Nun wohl," sprach der Prinz, „ich gebe dir mein Wort, daß ich schweigen werde. Sage mir aber die Wahrheit, ist dem also, wie der Greis gesagt hat?"

„Ach, mein liebster Prinz," sprach Zardan, „ich kann es dir nicht verhehlen, es ist nicht anders. Ich und alle deine Diener müssen einst so elend werden, wie jener Greis, oder auch früher sterben und verwesen; wir alle müssen zu Staub und Asche werden."

„Auch ich, auch mein Vater?" fragte der Prinz.

„Auch du, auch dein Vater," sprach Zardan. „Keine Gewalt eines Königs kann das verhindern."

„Das ist schrecklich!" rief der Prinz. „Alle, Alle! Auch du, auch mein Vater! Aber höre einmal, was mir jetzt einfällt. Wo ist jener freundliche, fröhliche Jüngling hingekommen, der mit mir von einem Alter und einer Größe ist, mein Freund Valmi, den ich mehr liebe, als alle meine Gespielen. Ihr habt mir gesagt, er werde wieder kommen. Warum kommt er aber nicht! Hat er vielleicht auch sterben müssen, und ist es mit ihm vorbei? Sey aufrichtig und sage mir die Wahrheit!"

„Es ist leider, wie du sagst, lieber Prinz," sprach Zardan. „Er kommt nimmer wieder! Er ist todt — Und sein todter Leib zerfällt bereits in dem Grabe zu Staub."

Der Prinz brach in Thränen aus; er entwich in die dunkelsten Laubgänge des Gartens, ging da die Hände ringend auf und ab, und rief nur immer: „O mein Valmi, mein lieber Valmi!" und wollte sich nicht trösten lassen. Alle, die um ihn waren, boten Alles auf, ihn zu erheitern. Sie veranstalteten allerlei ergetzende Spiele, und überreichten ihm die herrlichen Geschenke, die der König erst am vergangenen Abende für ihn gesandt hatte.

Allein der Prinz sagte: „Hinweg mit diesen Spielen, an denen ich ehemals so viel Vergnügen

fand. Auch alle diese kostbaren Sachen, die ihr vor mir zur Schau auslegt, sind mir zuwider. Alles, was mich umgibt, kommt mir wie ein leerer Traum vor, der bald verschwindet. Die welke, halbentblätterte Rose hier sagt mir, so wirst auch du dahin welken und in den Staub sinken. Ja, ein jedes gelbe Blatt ruft mir zu: „Gedenke deß Todes!" Ihr alle kommt mir wie umher wandelnde Leichen vor; ich sehe überall nichts als Tod und Verwesung!"

Nach zwei Tagen kam der König, den Prinzen, wie gewöhnlich, zu besuchen. Er erschrack, als er das blasse Angesicht seines geliebten Sohnes erblickte, und als er bemerkte, daß alle Heiterkeit von ihm gewichen war. „Was fehlt dir?" sprach der König; „es ist ja kein Muth und Leben mehr in dir!"

Er wandte sich zu den umstehenden Dienern, und fragte sie: „Ist er krank?"

„Nein," antworteten diese, „nicht krank!"

„Oder hat dir Einer aus ihnen ein Leid zugefügt?" fragte er den Prinzen.

„O nein," antwortete der Prinz, „sie geben sich alle Mühe mich aufzuheitern, aber vergebens."

„So bist du gemüthskrank," sprach der König; „gewiß habt ihr ihm Dinge in den Kopf gesetzt, die er nicht wissen soll, von denen ich euch verboten habe, mit ihm zu reden." Die Augen des

Königs funkelten von Zorn. Alle Umstehenden erblaßten und zitterten. Der Prinz erschrack auch, gestand aber nicht, was ihn eigentlich so betrübe. Er wollte seine Lehrer und Diener nicht unglücklich machen, und sein Wort nicht brechen, so schwer es ihm auch ankam, seinem Vater etwas zu verhehlen.

Der Vater kehrte sehr bekümmert in die Residenz zurück. Er besuchte den Prinzen nun fast täglich. Er wollte ihn mit sich in die Residenz nehmen. „O nein, nein, nur dies nicht!" sprach der Prinz. „Dahin tauge ich jetzt am allerwenigsten."

Er wurde nicht mehr heiter, und verlebte in dem prächtigen Pallaste und dem herrlichen Garten freudenlose Tage. Der traurige Gemüthszustand des Prinzen war bald kein Geheimniß mehr; allein was die eigentliche Ursache davon sey, wußte Niemand zu sagen, weil weder der Prinz, noch der Lehrer, dem er sie anvertraut hatte, sie gestanden. Alle aber, sowohl in dem Lustschlosse des Prinzen als in der königlichen Residenz, waren über die stille Betrübniß des innig geliebten Thronerbens beinahe so bestürzt, als der König selbst.

Viertes Kapitel.

Blinde, Taube und Lahme.

Jener Greis hatte damals, als er mit dem Prinzen gesprochen, nicht gewußt, wer der schöne Jüngling sey. Er wurde es aber bald inne, und erzählte dieses Gespräch mehreren Leuten. Der König erfuhr, auf welche Weise seine gute Absicht, den Prinzen mit dem Anblicke des menschlichen Elendes zu verschonen, vereitelt worden. Er hielt es nun nicht mehr für nöthig, ihn so enge einzuschließen. Der Prinz sehnte sich sehr, die benachbarten grünen Waldungen, und die entfernteren bläulichen Berge, die man von dem Schlosse aus sehen konnte, zu besuchen. Der König erlaubte ihm, in Begleitung der adeligen Jünglinge, seiner Gesellschafter, die Woche zwei- oder dreimal, dahin auf die Jagd zu gehen. Er gab ihm einen zuverlässigen, der Jagd kundigen Mann zum Leibjäger. Mit Spießen, Pfeilen und Bogen zogen sie aus. Der Prinz war aber so gutmüthig, daß er nicht zugab, Singvögel oder unschuldige Thiere bloß zur Lust zu schießen. Er hatte vielmehr an den farbigen Papageien, die in jenen Ländern so gemein sind, als bei uns die Raben, seine Freude, und hörte es gerne, wenn sie die menschliche Stimme, den Ruf des Jägers, oder die Worte, die ihnen

die Jünglinge oder er selbst vorsagten, deutlich nachsprachen. Die munteren Aeffchen, deren es dort viel mehr gibt, als bei uns Eichhörnchen, ergetzten ihn sehr, wenn sie flink und lustig auf den Bäumen umher kletterten, oder auf einem Aste sitzend, die menschlichen Geberden nachahmten. Auch die zierlichen Gazellen, eine Art von Rehen, die aber viel schlanker und schöner als die Rehe in unserm Lande sind, wollte er verschont wissen. Nur auf die Raubvögel und auf die, wiewohl schön gestreiften Tiger und die zierlich gefleckten Pantherthiere und Leoparden, die aber andere Thiere grausam zerreißen, wurde Jagd gemacht.

Diese kleinen Wanderungen in das Gebirg machten, daß der Prinz seines Kummers ein wenig vergaß. Allein er bemerkte bald Manches, was seine Betrübniß erneuerte und vermehrte.

Eines Tages begegnete ihm ein wohlaussehender Mann, den ein kleiner Knabe an der Hand leitete. „Wie kommt es," sprach der Prinz zu seinem Leibjäger, „daß dieser gesunde, starke Mann sich von einem Kinde führen und sich die Wege sagen läßt? Das ist ja ganz verkehrt. Er sollte vielmehr das Kind führen und leiten."

„Ach," sagte der Jäger, „der arme Mann ist blind!"

„Blind?" fragte der Prinz, „was ist das?"

„Wer blind ist," sagte der Jäger, „sieht die

Sonne nicht, er sieht nichts von Wald und Bäumen, nichts von Berg und Thal, nichts von der ganzen weiten Erde. Er lebt in einer beständigen Finsterniß, dichter und dunkler als die finsterste Nacht, in der weder Mond noch Sterne leuchten."

Der Prinz trat näher zu dem Manne hin, sah ihm in die Augen, und sagte mitleidig zu ihm: „Deine hellen, schwarzen Augen sind doch nicht beschädigt! Wie bist du denn blind geworden?"

„Ach," seufzte der Blinde, „ich bin blind zur Welt gekommen! Andere, von denen ich hörte, sind es in ihrer Jugend oder in ihrem grauen Alter geworden. Man weiß gar oft die Ursache nicht, warum. Dieses Unglück kann jeden treffen, wie sehr er auch seine Augen in Acht nimmt. Kein Mensch ist davor sicher. Das Traurigste dabei scheint mir, daß ein Blinder sein tägliches Brod nicht treulich und so wie es sich gebührt, mit der Arbeit seiner Hände verdienen kann!"

Der Prinz bedauerte den unglücklichen Mann recht herzlich, schenkte ihm ein Goldstück, und ging betrübt weiter.

Ein anderes Mal erblickte der Prinz einen Fischer, der eben angelte. „Nun, Fischer, wie gehts?" sprach der Prinz. „Fängst du recht viele Fische?"

Der Mann starrte ihn mit offenem Munde an, und sagte kein Wort. „Nun wie," sprach der

Prinz, „bin ich keiner Antwort werth? Warum redest du nicht?"

Der Jäger, der den Prinzen begleitete, sagte: „Der arme Mann ist taub, und so stumm, wie seine Fische."

„Taub und stumm?" sprach der Prinz; „das sind mir wieder neue Worte. Was wollen sie sagen?"

„Ein tauber Mensch," antwortete der Jäger, „hört nicht, — weder das sanfte Rauschen des Baches, noch die heftigsten Donnerschläge. Für ihn ist die ganze Welt so stumm, wie er selbst. Wie es übrigens viele Blinde in der Welt gibt, so gibt es auch viele Taube. Diejenigen, die taub zur Welt kommen, bleiben gewöhnlich auch stumm. Andere, weniger unglücklich, verlieren das Gehör erst mit herannahendem Alter. Auch uns kann das begegnen."

„Ach," sprach der Prinz, „taubstumm geboren werden, bringt unermeßliche Nachtheile. Von tausend Dingen, die ehemals in der Vorzeit geschahen, von der ganzen Geschichte, weiß ein solcher Mensch nichts, nichts von dem, was in der weiten Welt geschieht. O, es muß schon sehr hart seyn, das ganze Leben hindurch kein freundliches Wort von Menschenlippen zu vernehmen, keinem Menschen seine Gedanken und die Empfindungen seines Herzens mittheilen zu können! Es ist doch

recht viel Elend in der Welt. An jenen Blinden und diesen Stummen werde ich eine Weile denken!"

Als der Prinz an dem Bache weiter hinauf gekommen war, und über den Steg gehen wollte, sah er einige Schritte davon einen Mann im Grase sitzen, der den Arm gegen ihn ausstreckte, und um eine milde Gabe flehte.

„Warum stehst du nicht vor mir auf?" rief der Prinz. „Soll ich die Gabe, die du von mir verlangst, dir zutragen? Du dürftest dich wohl die wenigen Schritte zu mir her bemühen. Komm her, und nimm, was ich dir aus gutem Herzen gebe!"

Der Jäger sagte: „Der arme Mann ist lahm. Er kann weder gehen noch stehen. Es gibt viele Menschen, welche lahme Füße, oder lahme Arme haben, und sie nicht bewegen und zu nichts gebrauchen können. Leider sind auch wir nicht sicher, einmal gelähmt zu werden."

Der Prinz ging zu dem lahmen Manne hin, bezeigte ihm sein Mitleid, drückte ihm eine reichliche Gabe in die Hand, und ging betrübt weiter. Solche bedauernswerthe Menschen, Blinde, Taube, Stumme und Lahme, lernte der Prinz noch mehrere kennen.

Wieder einmal begegnete dem Prinzen ein Mensch, dessen Angesicht ein gräßliches Aussehen hatte. Der Prinz entsetzte sich und sprach zum

Jäger: „Das ist ein schrecklicher Anblick; was ist wohl diesem Menschen begegnet, daß er so entsetzlich aussieht?“

„Ach,“ sagte der Jäger, „er hat den Aussatz, eine in unserm Lande sehr gewöhnliche Krankheit, die sehr ansteckend ist. Wir dürfen uns deßhalb diesem Menschen nicht nähern. Ein solcher Mensch wird von allen Menschen gemieden, ist ganz von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, führt ein sehr trauriges Leben und sieht, da diese Krankheit meistens unheilbar ist, den nahen Tod immer vor Augen.“

„Wäre es wohl möglich,“ sprach der Prinz, „daß diese schreckliche Krankheit auch mich treffe?“

„Leider!“ sagte der Jäger, „jeder Mensch kann davon befallen werden, so wie von jeder der hundertlei Krankheiten, die es in der Welt gibt. Ja, es gibt noch eine andere ansteckende Krankheit, die so verheerend um sich greift, daß in kurzer Zeit Tausende von ihr hinweg gerafft werden. Man nennt sie die Pest.“

Der Prinz war sehr bestürzt. „Es ist doch traurig,“ seufzte er, „daß der Mensch gar so vielen Krankheiten ausgesetzt ist.“ Er nahm sich das so zu Herzen, daß er mehrere Tage nicht mehr fröhlich wurde.

Fünftes Kapitel.

Der junge Jäger.

Der gute Königssohn ging indeß von Zeit zu Zeit, meistens nur von seinem Leibjäger begleitet, oder auch ganz allein auf die Jagd, nicht so fast um zu jagen, als um ungestört seinen traurigen Gedanken über die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit des Menschen nachzuhängen. Auch wollte er die Menschen, die ihm sehr bemitleidswerthe Geschöpfe schienen, und die er einmal beherrschen sollte, näher kennen lernen. Er kleidete sich ganz so, wie sein Jagdgefährte in die Tracht eines gewöhnlichen Jägers, weil er diese Tracht bequemer fand, und weil er den Schmuck von Gold und Edelsteinen wenig achtete. Er durchzog die Gegenden des Gebirges, die er bisher noch nicht besucht hatte. Die Leute wußten nicht, wer er sey, und nannten ihn nur den jungen Jäger, oder gar nur einen Jägersbursch. Das war ihm sehr lieb. Er dachte: „Da die Menschen mich nicht als den Kronprinzen erkennen, sondern mich für ihres Gleichen halten, so werden sie, ohne von Ehrfurcht abgehalten zu werden, sich mir zeigen, wie sie sind."

Da kam er denn einmal an ein wohlgebautes, schönes Haus, das von einem großen Garten, von blumigen Wiesen und bereits reifen Reisfeldern

umgeben war. Vor der Hausthüre saß ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, der heiße Thränen vergoß und heftig schluchzte. Der Prinz empfand herzliches Mitleid mit ihm, trat zu ihm hin und sprach: „Was fehlt dir, du guter, alter Vater, daß du so schmerzlich weinest?“

„Ach,“ sagte der ehrwürdige Greis, „meine Kinder, mein Sohn und meine Schwiegertochter, haben mich aus diesem Hause verstoßen. Ich habe ihnen Alles gegeben, was ich hatte, dieses Haus, diesen Garten, diese Felder und Wiesen, meine Rinder, Ziegen und Schafe, und all mein Geld und Gut. Nun reichen sie mir den nöthigen Lebensunterhalt nur kärglich und mit Unwillen, und fordern von mir, daß ich mein Brod mit knechtlichen Arbeiten verdiene, die über meine Kräfte gehen. Sie zählen mir jeden Bissen in den Mund. Sieh' nur einmal da meinen abgetragenen, zerlumpten Kittel an; er ist so schlecht, daß kaum der ärmste Bettler einen schlechtern auf dem Leibe hat! Meine Kleidung sollte doch so seyn, wie sie — ich will nicht sagen einem vermöglichen, sondern nur — einem ordentlichen Manne ziemt. Ich bat und flehte, sie sollen mir einen bessern Rock machen lassen. Da warfen sie mich zum Hause hinaus. O wie dieser kindliche Undank mich schmerzt!“ Er fing aufs Neue an schmerzlich zu weinen.

Der Prinz war über diese undankbaren, lieb-

losen, hartherzigen Kinder sehr aufgebracht, und Thränen des Mitleids mit dem unglücklichen alten Manne glänzten in seinen Augen. „Geh' hin in das Schloß des Kronprinzen," sprach er; „dort wird für dich gesorgt werden."

Der Prinz trat in das Haus, um den grausamen Sohn und dessen böses Weib zur Rede zu stellen. Beide fuhren ihn mit rauhen Worten an, und lästerten und fluchten über ihren alten Vater. Sie lachten nur, als der Prinz ihnen ihr Unrecht vorhielt. Ja sie behaupteten, dem alten Manne sey Recht geschehen. „Pack' auch du dich weiter," schrien sie, „oder wir werfen auch dich, der du dich zu seinem unberufenen Vertheidiger aufwirfst, zu dem Hause hinaus."

Allein da sie von dem Leibjäger, der jetzt herein trat, vernahmen, der schöne Jüngling, der vor ihnen stand, sey der Kronprinz, erschracken sie sehr, fielen vor ihm auf die Knie und flehten um Gnade.

Der Prinz sprach, er werde ihr ruchloses Betragen gegen ihren alten Vater dem Könige, seinem Vater, melden, und dieser werde sie gewiß dafür bestrafen — was denn auch geschah. Der König befahl, dem alten Manne seine Güter zurück zu geben, die undankbaren Kinder aus dem Hause hinweg zu führen und sie in Sklavenkittel zu kleiden; er verurtheilte sie, bei magerer Kost in den Berg-

werken zu arbeiten. Wie sie es ihrem Vater gemacht hatten, so ging es ihnen nun auch wieder.

Als der Prinz eines Abends mit seinem Jäger von der Jagd zurückkehrte, sah er einen wohlgekleideten, jungen Bauer auf der Straße daher kommen, der immer hin und her taumelte, so daß ihm die breite Straße nicht breit genug war. Seine Kleider waren beschmutzt, und man sah es ihm an, daß er in den Koth gefallen seyn müsse. Der Mensch schrie öfter laut auf, jauchzte, und redete mit lallender Zunge nichts als Unsinn. Auf einmal fiel er in den Graben an der Straße.

Der Prinz fragte seinen Leibjäger: „Was ist denn dies für eine mir unbekannte Krankheit, mit der dieser Mensch behaftet ist?" Er wollte hineilen, ihn aufzuheben. Allein der Jäger sprach: „Bemühe dich nicht, lieber Prinz; der Mensch verdient es nicht. Er ist nicht eigentlich krank, er hat nur zu viel getrunken! Wer von geistigen Getränken zu viel trinkt, verliert auf einige Zeit den Gebrauch seiner Vernunft, ist seiner Zunge nicht mehr mächtig, kann nicht mehr fest und aufrecht auf den Füßen stehen und keinen sichern Tritt mehr thun; er befindet sich den Tag darauf, ja wohl mehrere Tage hindurch sehr übel, zieht sich gefährliche Krankheiten zu, und bereitet sich ein früheres Grab. So wird es diesem Trunkenbolde auch gehen. Ich kenne ihn wohl, und habe ihn schon öfters gewarnt.

Da hilft aber Alles Nichts. Er läßt das Saufen nicht, und stürzt sich so in das Verderben."

Der Mensch hatte sich indeß aus dem schlammigen Graben wieder aufgerafft, blickte den Prinzen mit gläsernen Augen an, und rief ihm mit kreischender Stimme kaum verständliche Worte zu.

Der Prinz betrachtete ihn mit Abscheu. „Welch ein eckelhafter, widriger Anblick ist dies!" sprach der Prinz. „Wie kann doch ein Mensch sich so vergessen, daß er sich unter das Thier herabwürdige. Kein Ochs trinkt mehr, als ihm gut ist. Dieser Mensch da, der für jetzt seiner Vernunft beraubt ist, ist wirklich unverständiger und unbehülflicher als ein vernunftloses Vieh. Man muß ihn verachten. Das sind schwere Verirrungen der menschlichen Natur. Ach die Menschen scheinen nicht nur sehr beklagenswerthe, sondern wohl auch sehr verabscheuenswerthe Geschöpfe zu seyn."

Eines Tages kam der Prinz, von mehreren Jägern begleitet, von einem Berge herab. Da sah er zwei Männer unten im Thale, die einen Graben zogen, die Wiesen zu wässern, und die mit einander in Streit geriethen. Sie schrien und schimpften einander so laut, daß Berg und Thal wiederhallten. Von Schimpfworten kam es zu Schlägen. Die Jäger eilten hinab, sie auseinander zu bringen und Friede zu machen. Allein ehe sie hinkamen, hatte Einer den Andern mit einer Hacke zu Boden

geschlagen, und würde ihn getödtet haben, wenn die Jäger es nicht verwehrt hätten. Der Prinz näherte sich und sah mit Schrecken, daß der Mann, der auf dem Boden lag, schwer verwundet war, und ein Strom von Blut aus der Wunde quoll; der Andere stand da, noch bleich und zitternd vor Zorn, und wohl auch vor Schrecken, über die blutige That, die er im Zorn begangen hatte.

Der Prinz wollte wissen, worüber der Streit angegangen. Der Eine, ein sehr leichtfertiger Bursche, hatte zu dem Andern, der ein etwas tölpischer Mensch war, gesagt: „Du Bär!" Der Andere erwiederte darauf: „Du Aff!" Dies war Alles.

„Und über zwei Worte," sprach der Prinz, „können Menschen in solche Wuth gerathen, daß Einer den Andern umzubringen trachtet!"

„So sind viele Menschen!" sagte der alte Jäger. „Ich habe es schon öfters erlebt, daß ein einziges Wort, nicht nur Zank und Streit, sondern Mord und Todtschlag veranlaßten."

Der Prinz sprach: „Ich habe wenig Lust mehr, die Menschen, die so böse sind, einmal zu regieren; ich bedaure es sehr, daß ich unter ihnen auch nur leben muß." Er befahl den Jägern, den Uebelthäter dem Richter zu überliefern, zu dem Verwundeten aber einen Wundarzt zu rufen, daß er ihn verbinde, und ging allein und betrübt nach Hause.

Einmal entfernte sich der Prinz in Verfolgung

eines Raubthieres von seiner Jagdgesellschaft. Er verirrte sich. Ein heftiger Platzregen rauschte nieder; die Nacht brach ein. Der Prinz war in Gefahr vor Frost und Nässe umzukommen. Endlich sah er ein Licht schimmern, kam zu einer Hütte, klopfte, und bat flehentlich, ihn aufzunehmen. Allein die hartherzigen Bewohner ließen ihn nicht hinein. Alles Bitten und Flehen war vergebens; sie wiesen ihn rauh und trotzig ab. Da versprach er ihnen Geld; sogleich öffneten sie einen Fensterladen. Er zeigte ihnen ein Goldstück. Da öffneten sie die Thüre, waren die lautere Freundlichkeit und bewirtheten ihn auf das Beste.

„So vermag denn," dachte er, „ein elendes Metall mehr über ihr Herz, als Menschenliebe und Mitleid mit einem armen hülflosen Wanderer! In Wahrheit, diese Menschen sind elende, nichtswürdige Geschöpfe."

Diese und viele ähnliche traurige Erfahrungen machten, daß der Prinz auf das Thun und Lassen der Jünglinge und Männer, die ihm sein Vater beigegeben, und die mit ihm unter einem Dache wohnten, mehr Acht gab, um sie näher kennen zu lernen. Auch an ihnen nahm er, wie ihm dünkte, Schmeichelei und Verstellung und viele andere Fehler wahr. Er bemerkte, daß nicht nur die untergeordneten Diener von den Lebensmitteln, die in dem Schlosse im Ueberflusse vorhanden waren, und

wovon jeder seinen reichlichen Antheil bekam, Vieles entwendeten; er entdeckte, daß sogar der Hausmeister, dem der König die Verwaltung des Schlosses und aller dazu gehörenden Güter anvertraut und ihm einen reichlichen Gehalt angewiesen hatte, große Summen aufrechnete, die er nicht ausgegeben, sondern in seinen Sack schob.

Der Prinz ward über die Schlechtigkeit der Menschen noch mehr betrübt, als über ihre Hinfälligkeit. Sein Mitleiden verwandelte sich in Abneigung und Mißtrauen. Er verlor alle seine Lebhaftigkeit. Er zeigte zu den Wissenschaften, die er früherhin mit Eifer betrieben hatte, wenig Lust mehr; auch mochte er nicht mehr auf die Jagd gehen, die ihm zuvor so vieles Vergnügen zu machen schien. Er verschloß sich in sein Zimmer, ja in sich selbst. Der Zustand seines Gemüthes war sehr traurig. Jedermann, der davon hörte, war um ihn besorgt.

Sechstes Kapitel.

Der Einsiedler.

In einer Wildniß, mehr als fünfzig Meilen weit von dem Pallaste des Kronprinzen, lebte in

einer armen Hütte zwischen Wald und Felsen ein ehrwürdiger Einsiedler. Dieser Mann, Namens Barlaam, bekleidete ehemals, als der Prinz noch ein Kind war, eine hohe Ehrenstelle an dem königlichen Hofe, stand in großem Ansehen, und selbst der König beehrte ihn mit seinem vorzüglichen Vertrauen. Auch war er sehr reich und besaß ansehnliche Güter.

Die Indier waren damals noch größtentheils der Abgötterei und dem Götzendienste ergeben. Als die christliche Religion, die bald nach Aussendung der Apostel überall in dem Morgenlande verkündet worden, sich auch in dem mächtigen Reiche Indien immer weiter und bis an den königlichen Hof verbreitete, suchten die Götzenpriester den König dagegen einzunehmen und sie ihm verhaßt zu machen. „Diese Religion," sagten sie, „ist allen Völkern ein Stein des Anstoßes. Sie ist den Juden Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. Sogar die Römer, gegenwärtig das mächtigste Volk der Erde, deren Herrschaft sich in drei Welttheile ausgebreitet hat, suchen sie durch Feuer und Schwert auszurotten. Sie muß also wohl staatsgefährlich seyn. Sieh' wohl zu, o König, daß sie nicht auch deinem Reiche gefährlich werde."

Bei dem König fanden diese Reden, obwohl er kein bösgesinnter Mann war, Eingang, und er verbot seinen Unterthanen, bei Todesstrafe, sich zu dieser Religion zu bekennen.

Barlaams Neider, deren er viele hatte, klagten nun den edlen Mann bei dem Könige auch als einen Christen an. Der König ließ ihn rufen, und stellte ihn zu Rede. Barlaam bekannte unverholen: „Ja, ich bin ein Christ.“ Er wollte den König über das große Heil, das die christliche Religion allen Menschen bringe, belehren. Allein der König war gegen die christliche Religion zu eingenommen, ihm Gehör zu geben. Er befahl ihm, seine Stelle nieder zu legen, und sich von dem Hofe zu entfernen. Barlaam war dazu bereit, und bat nur noch um einige Zeit, seine Angelegenheiten zu ordnen. Der König, der ihn ungern verlor, bewilligte ihm dieses, um ihm so noch die letzte Gnade zu erweisen.

Barlaams Gemahlin war nicht mehr am Leben; auch seine Kinder waren gestorben. Er hatte keine Anverwandten. Er beschloß daher, sein Vermögen zum Besten der Armen zu verwenden. Allein er that dieses mit Weisheit. Er theilte seine Aecker und Wiesen armen, aber fleißigen Familienvätern aus, damit sie mit den Ihrigen sich davon redlich ernähren konnten; er sicherte alten Leuten und dürftigen Wittwen, die nicht mehr arbeiten konnten, ein jährliches Einkommen zu; er brachte arme, hülflose Waisen unter, daß sie Alles erlernen konnten, was sie zu ihrem künftigen Lebensberufe nothwendig hatten. Eine Summe Geldes jedoch be-

wahrte er als ein Heiligthum auf und gelobte, nichts davon für sich, sondern Alles in künftigen Nothfällen zum Besten der Armen anzuwenden. Nur einiges Wenige behielt er zum nöthigsten Gebrauche für sich, um durch Armuth nicht Andern beschwerlich fallen zu müssen.

Hierauf begab er sich in eine Einöde, wo nur hie und da ein christlicher Einsiedler wohnte, der sich dahin geflüchtet hatte, um den Verfolgungen oder den oft noch gefährlicheren Versuchungen der Welt zu entgehen. Hier ließ Barlaam sich, in einem engen Thale, eine Zelle von Baumstämmen bauen, die mit Schilf gedeckt war. Man sah darin nichts als ein hölzernes Kreuz und einige Bücher; einen Tisch, ein Paar Strohsessel und eine Ruhebank von Moos mit einer wollenen Decke. In einem zierlich geflochtenen Korbe bewahrte er das Brod auf, daß er sich wöchentlich einmal bringen ließ; das Wasser zum Trinken holte er sich in einem irdenen Kruge selbst.

Nahe bei der Hütte brach eine klare Quelle aus dem Felsen hervor, und einige Palmen wölbten darüber ein grünes Schattendach. Er legte einen Garten an, und griff selbst zu Grabscheit und Schaufel, zog Melonen und allerlei Gartenfrüchte, und pflanzte Oliven- und Feigenbäume und andere Fruchtbäume. So lebte er hier bei Gebet und Arbeit sehr zufrieden und vergnügt.

Er blieb aber hier nicht ganz verborgen. Viele bedrängte Menschen, die eines schweren Herzens waren, nahmen ihre Zuflucht zu ihm, und da war Keiner, der nicht getröstet nach Hause zurückkehrte. Sogar hie und da einige seiner ehemaligen Freunde am Hofe, die guten Rath oder Trost nöthig hatten, suchten ihn auf, und gossen ihm ihr ganzes Herz aus.

Eines Tages kam nun ein alter Freund, der auch ein Christ war, zu ihm, und erzählte ihm mit vieler Theilnahme von der Schwermuth des Prinzen. Barlaam hatte, wiewohl er vom Hofe verwiesen worden, noch die herzlichste Anhänglichkeit und Treue gegen den König, und die innigste Liebe zu dem Prinzen, wiewohl er ihn nur als einen zarten, unmündigen Knaben von kaum drei Jahren gesehen hatte. Er betete zu Gott, und fühlte sich von dem Geiste angeregt, zu dem Prinzen zu reisen, in der sichern Hoffnung, dessen trüben Sinn zu erheitern, und den geliebten Königssohn Jesu Christo zuzuführen.

Siebentes Kapitel.

Der Kaufmann.

Barlaam sah wohl ein, daß er in seiner rauhen Einsiedlertracht keinen Eintritt in den Pallast finden könne; jedoch hatte er nicht zu besorgen, daß man in ihm den ehemaligen Günstling des Königs erkennen, und ihn als einen Christen mit Spott zurückweisen, oder wohl gar gefangen nehmen und tödten werde. Seine Gestalt hatte sich seit jener Zeit, da er am Hofe gelebt hatte, sehr verändert; auch waren alle die Jünglinge und jungen Männer, die jetzt den Prinzen umgaben, damals noch kleine Kinder oder junge Knaben. Er kleidete sich daher, wie sich damals Gelehrte und Künstler, oder auch wohlhabende Kaufleute zu kleiden pflegten, und machte sich dann ungesäumt auf den Weg.

Als er sich dem Pallaste näherte, begegnete ihm der Hausmeister des Prinzen, hielt ihn für einen reisenden Kaufmann, grüßte ihn freundlich und fragte sehr neugierig, was es Neues in der Welt gebe, in welchen Geschäften er reise, und womit er handle.

Barlaam, der ein erfahrner Menschenkenner war, sah dem Hausmeister in die Augen, erkannte sogleich, daß er einen listigen, betrügerischen Mann vor sich habe, und sprach: „Ich bin im Besitze

eines Edelsteins von wunderbaren Eigenschaften; er hat die Kraft, alle Gebrechen der Seele und wohl auch des Leibes zu heilen. Ich habe erfahren, der Prinz habe Freude an Edelsteinen und Perlen; ich habe daher dieses Kleinod, gegen das alle Schätze der Welt nichts sind, ihm zugedacht."

Der Hausmeister sagte: „Laß mich einmal den Edelstein sehen. Ich verstehe mich sehr wohl auf dergleichen Kostbarkeiten, und kann sicher beurtheilen, ob der Stein es werth sey, daß ich dir gestatte, ihn dem Prinzen anzubieten."

„Ich bin dazu bereit," sprach Barlaam; „allein mit diesem Edelsteine ist es etwas ganz Eigenes. Wer seinen Werth erkennen und seine heilsame Kraft erfahren will, muß helle Augen und ein reines Herz haben. Wer kranke Augen oder ein tückisches, böses Herz hat, der wird an dem Steine, so schön und herrlich er auch ist, kein sonderliches Wohlgefallen finden. Ja, der Mann stände in Gefahr, daß der Stein ihn verrathen würde."

Der Hausmeister fühlte sich getroffen, und sagte: „Nun, so will ich den seltsamen Stein nicht sehen; denn meine Augen sind schon einige Zeit her nicht im besten Zustande; sonst glaube ich, ihn ohne Gefahr sehen zu können. Denn was mein Herz betrifft, so wirft es mir nichts Unrechtes vor. Indeß trage ich kein Bedenken, dich bei dem Prinzen zu melden. Er hat gesunde Augen und

das edelste Herz. Ich glaube, der Stein sey ganz für ihn, zumal der Prinz einige Zeit her der Seele nach sehr leidend ist, und ihm eine so wunderbare Hülfe sehr ersprießlich seyn dürfte. Er wird dir den Edelstein ganz gewiß gut bezahlen, ja dich königlich belohnen; du aber wirst dann, wie ich denke, mich, deinen Diener, auch nicht leer ausgehen lassen."

Der Hausmeister ging, den reisenden Kaufmann zu melden, kam bald wieder zurück, und führte ihn zu dem Prinzen in ein prächtiges Zimmer.

Der Prinz grüßte den fremden alten Mann sehr freundlich, betrachtete ihn mit aufmerksamen Blicken, und erstaunte über seine ehrwürdige Gestalt; auch der Greis war von dem Anblicke des schönen, blühenden Jünglings, aus dessen Blicken und edlem Benehmen heller Verstand und das wohlwollendste Herz, bescheidene Würde, und die Anmuth einer unverdorbenen Jugend hervorleuchteten, gerührt und erfreut, wiewohl in dem lieblichen Angesicht sich einige Spuren von Kummer zeigten.

Der Prinz faßte sogleich in dem ersten Augenblicke zu dem fremden, alten Manne großes Zutrauen. „Ehrwürdiger, alter Vater!" sprach er. „Mein Hausmeister hat mir von einem Edelsteine, in dessen Besitze du dich zu seyn rühmest, seltsame Dinge erzählt, die ich nicht glauben kann. Auch

kann ich diese deine Behauptungen, mit deinem ernsten, würdigen Betragen, das einen weisen Mann ankündet und Zutrauen einflößt, nicht zusammen reimen. Wie könnte ein Stein die Kraft haben, auf die Seele einzuwirken, wie könnte er das, was sie bekümmert, wegschaffen und ihr neues Leben geben?"

„Und doch ist es nicht anders," sprach Barlaam; „nur redete ich in einem andern, höhern Sinne von einem Kleinode, das diese wunderbaren Kräfte besitzt, von einer Perle, die alle Schätze der Welt an Werth weit übertrifft."

„Aha," sprach der Prinz, „du meinest, wie ich denke, die wahre Weisheit."

„Du hast es getroffen," sprach Barlaam; „ich rede von der rechten Erkenntniß Gottes und Seines Willens. Diese ist ein Schatz über alle Schätze."

„Da hast du Recht!" sprach der Prinz. „Allein meinst du, ich kenne Gott nicht? Gewiß, ich habe Seine Allmacht, Weisheit und Güte in Seinen Werken, am Himmel und auf Erden, schon öfters bewundert, mich darüber herzlich gefreut, und zu Ihm gebetet!"

„Dies hast du gethan, liebster Prinz?" sprach Barlaam gerührt, und nicht ohne einige Verwunderung. „Doch, ich weiß ja, daß die Indier, obwohl sie, gleich manchen andern Völkern, mehrere Götter glauben, dennoch einen höchsten Gott erkennen."

„Diese Erkenntniß," sprach der Prinz, „war mir bisher meine größte Freude; sie glich der Sonne, die Alles erleuchtet und erwärmt; allein seit einiger Zeit ist mir diese Sonne, wie von schwarzen Wolken verdunkelt. Setze dich einmal zu mir und höre mir zu."

Barlaam setzte sich zu ihm auf das Sopha, und der Prinz fing an, ihm sein ganzes Herz auszugießen.

„Es ist dir wohl nicht unbekannt," sprach er, „daß mein Vater mich, abgesondert von der übrigen Welt, in diesem Pallaste erziehen ließ. Von fröhlich blühenden Knaben und Jünglingen umgeben, habe ich nie das Geringste von dem menschlichen Elende und der Hinfälligkeit des Menschen inne geworden. Der plötzliche Anblick eines abgelebten Greises, der kaum mehr ein Schatten von einem Menschen war, und die mir höchst unerwartete Nachricht, die er mir von Tod, Grab und Verwesung gab, erschütterten mich mächtig; sie waren mir ein Donnerschlag von hellem Himmel.

Da die Absicht meines Vaters, mich meine Jünglingsjahre in einer angenehmen Täuschung hinbringen zu lassen, gerade das Gegentheil bewirkt hatte, so wurde mir nicht mehr verwehrt, auszugehen. Da traf ich denn Blinde, Taube, Stumme, Lahme und andere Unglückliche an. Das erregte mein Mitleid mit den Menschen. Ich ließ mich,

ohne daß ich mich zu erkennen gab, mit den Landleuten der Gegend in Gespräche ein; ich besuchte die Hütten der Armen. Ach, wie viel Elend erblickte ich da, wie mancherlei Kranke sah ich, die heftig husteten, Blut auswarfen und nur mit Mühe und unter der quälenden Furcht zu ersticken, Athem schöpfen konnten; Kranke, die, von den schrecklichsten Schmerzen gepeinigt, so laut schrien, daß ihr Geschrei mir das Herz zerschnitt; noch andere Kranke sah ich, die an Krebs oder Aussatz litten, deren Anblick schon Entsetzen erregte! Ach, laß mich schweigen davon! Kein Mensch konnte ihnen helfen; sie mußten sich so zu Tode quälen. Ich erfuhr, daß die meisten Menschen an den Qualen einer solchen Krankheit, die dem Tode voran geht, dahin sterben müssen. Ich scheute mich nicht, die Begräbnißstätten zu besuchen. Mit Wehmuth, mit Schaudern sah ich die Gebeine und Schädel, von Sonne und Regen gebleicht, zerstreut umher liegen, die ehemals fröhlichen Menschen angehörten, deren Gestalt einst vielleicht so schön und blühend gewesen, als man je eine auf Erden erblicken kann!

Ach, seufzte ich, wie ist es doch möglich, daß der gütige Gott die Menschen zu solchem Elende bestimmen konnte; daß wir von der Weisheit und Güte Gottes, die aus Himmel und Erde hervorleuchten, an den Menschen vielfältig das Gegentheil bemerken; daß Gott sein schönstes und edelstes Ge-

schöpf auf Erden, dem alle andere Geschöpfe dienen müssen, so dem Tode unterworfen hat; daß Er sie so schauerlich zerstören, und sie in Moder, Staub und Asche verwandeln lasse?

Ich habe dem menschlichen Elende oft und viel nachgedacht. Mit Thränen und Jammergeschrei begrüßt das Kind diese Welt; unter Aechzen, bangem Röcheln und Todesschweiß verläßt sie der Greis. Ja, die ganze Natur scheint gleichsam gegen den Menschen gewaffnet. Was habe ich während meines kurzen Lebens nicht schon Alles erfahren! Da spielte ein Kind unter Blumen; ein Tiger stürzte darauf zu, zerriß es, und fraß es auf. Dort ergetzten sich ein Paar Kinderchen im Gebüsche und sprangen freudig umher; sie erblickten schöne blendend rothe, aber giftige Beeren, und aßen sich daran den Tod. Hier schlief ein friedlicher Wanderer in dem Schatten eines Baumes; eine Schlange schlich herbei, biß ihn, und er starb unter furchtbaren Schmerzen. Ja alle Elemente vereinen sich, dem Menschen zu schaden, und ihn, und seine Werke zu zernichten. Aus den Wolken zücken feurige Blitze, tödten die Menschen, stecken Hütten und Palläste in Brand. Das Wasser überschwemmt die schönsten Thäler, verheert die reichen Kornfelder, reißt Häuser mit fort, ertränkt Menschen und Thiere. Die Erde fängt manchmal an zu beben, wird im Grunde erschüttert, verschlingt

ohne daß ich mich zu erkennen gab, mit den Landleuten der Gegend in Gespräche ein; ich besuchte die Hütten der Armen. Ach, wie viel Elend erblickte ich da, wie mancherlei Kranke sah ich, die heftig husteten, Blut auswarfen und nur mit Mühe und unter der quälenden Furcht zu ersticken, Athem schöpfen konnten; Kranke, die, von den schrecklichsten Schmerzen gepeinigt, so laut schrien, daß ihr Geschrei mir das Herz zerschnitt; noch andere Kranke sah ich, die an Krebs oder Aussatz litten, deren Anblick schon Entsetzen erregte! Ach, laß mich schweigen davon! Kein Mensch konnte ihnen helfen; sie mußten sich so zu Tode quälen. Ich erfuhr, daß die meisten Menschen an den Qualen einer solchen Krankheit, die dem Tode voran geht, dahin sterben müssen. Ich scheute mich nicht, die Begräbnißstätten zu besuchen. Mit Wehmuth, mit Schaudern sah ich die Gebeine und Schädel, von Sonne und Regen gebleicht, zerstreut umher liegen, die ehemals fröhlichen Menschen angehörten, deren Gestalt einst vielleicht so schön und blühend gewesen, als man je eine auf Erden erblicken kann!

Ach, seufzte ich, wie ist es doch möglich, daß der gütige Gott die Menschen zu solchem Elende bestimmen konnte; daß wir von der Weisheit und Güte Gottes, die aus Himmel und Erde hervorleuchten, an den Menschen vielfältig das Gegentheil bemerken; daß Gott sein schönstes und edelstes Ge-

schöpf auf Erden, dem alle andere Geschöpfe dienen müssen, so dem Tode unterworfen hat; daß Er sie so schauerlich zerstören, und sie in Moder, Staub und Asche verwandeln lasse?

Ich habe dem menschlichen Elende oft und viel nachgedacht. Mit Thränen und Jammergeschrei begrüßt das Kind diese Welt; unter Aechzen, bangem Röcheln und Todesschweiß verläßt sie der Greis. Ja, die ganze Natur scheint gleichsam gegen den Menschen gewaffnet. Was habe ich während meines kurzen Lebens nicht schon Alles erfahren! Da spielte ein Kind unter Blumen; ein Tiger stürzte darauf zu, zerriß es, und fraß es auf. Dort ergetzten sich ein Paar Kinderchen im Gebüsche und sprangen freudig umher; sie erblickten schöne blendend rothe, aber giftige Beeren, und aßen sich daran den Tod. Hier schlief ein friedlicher Wanderer in dem Schatten eines Baumes; eine Schlange schlich herbei, biß ihn, und er starb unter furchtbaren Schmerzen. Ja alle Elemente vereinen sich, dem Menschen zu schaden, und ihn, und seine Werke zu zernichten. Aus den Wolken zücken feurige Blitze, tödten die Menschen, stecken Hütten und Palläste in Brand. Das Wasser überschwemmt die schönsten Thäler, verheert die reichen Kornfelder, reißt Häuser mit fort, ertränkt Menschen und Thiere. Die Erde fängt manchmal an zu beben, wird im Grunde erschüttert, verschlingt

die Menschen sammt ihren Wohnungen. Die Luft wird zu Zeiten giftig, und Pest und schreckliche Seuchen stürzen Menschen zu Tausenden in das Grab. — Erst vor wenigen Tagen erhob sich ein wüthender Sturmwind mit Platzregen und einem Hagel großer Schlossen, zerstörte die reifende Ernte, zerbrach die schönsten Bäume mit noch nicht reifen Früchten, und erschlug viele Thiere auf dem Felde, ja sogar einige Menschen.

Doch noch fürchterlichere Stürme und Ungewitter erheben sich in der Brust des Menschen. Seine Seele ist noch elender, noch viel mehr Gefahren ausgesetzt als sein Leib. Es fällt dies zwar nicht so in die Augen; es ist aber leider doch wahr!

Da ich nun einmal angefangen hatte, über den Menschen nachzudenken, und auch zu reiferer Ueberlegung gekommen war, beobachtete ich das Thun und Lassen der Menschen genauer. Und was fand ich da? Ich denke nicht zu nachtheilig von ihnen, wenn ich behaupte, daß sie nicht bloß schwache, leichtsinnige Geschöpfe seyen, sondern daß sie einen eigentlichen Hang zum Bösen haben. Manche sind so schlimm, daß sie einander verderblicher werden, als es ihnen Tiger und Schlangen sind. Von Mord und Todtschlag und blutigen Kriegen will ich gar nicht reden, sondern nur von gewöhnlichen Fehlern. Alle jene Menschen, die ich näher kennen lernte, haben einen thörichten Stolz. Sie erheben

sich über Andere, schätzen das wenige Gute, das sie etwa haben, viel zu hoch, und wollen das Böse, das ihnen anklebt, durchaus nicht erkennen; hingegen verkleinern oder läugnen sie die guten Eigenschaften Anderer, und vergrößern deren Fehler, oder dichten ihnen Laster an, von denen dieselben frei sind. Sie haben Lust daran, von Andern Böses zu reden, oder deren beste Handlungen zu tadeln. Sie sind ohne Liebe gegen einander. Sie werden traurig, wenn Andern ein Glück begegnet, und empfinden über Anderer Unglück eine boshafte Schadenfreude. Sie suchen einander zu belügen und zu betrügen, und in Kauf und Verkauf zu übervortheilen. Wegen eines beleidigenden Wortes, oder einer kleinen Münze können sie in großen Streit gerathen. Ihre Ausbrüche von Zorn sind furchtbar; sie verfluchen einander, geben einander die abscheulichsten Schimpfnamen, und gar oft gerathen sie einander in die Haare und versetzen einander blutige Wunden. Viele sind dem Geize ergeben. Obwohl sie mehr Reichthümer aufgehäuft haben, als sie zu ihrem Lebensunterhalte nöthig hätten, und sollten sie auch hundert Jahre alt werden, so begehren sie noch immer mehr Geld und Gut, und kümmern und plagen sich Tag und Nacht, um es zu erlangen. Ein kleiner Verlust macht ihnen großen Kummer. Sie theilen von ihrem Ueberflusse Andern nichts mit, wenn diese auch im Mangel und

Elende verschmachten müßten; sie getrauen sich kaum selbst, sich satt zu essen. Habsucht und Eigennutz verdrängen oft bei den Kindern die Liebe zu den Aeltern. Ja, die Kinder — was könnte schrecklicher seyn! — wünschen ihren Aeltern den Tod. Welche Verirrungen sind dergleichen Laster! Ueber noch andere kann ich nur erröthen, aber nicht davon reden.

Leider ist dieses Verderbniß der Menschen allgemein. Mein Vater hat aus den Jünglingen und Männern des Landes die besten zu meinen Gesellschaftern und Lehrern ausgewählt. Allein auch diese sind nicht frei von verderblichen Leidenschaften, und haben große Fehler. Nur wissen sie dieselben besser zu verbergen. Wenn ihnen Gift und Galle im Herzen kocht, so lächeln sie, und machen ein freundliches Gesicht. Sie wetteifern zwar, mich zu bedienen, mich zu erheitern und mir alle erdenkliche Gefälligkeiten zu erweisen. Allein sie thun das nicht so fast aus Liebe zu mir, als um sich bei mir wohl daran zu machen, damit ich sie meinem Vater empfehle, und er sie dann mit einträglichen Ehrenstellen belohne. So fein und abgeschliffen ihr Betragen ist, so rauh und hart ist ihr Gemüth. Ich habe oft bemerkt, daß diese freundlichen Herren, die sich gegen mich so demüthig und oft kriechend betragen, mit Denjenigen, die ihnen zur Bedienung gegeben sind, höchst übermüthig und

grausam verfahren. Sie sind falsch und verstellt gegen mich, und gegen einander voll Neid und Haß. Ja, ich habe entdeckt, daß sogar jener Mann, dem mein Vater die Verwaltung dieses Hauses übergeben hat, ihn um große Summen betrüge. Es ist dieses ein großer Undank — von einem Menschen, den mein Vater aus dem Staube erhob, ihm sein Vertrauen schenkte, und ihn mit Wohlthaten überhäufte.

Wenn ich dieses Alles überdenke, so ist es mir unbegreiflich, wie der Schöpfer eine solche Welt schaffen konnte! Unmöglich kann Er an den Menschen, die darauf wohnen, ein Wohlgefallen finden. Ich kann es nicht läugnen, daß es mir schwer fällt, unter solchen Geschöpfen zu leben, die Alle, sowohl Hohe als Niedere, gleich schlecht und verdorben sind."

„Dich," sprach Barlaam, „wirst du davon wohl ausnehmen und dich für besser halten, als andere Menschen?"

„O nein," sprach der Prinz, „ganz und gar nicht. Ich wünsche wohl besser zu seyn, als sie sind, und besser zu werden, als ich's bin. Aber leider konnte ich bisher es nicht dahin bringen. Ich bemerke in mir Aufwallungen von Stolz und Zorn, von Haß und Neid. Ach, wie Vieles habe ich mir vorzuwerfen! Oft hatte ich einen thörichten Eigensinn, behauptete Recht zu haben, wiewohl

forderlich seyn. Ich bin aber bereit, so oft zu dir zu kommen, und bei dir zu verweilen, als du es wünschest."

„O du lieber Mann," sprach der Prinz, „so sey mir denn willkommen! Das ist also der Edelstein, die Perle, von der du gesprochen! Ich denke, Gott hat dich mir hieher geschickt. O wohne mit mir in diesem Pallaste; ich werde dir ein Zimmer anweisen lassen. Sey mein Freund, mein Lehrer, mein Vater! — Doch, sieh, die Sonne ist längst untergegangen, und es wird bereits dunkel. Du bist wohl müde und ermattet von der Reise, und hungrig und durstig. Komm jetzt mit mir zur Tafel; iß mit mir, und dann werde ich dich zur Ruhe begleiten."

Barlaam bat bloß um Brod, um einige Früchte des Palmbaumes, und um einen Becher frischen Quellwassers.

Der Prinz befahl, alles hieher zu bringen. Barlaam erquickte sich, und der Prinz blieb bei ihm, bis Barlaam seine mäßige Mahlzeit verzehrt hatte, und begleitete ihn dann selbst zur Ruhe. Als Barlaam in das Zimmer gekommen war, und der Prinz sich entfernt hatte, fiel er auf seine Knie nieder und betete mit Inbrunst: „Gott, erleuchte Du mich, diesem Königssohne, dem Du einst das Wohl des Reiches anvertrauen wirst, die Wahrheit zu verkünden! Rühre Du sein Herz, und

gieb, daß diese edle Seele, die Dich sucht, Dir gewonnen werde! Laß durch ihn viele Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen und vom Verderben errettet werden."

Achtes Kapitel.

Barlaam erzählt.

Als die Morgenröthe über die grünen Zedernwälder heraufstrahlte, und Pallast und Garten in rosenröthlichem Lichte glänzten, wandelte Barlaam schon in dem Garten, und betete: „Allmächtiger Gott, Du Vater der Menschen! Wie jetzt die Morgenröthe anbricht, und bald Deine Sonne aufgehen und Alles erhellen wird, so erleuchte Du die Seele Josaphats, daß er Dich und Deinen Sohn kennen lerne und das ewige Leben erlange."

Josaphat hatte die Nacht hindurch wenig geschlafen. Er war voll der Erwartung, was Barlaam ihm verkünden werde. So dunkel er jetzt noch Gott erkannte, so flehte er doch zu Ihm: „O Du Gott des Himmels, Du verborgener Gott, Du Wesen aller Wesen! Offenbare Dich mir, laß mich erkennen, wozu ich in dieser Welt bin; lehre Du mich durch den Mund dieses frommen Man-

nes, Deines Dieners, den Du mir gesandt hast, was ich thun soll, damit ich das Ziel, wozu Du mich geschaffen hast, erreiche!"

Der Prinz trat an das Fenster, sah den Boten Gottes betend unter einem der Palmbäume knien, eilte zu ihm, grüßte ihn auf das freundlichste, und sprach dann: „Nun sage mir, was du mir zu sagen hast. Setze dich zu mir hierher auf diese Rasenbank, und offenbare mir, was Gott dir geoffenbaret hat!"

Barlaam setzte sich zu dem Prinzen und sprach: „Liebster Königssohn! Du bist gerade um Dasjenige bekümmert, worüber die vernünftigsten und besten Menschen aller Zeiten nachgesonnen haben. Allein sie zerbrachen sich, wenn ihnen nicht eine höhere Erleuchtung von Oben zu Theil wurde, den Kopf vergebens. Du verlangst Auskunft über die Verderbtheit der Menschen und ihre Neigung zum Bösen, über das mannigfaltige Elend der Menschen, über den Tod, der den Menschen nach wenigen kurzen Lebenstagen ein schauerliches Ende macht. Viele Weisen dieser Erde konnten das Alles, so wenig als du, mit der Weisheit, Güte und Allmacht Gottes in Einklang bringen. Höre also!

Die große wichtige Frage, die ein Mensch, der heilig und selig werden und zu einem ewigen Leben gelangen möchte, thun kann, ist allerdings

vorerst diese: Woher kommt es, daß die Menschen sündig, elend und sterblich sind?

Auf diese Frage will ich dir nun, nach den Offenbarungen Gottes, die in den ältesten und glaubwürdigsten Urkunden enthalten sind, die einzig richtige Antwort geben.

Zuerst will ich dir einen kurzen Abriß entwerfen, wie Gott sich den Menschen durch Wort und That geoffenbaret hat. So wirst du das große herrliche Ziel und Ende aller Offenbarungen Gottes um so heller erkennen; du wirst einsehen, wie den armen sündigen Menschen könne geholfen werden. Ja, wenn du auch in der Folge alle einzelnen Begebenheiten ausführlich vernommen haben wirst, so wird ein solcher Ueberblick dir den Zusammenhang des Ganzen noch immer desto einleuchtender machen. Ich werde auch deßhalb in der Folge diesen kurzgefaßten Inhalt für dich aufzeichnen, und die wenigen Blätter dir übergeben."

Der ehrwürdige fromme Greis faltete betend die Hände, blickte eine Weile stillschweigend zum Himmel, und fing dann an zu erzählen, wie Gott Himmel und Erde erschaffen, wie auf Gottes Allmachtswort: „Es werde Licht!" die tiefe Finsterniß Licht wurde, wie der schöne blaue Himmel sich wölbte, und auf Erden die Wasser, die sie bedeckten, an einen Ort zusammenflossen und so das Land sich über das Meer erhob; wie auf Gottes

allmächtiges „Es werde!“ an dem Himmel Sonne, Mond und Sterne glänzten und wie auf Erde Gras und Blumen, Kräuter und Bäume aller Art hervorsproßten; wie auf Gottes Befehl, das Wasser von Fischen, die Luft von Vögeln, die Erde von Thieren aller Art belebt wurde, und wie Gott zuletzt den Menschen nach Seinem Ebenbilde erschaffen, und ihm die Thiere und die ganze Erde unterworfen habe.

Barlaam erzählte hierauf, wie Gott den ersten Menschen, den Adam, in das Paradies versetzte, in den herrlichsten Garten, wo reichliche Quellen frischen Wassers flossen, und wo die Bäume die köstlichsten Früchte trugen; wie Gott dem Adam die Eva zur Gehülfin gegeben, und wie Beide in dem schönen Garten in unbeschreiblicher Glückseligkeit lebten. „Denn Beide,“ sprach Barlaam, „waren unschuldig und gut. Ihre Seele war noch rein und ungetrübt von bösen Leidenschaften; ihr Leib blühend in unverwelklicher Jugend und Schönheit. Die Vernunft, womit sie Gott begabt hatte, machte sie fähig, Gott, ihren Schöpfer, zu erkennen und zu lieben; sie hatten Gefühl für alles Gute. Sie waren keinen Krankheiten unterworfen, frei von allen Gebrechen, die wir jetzt an den Menschen wahrnehmen; sie waren auch dem Leibe nach unsterblich. Gott ging mit ihnen um, wie ein liebevoller Vater mit seinen Kindern.“

„Das Alles,“ rief der Prinz erfreut, „ist ja überaus schön und erfreulich! Auch kann man sich wohl denken, daß der gute Gott Alles gut geschaffen habe. Allein warum ist es nicht immer so geblieben?“

„Gott,“ sprach Barlaam, „hat den Menschen einen freien Willen gegeben. Aus freier Wahl sollten sie gut und heilig seyn. Dazu hat Gott sie geschaffen, dazu ihnen die Kraft verliehen. Damit sie nun im Guten geübt und bewährt werden möchten, gab Er ihnen ein Gebot. Er erlaubte ihnen von allen Bäumen des Gartens zu essen; nur von der Frucht Eines Baumes verbot Er ihnen zu genießen. „Wenn ihr davon esset,“ sprach Er, „so werdet ihr sterben.“ Sie sollten lernen, ihren Willen dem Willen des Heiligsten zu unterwerfen. Sie sollten Das, was Gott will, für gut erkennen, und es Dem, was bloß ihren Sinnen angenehm war, vorziehen lernen.

Allein die Menschen befolgten Gottes Gebot nicht. Ein böser Geist aus dem Abgrunde, unter der betrügerischen Hülle einer Schlange, verführte sie. Er überredete sie, von der verbotenen Frucht zu essen. „Wenn ihr davon esset,“ sprach er, „so werdet ihr Alles wissen und Gott gleich werden.“ Sie glaubten der Schlange mehr, als dem allmächtigen, allwissenden, allgütigen Gott, der ihnen das Leben und alles Schöne und Gute, was sie rings

allmächtiges „Es werde!" an dem Himmel Sonne, Mond und Sterne glänzten und wie auf Erde Gras und Blumen, Kräuter und Bäume aller Art hervorsproßten; wie auf Gottes Befehl, das Wasser von Fischen, die Luft von Vögeln, die Erde von Thieren aller Art belebt wurde, und wie Gott zuletzt den Menschen nach Seinem Ebenbilde erschaffen, und ihm die Thiere und die ganze Erde unterworfen habe.

Barlaam erzählte hierauf, wie Gott den ersten Menschen, den Adam, in das Paradies versetzte, in den herrlichsten Garten, wo reichliche Quellen frischen Wassers flossen, und wo die Bäume die köstlichsten Früchte trugen; wie Gott dem Adam die Eva zur Gehülfin gegeben, und wie Beide in dem schönen Garten in unbeschreiblicher Glückseligkeit lebten. „Denn Beide," sprach Barlaam, „waren unschuldig und gut. Ihre Seele war noch rein und ungetrübt von bösen Leidenschaften; ihr Leib blühend in unverwelklicher Jugend und Schönheit. Die Vernunft, womit sie Gott begabt hatte, machte sie fähig, Gott, ihren Schöpfer, zu erkennen und zu lieben; sie hatten Gefühl für alles Gute. Sie waren keinen Krankheiten unterworfen, frei von allen Gebrechen, die wir jetzt an den Menschen wahrnehmen; sie waren auch dem Leibe nach unsterblich. Gott ging mit ihnen um, wie ein liebevoller Vater mit seinen Kindern."

„Das Alles,“ rief der Prinz erfreut, „ist ja überaus schön und erfreulich! Auch kann man sich wohl denken, daß der gute Gott Alles gut geschaffen habe. Allein warum ist es nicht immer so geblieben?“

„Gott,“ sprach Barlaam, „hat den Menschen einen freien Willen gegeben. Aus freier Wahl sollten sie gut und heilig seyn. Dazu hat Gott sie geschaffen, dazu ihnen die Kraft verliehen. Damit sie nun im Guten geübt und bewährt werden möchten, gab Er ihnen ein Gebot. Er erlaubte ihnen von allen Bäumen des Gartens zu essen; nur von der Frucht Eines Baumes verbot Er ihnen zu genießen. „Wenn ihr davon esset,“ sprach Er, „so werdet ihr sterben.“ Sie sollten lernen, ihren Willen dem Willen des Heiligsten zu unterwerfen. Sie sollten Das, was Gott will, für gut erkennen, und es Dem, was bloß ihren Sinnen angenehm war, vorziehen lernen.

Allein die Menschen befolgten Gottes Gebot nicht. Ein böser Geist aus dem Abgrunde, unter der betrügerischen Hülle einer Schlange, verführte sie. Er überredete sie, von der verbotenen Frucht zu essen. „Wenn ihr davon esset,“ sprach er, „so werdet ihr Alles wissen und Gott gleich werden.“ Sie glaubten der Schlange mehr, als dem allmächtigen, allwissenden, allgütigen Gott, der ihnen das Leben und alles Schöne und Gute, was sie rings

stande, in den sie versunken waren, heraus zu helfen, und sie wieder gut und heilig zu machen. Denn sie selbst hätten sich nie mehr helfen, sich nie mehr von Sünde, Elend und Tod befreien können. Er hatte ihren Abfall schon von Ewigkeit her voraus gesehen, und hatte beschlossen, sie zu retten. Schon den ersten Sündern im Paradiese, und in der Folge ihren sündigen Nachkommen, hat Er einen Erlöser verheißen, der die Sünde mit ihren unseligen Folgen tilgen, und selbst den Tod besiegen werde."

Barlaam erzählte weiter, daß die Menschen sich auf Erden sehr vermehrten, daß aber all ihr Sinnen und Trachten von Jugend an nur auf das Böse ging; daß Gott sie durch den frommen Noe auffordern ließ, sich zu bessern, sonst würden sie alle durch eine große Wasserfluth zu Grunde gehen; daß Gott dem Noe befahl, die Arche zu bauen, um sich mit seiner Familie zu retten, daß aber die Menschen dem ehrwürdigen Noe, dem Prediger der Gerechtigkeit, kein Gehör gaben und in Ungerechtigkeit, Sünde und Laster verharrten, bis er in die Arche ging. Barlaam beschrieb hierauf, wie der Himmel sich verfinsterte, furchtbare Regenströme niederstürzten, unermeßliche Wasserfluthen die Erde überschwemmten; er beschrieb, welch ein Schrecken und Jammergeschrei unter den Menschen entstand und wie sie auf Bäume und hohe

Berge sich zu retten suchten; wie aber das Wasser immer höher und höher anschwoll weit über die Gipfel der höchsten Berge, und wie alle Menschen ertranken. „Endlich," sprach Barlaam, „heiterte sich der Himmel wieder auf, das Wasser verlief sich. Die Arche blieb auf einem Berge stehen. Noe kam mit den Seinigen aus der Arche hervor, und entrichtete für seine wunderbare Rettung dem Höchsten ein Dankopfer, und Gott machte mit Noe, dessen Söhnen und Nachkommen einen Freundschaftsbund, und ließ zur steten Erinnerung an diesen Bund in den Wolken den Regenbogen erscheinen."

Der Prinz athmete schwer auf und sprach: „Es ist schauerlich, wie die Menschen durch ihre Bosheit Gott gleichsam nöthigten, solche schreckliche Strafgerichte über sie zu verhängen. Höchst erfreulich aber ist es, wie Gott sich gegen jene Menschen, die Ihm gehorchten, so überaus liebreich und freundlich bezeigt hat. Nach solchen Erfahrungen werden die Menschen nun doch das Böse verabscheut, und den Bund, den Gott mit ihnen gemacht hatte, bewahrt haben?"

Barlaam fuhr fort zu erzählen, wie die Menschen sich nach der Sündfluth wieder vermehrten und anfingen, sich in ganzen Völkerschaaren über die Erde zu verbreiten, wie sie aber nach und nach Gott vergaßen, und sich sogar Götzenbilder mach-

um sich her erblickten, gegeben hatte. Hochmuth, thörichte Begierde, Alles zu wissen, von Gott unabhängig zu werden, sich Ihm gleich zu stellen, zu Göttern zu werden, verblendete sie. Der Anblick der reizenden Frucht erregte ihre Sinnlichkeit. Sie aßen davon. So waren sie denn abtrünnig geworden von Gott; Gottes Geist wich von ihnen. Sie waren der Begierlichkeit Preis gegeben, Sklaven der Sünde. Furcht und Angst überfiel sie; innere Unruhe bemächtigte sich ihrer, Gewissensbisse peinigten sie. Mit ihrer Glückseligkeit hatte es ein Ende.

Gott kündete ihnen nun die Strafe an. Er, der Heiligste, der die Sünde über Alles verabscheut, sprach zu Adam die herzerschütternden Worte: „Verflucht sey der Acker um deinetwillen. Dornen und Disteln soll er dir tragen; mit Kummer sollst du dich darauf nähren. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde wirst, von der du genommen bist." Beide wurden von Gott aus dem Paradiese verstoßen.

So ist durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen. Kummer, Elend, harte Arbeit, Krankheiten sind Folgen der Sünde. — Die Sünde der ersten Menschen erbte sich fort auf alle ihre Nachkommen. Die Menschen waren nicht mehr ihrem Schöpfer, nicht mehr Gott, dem Heiligsten, ähn-

lich, sondern ihren Stammältern, den ersten Sündern Sie waren nicht mehr Eins mit Gott in Liebe und Heiligkeit, wie die ersten Menschen vor dem Sündenfalle; sondern ihr Gemüth war von Gott entfremdet. Und wie die Sünde das traurige Erbtheil aller Menschen ist, so ist es auch die Strafe. Der Acker trägt, wenn er nicht gebaut wird, noch immer Dornen und Disteln; noch immer müssen die Menschen im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod essen, bis sie nach einem mühseligen Leben wieder zur Erde werden und zurückkehren in den Staub."

„Ach," sprach der Prinz, „dieses Alles ist höchst traurig; aber leider nur zu wahr! Ich selbst fühle an mir noch etwas von der Sünde der ersten Menschen, ihrem eitlen Hochmuthe und ihrer Begierlichkeit. Auch begreife ich wohl, daß die Erde kein Paradies mehr seyn konnte; ein mühevolles Leben und stete Todesfurcht sind sehr geeignet, die sinnlichen Begierden der Menschen im Zaume zu halten und ihren Stolz zu demüthigen. Allein damit ist ihnen noch nicht geholfen! Hat Gott die sündigen Menschen ihrem Elende überlassen und sich ihrer nicht weiter angenommen?"

Barlaam sprach: „Gott, der Heilige und Gerechte, der das Böse nicht ungestraft läßt, zeigte gegen die Menschen auch seine Barmherzigkeit. Er that Alles, ihnen aus dem unglückseligen Zu-

um sich her erblickten, gegeben hatte. Hochmuth, thörichte Begierde, Alles zu wissen, von Gott unabhängig zu werden, sich Ihm gleich zu stellen, zu Göttern zu werden, verblendete sie. Der Anblick der reizenden Frucht erregte ihre Sinnlichkeit. Sie aßen davon. So waren sie denn abtrünnig geworden von Gott; Gottes Geist wich von ihnen. Sie waren der Begierlichkeit Preis gegeben, Sklaven der Sünde. Furcht und Angst überfiel sie; innere Unruhe bemächtigte sich ihrer, Gewissensbisse peinigten sie. Mit ihrer Glückseligkeit hatte es ein Ende.

Gott kündete ihnen nun die Strafe an. Er, der Heiligste, der die Sünde über Alles verabscheut, sprach zu Adam die herzerschütternden Worte: „Verflucht sey der Acker um deinetwillen. Dornen und Disteln soll er dir tragen; mit Kummer sollst du dich darauf nähren. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde wirst, von der du genommen bist." Beide wurden von Gott aus dem Paradiese verstoßen.

So ist durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen. Kummer, Elend, harte Arbeit, Krankheiten sind Folgen der Sünde. — Die Sünde der ersten Menschen erbte sich fort auf alle ihre Nachkommen. Die Menschen waren nicht mehr ihrem Schöpfer, nicht mehr Gott, dem Heiligsten, ähn-

lich, sondern ihren Stammältern, den ersten Sündern Sie waren nicht mehr Eins mit Gott in Liebe und Heiligkeit, wie die ersten Menschen vor dem Sündenfalle; sondern ihr Gemüth war von Gott entfremdet. Und wie die Sünde das traurige Erbtheil aller Menschen ist, so ist es auch die Strafe. Der Acker trägt, wenn er nicht gebaut wird, noch immer Dornen und Disteln; noch immer müssen die Menschen im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod essen, bis sie nach einem mühseligen Leben wieder zur Erde werden und zurückkehren in den Staub."

„Ach," sprach der Prinz, „dieses Alles ist höchst traurig; aber leider nur zu wahr! Ich selbst fühle an mir noch etwas von der Sünde der ersten Menschen, ihrem eitlen Hochmuthe und ihrer Begierlichkeit. Auch begreife ich wohl, daß die Erde kein Paradies mehr seyn konnte; ein mühevolles Leben und stete Todesfurcht sind sehr geeignet, die sinnlichen Begierden der Menschen im Zaume zu halten und ihren Stolz zu demüthigen. Allein damit ist ihnen noch nicht geholfen! Hat Gott die sündigen Menschen ihrem Elende überlassen und sich ihrer nicht weiter angenommen?"

Barlaam sprach: „Gott, der Heilige und Gerechte, der das Böse nicht ungestraft läßt, zeigte gegen die Menschen auch seine Barmherzigkeit. Er that Alles, ihnen aus dem unglückseligen Zu-

stande, in den sie versunken waren, heraus zu helfen, und sie wieder gut und heilig zu machen. Denn sie selbst hätten sich nie mehr helfen, sich nie mehr von Sünde, Elend und Tod befreien können. Er hatte ihren Abfall schon von Ewigkeit her voraus gesehen, und hatte beschlossen, sie zu retten. Schon den ersten Sündern im Paradiese, und in der Folge ihren sündigen Nachkommen, hat Er einen Erlöser verheißen, der die Sünde mit ihren unseligen Folgen tilgen, und selbst den Tod besiegen werde."

Barlaam erzählte weiter, daß die Menschen sich auf Erden sehr vermehrten, daß aber all ihr Sinnen und Trachten von Jugend an nur auf das Böse ging; daß Gott sie durch den frommen Noe auffordern ließ, sich zu bessern, sonst würden sie alle durch eine große Wasserfluth zu Grunde gehen; daß Gott dem Noe befahl, die Arche zu bauen, um sich mit seiner Familie zu retten, daß aber die Menschen dem ehrwürdigen Noe, dem Prediger der Gerechtigkeit, kein Gehör gaben und in Ungerechtigkeit, Sünde und Laster verharrten, bis er in die Arche ging. Barlaam beschrieb hierauf, wie der Himmel sich verfinsterte, furchtbare Regenströme niederstürzten, unermeßliche Wasserfluthen die Erde überschwemmten; er beschrieb, welch ein Schrecken und Jammergeschrei unter den Menschen entstand und wie sie auf Bäume und hohe

Berge sich zu retten suchten; wie aber das Wasser immer höher und höher anschwoll weit über die Gipfel der höchsten Berge, und wie alle Menschen ertranken. „Endlich," sprach Barlaam, „heiterte sich der Himmel wieder auf, das Wasser verlief sich. Die Arche blieb auf einem Berge stehen. Noe kam mit den Seinigen aus der Arche hervor, und entrichtete für seine wunderbare Rettung dem Höchsten ein Dankopfer, und Gott machte mit Noe, dessen Söhnen und Nachkommen einen Freundschaftsbund, und ließ zur steten Erinnerung an diesen Bund in den Wolken den Regenbogen erscheinen."

Der Prinz athmete schwer auf und sprach: „Es ist schauerlich, wie die Menschen durch ihre Bosheit Gott gleichsam nöthigten, solche schreckliche Strafgerichte über sie zu verhängen. Höchst erfreulich aber ist es, wie Gott sich gegen jene Menschen, die Ihm gehorchten, so überaus liebreich und freundlich bezeigt hat. Nach solchen Erfahrungen werden die Menschen nun doch das Böse verabscheut, und den Bund, den Gott mit ihnen gemacht hatte, bewahrt haben?"

Barlaam fuhr fort zu erzählen, wie die Menschen sich nach der Sündfluth wieder vermehrten und anfingen, sich in ganzen Völkerschaaren über die Erde zu verbreiten, wie sie aber nach und nach Gott vergaßen, und sich sogar Götzenbilder mach-

forderlich seyn. Ich bin aber bereit, so oft zu dir zu kommen, und bei dir zu verweilen, als du es wünschest.“

„O du lieber Mann,“ sprach der Prinz, „so sey mir denn willkommen! Das ist also der Edelstein, die Perle, von der du gesprochen! Ich denke, Gott hat dich mir hieher geschickt. O wohne mit mir in diesem Pallaste; ich werde dir ein Zimmer anweisen lassen. Sey mein Freund, mein Lehrer, mein Vater! — Doch, sieh, die Sonne ist längst untergegangen, und es wird bereits dunkel. Du bist wohl müde und ermattet von der Reise, und hungrig und durstig. Komm jetzt mit mir zur Tafel; iß mit mir, und dann werde ich dich zur Ruhe begleiten.“

Barlaam bat bloß um Brod, um einige Früchte des Palmbaumes, und um einen Becher frischen Quellwassers.

Der Prinz befahl, alles hieher zu bringen. Barlaam erquickte sich, und der Prinz blieb bei ihm, bis Barlaam seine mäßige Mahlzeit verzehrt hatte, und begleitete ihn dann selbst zur Ruhe. Als Barlaam in das Zimmer gekommen war, und der Prinz sich entfernt hatte, fiel er auf seine Knie nieder und betete mit Inbrunst: „Gott, erleuchte Du mich, diesem Königssohne, dem Du einst das Wohl des Reiches anvertrauen wirst, die Wahrheit zu verkünden! Rühre Du sein Herz, und

gieb, daß diese edle Seele, die Dich sucht, Dir gewonnen werde! Laß durch ihn viele Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen und vom Verderben errettet werden."

Achtes Kapitel.

Barlaam erzählt.

Als die Morgenröthe über die grünen Zedernwälder heraufstrahlte, und Pallast und Garten in rosenröthlichem Lichte glänzten, wandelte Barlaam schon in dem Garten, und betete: „Allmächtiger Gott, Du Vater der Menschen! Wie jetzt die Morgenröthe anbricht, und bald Deine Sonne aufgehen und Alles erhellen wird, so erleuchte Du die Seele Josaphats, daß er Dich und Deinen Sohn kennen lerne und das ewige Leben erlange."

Josaphat hatte die Nacht hindurch wenig geschlafen. Er war voll der Erwartung, was Barlaam ihm verkünden werde. So dunkel er jetzt noch Gott erkannte, so flehte er doch zu Ihm: „O Du Gott des Himmels, Du verborgener Gott, Du Wesen aller Wesen! Offenbare Dich mir, laß mich erkennen, wozu ich in dieser Welt bin; lehre Du mich durch den Mund dieses frommen Man-

David, den Gott von der Schafheerde zum Throne berief, dem heldenmüthigen Jünglinge, der den feindlichen Riesen erlegte, dem frommen, begeisterten Sänger, der in heiligen Liedern das Lob Gottes sang und die Herrlichkeit des künftigen Erlösers vorher verkündete, hatte er große Freude, und sprach: „Möchten diese Lobgesänge einst auch von meinem Volke gesungen werden!“ Salomons weise Sprüche, von denen ihm Barlaam Beispiele anführte, gefielen ihm sehr, und er nahm sich vor, sie zur Richtschnur seines Lebens zu machen; von dem prachtvollen Tempelbau hörte er mit Erstaunen und rief: „Möchte auch ich einst im Stande seyn, dem Allerhöchsten einen solchen herrlichen Tempel zu bauen!“

Barlaam erwähnte nun mit Schmerzen, wie der Sohn Salomons, König Roboam, den alten weisen Räthen seines Vaters kein Gehör mehr gab, sondern sich nur von den unüberlegten Rathschlägen junger Männer, die mit ihm aufgewachsen waren, leiten ließ, und wie durch seinen Uebermuth und sein unweises Benehmen das Volk in Aufruhr gerieth, der größte Theil desselben von ihm abfiel, und sich einen eigenen König wählte; wie von nun an das getheilte Reich von zwei Königen beherrscht wurde, von denen viele sehr schlimm waren, einander bekriegten und das Land durch blutige Kriege verheerten; wie der abgefallene Theil

des Volkes nebst dessen Könige, den Tempel nicht mehr besuchte, deßhalb verwilderte und sogar wieder in Götzendienst verfiel; wie das Volk für seinen Aufruhr, für seine Gottesvergessenheit und Sittenlosigkeit mit unermeßlichem Elende bestraft wurde.

„Zu diesen traurigen Zeiten," sprach Barlaam, „erweckte nun Gott heilige Männer. Er erleuchtete, ermuthigte und stärkte sie mit Seinem Geiste, sowohl den Königen als dem Volke mit Kraft und Nachdruck die Wahrheit zu sagen. Er sandte die Propheten. Wie Gott durch Moses dem Volke Seine Gebote verkünden lassen, so ließ Er es durch die Propheten zu Befolgung derselben auffordern. Wie Moses das Volk an den einzig wahren Gott glauben und Ihm gehorchen lehrte, so waren die Propheten gesandt, das Volk zur Anbetung Gottes, zum Gehorsam gegen Gott wieder zurück zu führen.

Unter diesen Propheten war Elias einer der größten, ja gleichsam ein zweiter Moses. Wie Gott, der im Anfang Himmel und Erde erschaffen, und sich zu den Zeiten des Moses durch große Wunder als den Herrn Himmels und der Erde bewährte; so geschah es auch in den Tagen des Elias. Auf Gottes Befehl kündete Elias dem Könige und dem Volke an: „So wahr der Herr lebt, vor Dem ich stehe: In diesen Jahren soll weder Regen noch Thau kommen, bis ich es sage."

Und von diesem Tage an fiel kein Tropfen Regen noch Thau vom Himmel; und auf Erden fingen Felder, Wiesen und Bäume an zu verdorren. Es entstand eine große Hungersnoth. Viele Menschen kamen um vor Hunger; auch das Vieh verschmachtete, weil kein Grashalm mehr wuchs, und Quellen und Bäche austrockneten. Als dieses große Elend drei Jahre und sechs Monate gewährt hatte und das hartnäckige Volk durch Leiden mürbe geworden war, und endlich wieder nach Gott fragte, da entrichtete Elias ein Opfer, und Feuer vom Himmel verzehrte das Opfer und alles Volk, das den Götzen gedient hatte, bekehrte sich wieder zu dem einzig wahren Gott, und fiel anbetend auf das Angesicht nieder — und nun regnete es auch wieder, und fruchtbare Zeiten kamen."

„Daraus sehe ich auch," sprach der Prinz, „wozu die Uebel in der Welt dienen, die ich nie mit der Weisheit und Güte Gottes reimen konnte. Alle natürliche Uebel, die der weisen Einrichtung der Natur nicht gemäß scheinen, sind nach Gottes weisesten und liebevollsten Absichten Mittel zur Besserung der Menschen."

Barlaam sprach ferner: „Die Propheten hatten aber nicht nur den großen Beruf, das Volk im Glauben an Gott zu unterrichten; wie Moses, der die Verheißungen Gottes von einem Erlöser getreulich aufzeichnete, so lehrten auch sie das Volk

auf den künftigen Erlöser hoffen, welchen Gott zum Heile der Menschen senden werde. Alle gaben Zeugniß von Ihm. Sie bestimmten die Zeit, wann, und den Ort, wo Er werde geboren werden. Sie sprachen mit der tiefsten Ehrfurcht, mit hoher Freude und voll zuversichtlicher Hoffnung von Ihm. Sie nannten Ihn: „Den Wundervollen, den Auserwählten Gottes, an dem Gott Sein Wohlgefallen hat; den Heiligen der Heiligen; den Gesalbten des Herrn; den Herrn, der uns zur Gerechtigkeit gegeben ist; den Segen und Erlöser des Menschengeschlechts; den Fürsten des Friedens, Der den Menschen ewigen Frieden bringen werde; den hohen König, Der aus Davids Geschlecht hervorgehen, Dessen Reich sich über die ganze Erde verbreiten und Ewigkeiten hindurch dauern werde; Dem sich noch alle Völker unterwerfen und vor Dem alle Könige der Erde die Knie beugen werden; den Sohn des Allerhöchsten, Gott voll Kraft, Gott mit uns.“ Sie sagten aber auch voraus, daß Er Vieles werde leiden müssen, um die Menschen zu erlösen, daß Er, wie ein Lamm zur Schlachtbank, werde zum Tode hingeführt werden, und Sein Leben dargeben werde, als ein Versöhnungsopfer für die Sünden der Welt.“

Josaphat brannte von Verlangen, nun von dem Erlöser zu hören. Allein die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, und die Schatten der

Berge erstreckten sich schon weit herein in das Thal. Barlaam sprach daher: „Für heute ist es genug! Ich will dir nun Zeit lassen, liebster Königssohn, über das Gehörte nachzudenken. Morgen des Tages, so Gott will, sollst du weiter hören, was dir und allen Menschen zum Heile ist.“ Der Prinz dankte dem frommen Manne mit gerührtem Herzen für den erhaltenen Unterricht, und konnte den nächsten Morgen kaum erwarten.

Neuntes Kapitel.

Barlaam erzählt weiter.

Als der Tag anbrach und der Morgenstern noch im vollsten Glanze am reinen, unbewölkten Himmel strahlte, begab Barlaam sich wieder in den Garten. Denn im Freien war es ihm stets leichter um die Brust, als innerhalb der Mauern eines Hauses, oder auch des prächtigsten Pallastes, der gegen die Pracht Himmels und der Erde doch nichts ist, als ein schwaches Menschenwerk. Bald fand sich auch der Prinz wieder bei Barlaam ein, und bat ihn, seine Erzählung fortzusetzen.

„Mit Freuden,“ sprach Barlaam, „rede ich von Gottes immer herrlicheren Offenbarungen zu

dir. Du thätest wohl, daß du auf Das hörtest, was ich dir bisher gesagt habe. Es glich nur der sanften Dämmerung, die jetzt diesen Garten erhellt; ich hoffe aber, Gott, zu Dem ich flehe, werde auch in deinem Herzen den Morgenstern aufgehen und in deiner Seele es vollen Tag werden lassen.“

Barlaam fuhr fort zu erzählen, und seine Erzählung war ihrem Hauptinhalte nach folgende: „Als die Zeit erfüllt war, die Gott in Seinem weisen Rathschlusse festgesetzt hatte, sendete Er Seinen einzigen vielgeliebten Sohn in diese Welt. Der Sohn Gottes wurde selbst ein Mensch, um die Menschen zu erlösen von Sünde, Elend und Tod. Maria, die demüthigste, reinste Jungfrau, wurde zu Seiner Mutter auserkoren. Schon vor Seiner Geburt gab ein Engel Gottes den Befehl, Ihn Jesus, das heißt, Erlöser zu nennen. „Denn,“ sagte der Engel, „Er wird Sein Volk von Sünden erlösen.“ Eben so nannte der Engel Ihn Christus, den Gesalbten des Herrn, von Gott bestimmt zum ewigen Hohenpriester und zum göttlichen Könige der Menschen.

Jesus Christus, der Sohn Gottes, kam in der tiefsten Armuth und Erniedrigung zur Welt. Schon bei Seiner Geburt sollte gezeigt werden, daß alle Herrlichkeit der Welt in den Augen Gottes nichts sey. Das göttliche Kind mußte, weil

kein besserer Platz vorhanden war, in die Krippe eines Stalles gelegt werden.

Gott verherrlichte aber Seinen Sohn auf eine höhere Art, gegen die alle Pracht irdischer Könige ein eitler Schatten ist. Unzählige heilige Engel Gottes kamen vom Himmel hernieder, lobten Gott im Himmel und wünschten den Menschen auf Erden Glück; sie verkündeten ihnen den Frieden, der durch die Sünde von ihnen gewichen war, und der nun wieder denen, die eines guten Willens sind, zu Theil werden solle. Fromme Hirten, denen die Engel erschienen waren, eilten zur Krippe, erblickten mit unbeschreiblicher Freude das göttliche Kind, und lobten und priesen Gott. Weise Männer aus königlichem Geschlechte kamen, von einem wunderbaren Sterne geführt, aus fernem Lande, den neugebornen König anzubeten, und brachten Ihm Opfer und Geschenke von den Schätzen ihres Landes. Als die Mutter das Kind in dem Tempel Gott darstellte, kam, von Gottes Geist geleitet, Simeon, ein heiliger Greis dahin, erkannte in dem Kinde den erwarteten Erlöser, und nannte Ihn das Licht und Heil der Welt."

„O wie lieblich und herrlich fängt die Geschichte Jesu an!" sprach der Prinz und faltete die Hände. „Ich möchte einer von den Hirten bei der Krippe gewesen seyn! Wenn ich damals gelebt hätte, ich würde mit jenen Weisen alle meine Schätze dem

göttlichen Kinde dargebracht haben. Und wie erfreulich und trostreich sind mir die Worte Simeons! Licht und Heil sind gerade Das, wornach meine Seele verlangt."

„Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist in Wahrheit das Licht der Welt!" sprach Barlaam. „Er erleuchtete die Menschen durch Seine Lehre. Gott selbst stellte Ihn als den Lehrer der Menschen dar. Er zeigte Ihn auf einem Berge in himmlischer Klarheit. Moses und Elias, die schon vor Jahrhunderten als Gottes treueste Diener zu den Vätern geredet hatten, erschienen neben Jesus in verherrlichter Gestalt; und eine Stimme vom Himmel rief: „Dieser ist mein geliebter Sohn; Ihn sollt ihr hören." Jesus ging überall im Lande umher, und lehrte in allen Städten und Flecken, unter freiem Himmel und im Tempel. „Denn," sagte Er, „dazu bin ich gekommen." Er lehrte uns: Gott, der allmächtige Herr Himmels und der Erde, sey unser lieber Vater, und wir Menschen alle sollen Seine Kinder seyn. Wir sollen daher Gott über Alles, und die Menschen wie uns selbst lieben. Er zeigte uns die ganze sichtbare Welt in einem freundlichen Lichte, und lehrte uns in derselben die Liebe Gottes sehen. Gottes Sonne ist es, die über alle Menschen, gute und böse, aufgeht; Sein ist der Regen, der unsere Felder und Gärten befeuchtet und grünen und

blühen macht. Er nährt den Vogel in der Luft; Er kleidet die Blumen des Feldes mit mehr als königlicher Pracht. Ueber alle Seine Geschöpfe aber hat Er den Menschen erhoben. Die Menschen dürfen Ihn Vater nennen, und sollen Ihm ähnlich werden. „Seyd vollkommen," sprach Jesus Christus, „wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!"

„Wie erhebend ist der Gedanke," rief Josaphat hoch erfreut, „Gott, der allmächtige Herr Himmels und der Erde, sey der Vater der Menschen! Wenn Jesus Christus nur diese einzige große Wahrheit gelehrt hätte, welchen unendlichen Dank wären wir Ihm schon schuldig! Wer sollte nicht darnach trachten, vollkommen zu seyn, wie es Kindern Gottes geziemt! Ein Kind Gottes zu seyn, ehrt den Menschen mehr als eine Krone."

„Jesus lehrte nicht bloß mit Worten," sprach Barlaam, „sondern auch durch Sein Beispiel. Er war selbst in Allem, was Er that und litt, das Vorbild der reinsten Heiligkeit. Er zeigte in Seinem ganzen Thun und Lassen, wie wahrhaft gute Menschen, an denen Gott Wohlgefallen haben kann, gesinnt seyn sollen und sich betragen müssen. Er war von Herzen demüthig und sanftmüthig; voll Liebe und Erbarmung ging Er umher und that Gutes; Er war bei den größten Leiden, die Er aus Liebe zu den Menschen ertrug, die lautere

Geduld; Er war bereit, sogar Sein Leben für die Menschen zu geben. Den Willen Seines Vaters im Himmel zu thun, ging Ihm über Alles. Sein ganzes Leben war eine stete Verherrlichung Gottes, eine beständige Wohlthätigkeit gegen die Menschen."

Barlaam erzählte einzelne Beispiele davon. Josaphat fand daran großes Wohlgefallen, und sprach tief gerührt: „Welch ein schönes, welch ein erhebendes Vorbild ist Jesus für uns! Wenn man nur immer gewöhnliche, alltägliche Menschen um sich sieht, so hält man sich leicht für gut genug, und ist wenig darum bekümmert, besser zu werden. Das Leben Jesu soll mir gleichsam ein heller Spiegel seyn, in den ich fleißig hinein sehe, um Seinem Bilde ähnlich zu werden."

„Jesus Christus," sprach Barlaam weiter, „ist das Heil der Welt. Er erwies sich als Denjenigen, Den Gott gesandt hat, die tiefste Seelenwunde der Menschen, die Sünde, zu heilen, und allen Schaden, den die Sünde den Menschen an Leib und Seele zugefügt hat, gut zu machen. Er zeigte sich als den Wiederhersteller der zerrütteten Menschennatur. Er machte mit einem Worte, mit einem Winke, die Blinden sehen, die Tauben hören, die Lahmen gehen; Er machte die Aussätzigen rein, und gab ihnen, die gräßlich entstellt waren, die schöne menschliche Gestalt wieder. Er machte sogar die Todten wieder lebendig. Er sprach da

zu einem Kinde, das eben verschieden war: „Mädchen, Ich sage dir, steh auf!" dort zu einem Jünglinge, der schon auf der Bahre lag und zu Grabe getragen wurde: „Jüngling, steh auf!" und sie standen auf; ja Er rief sogar einem Todten, der schon im Grabe zu verwesen anfing: „Komm heraus!" und er kam heraus."

Die wundervollen Thaten Jesu machten auf Josaphat, der über die mancherlei Gebrechen der Menschen, über Tod und Verwesung so tief betrübt war, den freudigsten Eindruck. „Wahrhaftig," rief er, „ich kann mir nichts Erfreulicheres denken, als wie Jesus Gesundheit und Leben um sich her verbreitete, allem Elende abhalf, und sogar dem Tode gebot. Da bewies Er recht augenscheinlich, daß Er Macht habe, die Menschen wieder in jenen seligen Stand zu versetzen, in dem sie vor dem Sündenfalle im Paradiese gelebt haben."

„Diese leiblichen Wohlthaten," sprach Barlaam, „hatten aber noch eine höhere Absicht; Jesus zeigte dadurch, was Er dem Geiste des Menschen seyn wolle. Er kam, die Menschen, die der Seele nach für die Wahrheit blind und taub, und zum Guten lahm sind, in denen das Ebenbild Gottes verwüstet ist, die in Sünde erstorben sind, gleichsam neu zu schaffen. Er gibt denen, die an Ihn glauben, das rechte Leben der Seele.

Da die Sünde das größte Uebel, ja die Wur-

zel alles menschlichen Elendes ist, so legte Jesus gleichsam die Axt an die Wurzel. Er, der Sohn Gottes, der aus Liebe zu den Menschen Mensch geworden, und sich am liebsten den Menschensohn nannte, zeigte durch Wort und That, daß Er in diese Welt gekommen sey, die Menschen von Sünden frei zu machen, die Schuld und Strafe der Sünde zu tilgen, und den Menschen die Kraft mitzutheilen, heilig und selig zu werden. „Der Menschensohn," sprach Er, „ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." Er forderte sogleich zu Anfang Seines Lehramtes die Menschen auf: „Thut Buße, ändert euren Sinn." Er lud alle Menschen, die unter dem eisernen Joche der Sünde schmachten und von deren Last danieder gedrückt sind, zu sich ein: „Kommt zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, und Ich will euch erquicken. Nehmet Mein Joch auf euch, und ihr werdet die Ruhe eurer Seele finden. Denn Mein Joch ist sanft, und Meine Bürde ist leicht." Er verzieh denen, die an Ihn glaubten und reumüthig zu Ihm kamen, die Sünden. Um zu zeigen, daß Er die Macht habe, Sünden zu vergeben und ihre Folgen zu tilgen, sprach Er zu einem Menschen, der durch seine Sünden elend und gichtbrüchig geworden, sie aber bereute und sich auf seinem Bette zu Ihm tragen ließ: „Deine Sünden sind dir vergeben; steh' auf, nimm dein Bett

und geh' nach Hause." Und der Mann stand augenblicklich auf und ging, an Leib und Seele wieder hergestellt, Gott preisend nach Hause.

Jesus forderte vor Allem Glauben. Er betheuerte, im Glauben an Ihn können die Menschen alle Hindernisse des Guten, alle Macht der Sünde und des Bösen überwinden; Er gibt den Gläubigen die Kraft dazu. „Wahrlich," sprach Er gleichnißweise zu Seinen Jüngern, die Er sich aus dem Volke ausgewählt hatte, „wenn ihr nur Glauben habt wie ein Senfkörnlein, so möget ihr zu einem Berge sagen, hebe dich hinweg, so wird er sich hinweg heben, und euch wird nichts unmöglich seyn." Dieser Glaube aber ist ein Licht und eine Kraft von oben, eine Gabe Gottes. Jesus Christus selbst sprach: „Das ist Gottes Werk, daß ihr an Den glaubet, Den Er gesandt hat."

„Um den sündigen Menschen von dem heiligen, gerechten Gott, der alle Sünden verabscheut und sie nicht ungestraft lassen kann, Verzeihung zu erlangen und ihnen die Kraft zu erwerben, die sie zu Gottes Ebenbild erneuet, hat Jesus Christus, der Sohn Gottes, nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse und aus unendlicher Liebe zu den Menschen, große Leiden auf sich genommen. Er wollte wie ein Lamm geopfert werden, die Sünden der Welt zu tilgen und die Menschen mit Gott zu versöhnen. So haben es die Propheten vorher

verkündet. Darauf deutete schon das Lamm, das die Israeliten am Abende vor ihrem Auszuge aus Aegypten schlachteten und mit dessen Blute sie ihre Wohnungen bezeichneten, wie Gott es durch Moses befohlen hatte. Ja, sie mußten noch alle Jahre ein Lamm schlachten, das Osterlamm genannt, nicht nur zum dankbaren Andenken an jene wunderbare Befreiung aus der Dienstbarkeit Aegyptens, sondern auch als ein Sinnbild des künftigen Erlösers. Der die Menschen aus der weit schrecklicheren Dienstbarkeit der Sünde erlösen, und als ein schuldloses, geduldiges Opferlamm Sein Leben zum Opfer darbringen werde. Er selbst betheuerte, Er werde Seinen Leib dahin geben und Sein Blut vergießen zur Vergebung der Sünden."

Mit heiliger Andacht und Rührung erzählte Barlaam hierauf, wie Jesus Christus am letzten Abendmahle, nachdem Er mit Seinen Jüngern das Osterlamm gegessen, die heiligen Geheimnisse Seines Leibes und Blutes eingesetzt habe, damit wir der Früchte dieser Seiner Erlösung theilhaft werden.

„An diesem letzten Abendmahle," sprach Barlaam, „gab Jesus Seinen Jüngern das Gebot: „Liebet einander, wie Ich euch geliebet habe. Niemand kann eine größere Liebe haben, als daß er sein Leben für seine Freunde gebe." Und so gab Er denn für uns Sein Leben dahin! Gott fügte es so, daß Jesus ausgeliefert wurde, in die Hände

der Sünder. Diese nahmen Ihn zu Nacht, in einem Garten am Oelberge, wo Er betete, gefangen, banden Ihn mit Stricken, geißelten Ihn, setzten Ihm, dem Könige Himmels und der Erde, zum Spotte eine Krone von Dornen auf das Haupt, und schlugen Ihn an das Kreuz. Er aber betete für diese Seine Mörder: „Vater verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" Voll des kindlichsten Gehorsams gegen Seinen Vater, voll unaussprechlicher Liebe zu den Menschen duldete und blutete Er, bis Er ausrufen konnte: „Es ist vollbracht!"

Hier schwieg Barlaam in stiller Anbetung. Josaphat aber konnte sich nicht enthalten, laut auszurufen: „Ach, das ist mir noch das Erstaunenswürdigste von Allem, daß Er, über Dessen Geburt die Engel frohlockten, Er, der auf jenem Berge in so großer Herrlichkeit erschien und über Den die Stimme Gottes vom Himmel herabkam: „Dieser ist Mein geliebter Sohn!" daß nun Er am Kreuze in solcher Schmach eines so blutigen Todes gestorben! Und diesem schmerzvollen Tode unterwarf Er sich aus Liebe zu uns Menschen! O, ich kann es nicht aussprechen, was ich empfinde! Mein ganzes Herz brennt von Liebe zu Ihm. Ich kann nur anbeten — und danken für Alles, was Er von der Krippe bis zum Kreuze für uns Menschen gethan und gelitten hat!"

„Ja," sprach Barlaam, „sowohl über Seine Krippe, als über Sein Kreuz könnte man die Worte schreiben, die Er selbst gesagt hat: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."

Josaphat faltete die Hände und blickte anbetend zum Himmel. „Aber," fing er über eine Weile an, „was geschah weiter? Mit dem Tode Jesu konnte die Geschichte Jesu unmöglich zu Ende seyn!"

Barlaam sprach: „Die Leiche Jesu wurde von dem Kreuze abgenommen und in das Grab gelegt. Allein nun zeigte Jesus Christus Sich auf das herrlichste als den Ueberwinder des Todes. Schon während Seines Erdelebens sprach Er, als Er jenen Todten aus dem Grabe hervor rief: „Ich bin die Auferstehung und das Leben." Nun erstand Er selbst von dem Tode und ging lebend als Besieger des Todes aus dem Grabe hervor, stellte sich Seinen Jüngern lebendig und verherrlicht dar, und gab ihnen so einen augenscheinlichen Beweis von einem Leben jenseits des Grabes.

Zwar blieb der Tod, die Trennung des Leibes von der Seele, für uns unvermeidlich. Allein Jesus verglich den Tod mit einem sanften Schlafe. „Wer Meinen Worten Gehör gibt," sprach Er,

„und an Den glaubt, Der Mich gesandt hat, ist vom Tode hindurch gedrungen zum Leben. Wer Mein Wort hält, wird den Tod nicht sehen ewiglich."

„Doch nicht nur die Seele des Menschen wird nach dem zeitlichen Tode fortleben, wie wir an Moses und Elias sehen, die Gott längst von dieser Welt hinweggenommen hatte, und die auf dem Berge der Verklärung sich in verklärter Gestalt bei Jesus eingefunden haben. Auch der Leib des Menschen, wiewohl er in die Erde gelegt wird und verweset, wird wieder auferstehen, und in schönerer Gestalt aus der Erde hervorkommen. Es ist da nach dem tröstlichen Gleichnisse Jesu, wie mit einem Weizenkörnlein, oder was immer für einem Samenkörnlein, das in die Erde gelegt wird, darin verweset, und als eine Aehre oder schöne Blume wieder aus der Erde hervorkömmt."

„O Gott sey Lob und Dank!" sprach Josaphat. „Mir fällt ein schwerer Stein vom Herzen. Der Tod war mir bisher das Schauerlichste, das ich mir denken konnte. Nun kann ich aber dem Tode ohne Schrecken entgegen sehen! Nun muß ich nicht mehr trostlos und ohne Hoffnung vom Grabe geliebter Freunde zurückkehren! Ihm, dem Erlöser, dem Besieger des Todes sey Lob und Dank!"

„Nach seiner Auferstehung," fuhr Barlaam fort zu erzählen, „brachte Jesus Christus noch

vierzig Tage im vertraulichen Umgange mit Seinen Jüngern zu, und redete mit ihnen von dem Reiche Gottes. Er versprach ihnen noch einmal den heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, von dem Er ihnen schon vor Seinem Tode gesagt hatte: „Der heilige Geist, Den euch der Vater senden wird in Meinem Namen, Der wird euch Alles lehren und euch an Alles erinnern, was Ich euch gesagt habe." Bevor Jesus die Erde verließ, versammelte Er Seine Jünger noch einmal auf einem Berge um sich, und sprach, in ihrer Mitte stehend, zu ihnen: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes. Und seht, Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt." Hierauf segnete Er sie und erhob sich vor ihrer Aller Augen zum Himmel, und ging ein in die Herrlichkeit Seines Vaters. Diese Herrlichkeit versprach Er einst mit uns zu theilen, und versicherte, wir werden auch einst dort seyn, wo Er jetzt ist — im Himmel."

Josaphat verlangte noch mehr von dem Himmel zu wissen. Barlaam sprach: „Wie ein Blinder sich die Schönheit dieser sichtbaren Welt nicht vorstellen kann, so können wir uns von der Schönheit und Herrlichkeit jener Welt keine Vorstellung machen. Was uns aber Jesus davon gesagt hat,

ist genug; es ist eben so verständlich als erfreulich: „Euer Herz betrübe sich nicht!" hat Er, bevor Er in den Himmel zurück kehrte, zu Seinen Jüngern gesagt. „In dem Hause Meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten, und werde euch dann zu Mit nehmen, damit auch ihr seyd, wo Ich bin. Ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und Niemand wird euch eure Freude mehr nehmen."

„Der Gedanke an den Himmel," sprach Josaphat, „soll mir von nun an einer meiner liebsten Gedanken seyn. Auf dieser Welt sind wir doch nur Fremdlinge, und haben hier keine bleibende Stätte! Wir alle müssen einmal fort von hier. Was wir hier auf Erden unser Vaterland nennen, ist für uns nur ein fremdes Land! Wie freue ich mich, daß es noch ein besseres Vaterland für uns gibt! O wie gut wird es dort seyn in dem Vaterhause, in dem Hause des Vaters im Himmel!"

Barlaam erzählte ferner: „Als Jesus zum Himmel auffuhr, und die Jünger Ihm sehnsuchtsvoll nachschauten, bis eine Wolke Ihn ihren Blicken verbarg, da standen plötzlich zwei Engel in ihrer Mitte und sagten zu ihnen: „Eben so, wie Jesus jetzt in den Himmel aufgenommen worden, werde Er einst wiederkommen." Eben dieses hat Jesus selbst öfter vorausgesetzt: „Der Menschensohn wird wiederkommen in der Herrlichkeit Seines Vaters

mit Seinen Engeln und dann wird Er einem Jeden vergelten nach seinen Werken."

Nun erzählte Barlaam noch, daß Jesus, wie Er es verheißen hatte, Seinen Jüngern den heiligen Geist gesendet habe, den Geist der Wahrheit, den Tröster, der mit dem Vater und dem Sohne Eines göttlichen Wesens ist. „Die Feuerflammen," sprach Barlaam, „die in dem Saale, in dem die Jünger versammelt waren, erschienen und über eines Jeden Haupte schwebten, deuteten ihnen äußerlich an, was die unsichtbare Kraft des heiligen Geistes in ihrem Innern bewirke. Ihr Verstand wurde von göttlicher Weisheit erleuchtet, ihr Herz von Liebe zu Gott und Menschen entzündet. Nun erst verstanden sie Alles, was Jesus sie gelehrt hatte; sie fühlten in sich die Kraft, Alles getreu zu befolgen. Sie waren voll Muthes, voll himmlischen Trostes. Sie gingen, wie Jesus ihnen geboten hatte, hin in alle Welt und verkündeten als Boten Gottes an die Menschen, als Apostel, überall das Evangelium, die frohe Botschaft von Jesus Christus, dem Erlöser. So kam es, daß diese Botschaft auch in unserm Lande verkündet wurde, und daß sie jetzt auch dir verkündet wird."

Josaphat hatte dem ehrwürdigen Greise mit so großer Aufmerksamkeit und so inniger Andacht zugehört, daß er kein Auge von ihm verwandte. Da er die Geschichte Jesu zum ersten Male hörte, so

machte sie einen desto tiefern Eindruck auf sein Herz. Ueber Alles aber rührte ihn die große Liebe Jesu zu den Menschen. „Auch für mich," rief er mit Thränen in den Augen, „hat Er, schon ehe ich geboren worden, Sein Leben gegeben! Er hat uns zuvor geliebt; wer sollte Ihn nicht wieder lieben!"

„Was ich dir, lieber Königssohn," sprach Barlaam, „jetzt nur kurz angedeutet habe, sollst du in den folgenden Tagen ausführlich hören. Wir wollen nun die schriftlichen Nachrichten, die von Jesus Christus auf uns gekommen sind, mit einander lesen, und ich werde mich bestreben, sie dir auszulegen. Viele große Wahrheiten, die ich bis jetzt nicht einmal berühren konnte, sollst du nach und nach inne werden. Insbesondere wirst du vernehmen, wie Jesus Christus Alle, die an Ihn glauben, in Eine Gemeinschaft, Eine Kirche vereinigte, und in ihr die stete Verkündigung seines Wortes und die Ausspendung heiliger Geheimnisse angeordnet habe, damit alle Menschen künftiger Zeiten, die an Ihn glauben, eben jenes Heiles theilhaftig werden können, wie Diejenigen, die Ihn mit Augen gesehen und an Ihn geglaubt haben.

Du wirst mit der Hülfe Gottes erkennen, daß Alles, was Jesus Christus gelehrt, gethan und gelitten hat, voll göttlicher Weisheit und Liebe sey; du wirst erfahren, daß in dem heiligen

Evangelium eine Kraft sey, Alle, die daran glauben, selig zu machen."

Barlaam stand auf, blickte betend zum Himmel, und sprach zu Josaphat, der auf die Knie niedersank: „Gott, der Allmächtige, der dir das Herz öffnete, daß Sein Wort bei dir Eingang gefunden hat, Er, der allein Wachsthum und Gedeihen geben kann, segne dich, und wolle immer mit dir seyn, damit das Samenkorn des göttlichen Wortes für dich und dein Volk hundert- ja tausendfältige Früchte bringe."

Zehntes Kapitel.

Der treue Sklave.

Während Prinz Josaphat in Gesprächen von himmlischen Dingen mit Barlaam selige Tage zubrachte, und nicht satt wurde, ihm zuzuhören, begab der Götzenpriester, der in dem Schlosse des Prinzen angestellt war, sich zu dem Könige und sprach zu ihm: „Ein Christ hat sich unter dem Vorwande, er handle mit Edelsteinen und Perlen, zu dem Prinzen, deinem Sohne, in den Pallast eingeschlichen, und sein Zutrauen gewonnen, um einen Christen aus ihm zu machen. Stunden lang,

ja wohl ganze Tage hindurch reden sie mit einander. Der Prinz achtet wenig mehr auf den Unterricht seiner übrigen Lehrer; er hat nur Aug' und Ohr für den vermummten Christenlehrer. Sieh' wohl zu, daß dein geliebter Sohn, dieser edle Prinz, nicht ein Christ werde, — wenn er es leider nicht schon ist!"

Der König ward über diese Nachricht höchst aufgebracht. „Welche Vermessenheit," rief er, „welcher Frevel! Habe ich nicht alle Verkünder dieser Lehre aus meinem Reiche verbannt? Habe ich nicht mehrere dieser Lehrer, die sich in dem Lande verborgen hielten, öffentlich hinrichten lassen, um durch diese blutigen Beispiele Andere zu schrecken? Und dennoch wagt es einer dieser kecken Menschen, die unsern Göttern Hohn sprechen, sogar meinem Sohne zu nahen, um ihn mir, seinem Vater, und der Religion seiner und meiner Väter zu entfremden! Diesen Hochverrath soll der Frevler mit seinem Leben büßen. Auf der Stelle soll eine Schaar meiner Krieger aufbrechen, den Pallast umringen, den ruchlosen Bösewicht ergreifen und ihn gefesselt hieher bringen. Daher, auf dem Hauptplatze meiner Hauptstadt, soll er an einen Pfahl gebunden und öffentlich verbrannt werden. Sie sollen erfahren, diese Fremdlinge, was es heiße, sich mir zu widersetzen. Alles Volk soll es inne werden, ob der Gott der Christen ihn retten könne."

Zadi, der älteste Rath des Königs, der eben bei ihm stand, winkte dem Götzenpriester sich zu entfernen, und sprach dann zum Könige: „Mein Herr und König, übereile dich nicht! Du kennst den einfachen, aber sehr weisen Denkspruch: „Besserer Rath kommt über Nacht!" Handle nicht im Zorn; das geziemt keinem Menschen, am allerwenigsten aber einem Könige. Ich habe, wenn du zornig warst, dir öfter gerathen, deinen Entschluß auf den folgenden Tag zu verschieben. Du warst immer so gnädig, meinen Rath nicht gering zu achten; du sahst die Sache, nachdem sich dein Zorn gelegt hatte, anders an, und hast mir für meinen wohlmeinenden Rath gedankt. Höre, ich bitte dich flehentlich, mich auch jetzt. Es betrifft die Ruhe, die Zufriedenheit deines Sohnes, den ich — beinahe getraue ich mir es zu behaupten — so herzlich, so innig liebe, als du selbst, mein Herr und König! Es ist dir nur zu gut bekannt, wie Josaphat, dein geliebter Sohn, schon längere Zeit her sehr trübsinnig gewesen. Deine Weisen versuchten vergebens, ihn zu erheitern. Dieser fremde Mann, der — sey er nun, wer er wolle! — es gewiß gut mit deinem Sohne meint, hat diese Mühe auf sich genommen, und es ist ihm, wie ich sicher vernahm, gelungen. Der Prinz, dein geliebter Sohn, ist nunmehr heiterer und zufriedener als je, ja recht seelenfroh. Wie müßte es ihn kränken, wenn du

zum Danke für die deinem Sohne erwiesene Wohlthaten diesen seinen Wohlthäter — hinrichten ließest! O gewiß, nicht Das, was ihm der Fremde gesagt haben mag, und was gewiß nichts Böses seyn kann — sondern Das, was du thun willst, würde das Herz deines Sohnes für immer von dir entfernen. Warte, warte — ich bitte dich kniefällig! — mit Ertheilung deiner Befehle bis morgen."

„Nun wohl," sprach der König, „ich will warten, bis die Sonne aufgegangen ist. Du wirst aber sehen, daß ich meinen Sinn nicht ändere. Der Haß gegen dieses Christenvolk steckt zu tief in meinem Herzen. Was ich mir von ihrer Lehre erzählen ließ, dünkt mich zu thöricht, zu widersinnig. Doch genug! Ich will warten; morgen das Weitere."

„Ich habe also dein Wort!" sprach Zadi, und entfernte sich. Er meinte es mit dem Könige, seinem Herrn, von Herzen gut, und hielt es für seine Pflicht, ihn auf alle Weise abzuhalten, Böses zu thun; dabei war er sehr klug. Er hatte einen Sklaven, der die treueste, gutmüthigste Seele von der Welt war. Der menschenfreundliche Zadi hatte ihm schon vor drei Jahren die Freiheit geschenkt. Der Sklave nahm dieses Geschenk mit Thränen des Dankes an, bat aber eben so gerührt um die Gnade, ihm ferner dienen zu dürfen. Er diente ihm auch als frei aus freiem Willen eben so treu,

wie vorhin als Sklave, und verrichtete alle, auch die beschwerlichsten und niedrigsten Arbeiten, mit sichtbarer Freude. Sein Herr, der dem Christenvolke — wiewohl er sich zur Zeit noch nicht zur christlichen Religion bekannte — nicht abgeneigt war, wußte wohl, dieser Sklave sey heimlich ein Christ. Er befragte ihn aber nie darüber, und hatte nichts dagegen.

Diesen Sklaven berief Zadi jetzt zu sich in sein Arbeitszimmer, und sprach zu ihm: „Du, Jonas, geh' hinaus auf das Schloß des Prinzen. Der Hausmeister hat mir mit Bewilligung des Prinzen versprochen, mir einige von den kleinen niedlichen Goldfischchen zu senden, die sich draußen in dem See des Gartens befinden. Sie sollen zur Zierde des Springbrunnens in meinem Garten dienen. Hier hast du einige Goldstücke; diese gib dem Hausmeister als Zeichen meiner Erkenntlichkeit für seine Bemühung. — Nun habe ich dir aber noch einen andern Auftrag zu geben, von dem du keinem Menschen ein Wort sagen darfst, als dem Prinzen selbst. Niemand darf wissen, daß du in dem Schlosse ein anderes Geschäft habest, als dir von dem Hausmeister die versprochenen Fische geben zu lassen, und dem Prinzen dafür meinen Dank zu bezeigen. Höre nun die wichtige Botschaft, die ich dir anvertraue, und merke wohl auf, was du dem Prinzen zu melden hast."

Zadi sagte dem Jonas die Worte dieser Botschaft zwei- bis dreimal deutlich vor, und ließ ihn dieselben wiederholen, um sich zu überzeugen, ob Jonas sie recht gefaßt habe, und sprach dann: „Eile nun, und mache deine Sache gut.“

Jonas nahm zum Weiterbringen der Fische eine Lägel, ein hölzernes Gefäß in Gestalt eines Fäßchens, schwang es auf den Rücken, und machte sich augenblicklich auf den Weg, lief ungeachtet der brennenden Mittagshitze dieses Landes, während welcher Feld und Straße von Menschen leer war und alle den Schatten suchten, ununterbrochen dem Pallaste des Prinzen zu, kam Abends an dem Thore an, verlangte zu dem Hausmeister, bat ihn um die Fische, überreichte ihm die Goldstücke, und sagte, daß er im Namen seines Herrn dem Prinzen zu danken wünsche. Der Hausmeister führte ihn in den Garten, wo sich der Prinz eben befand.

Der Prinz saß mit Barlaam unter einer Palme, und Barlaam las ihm eben die schöne Geschichte vor von jenem Mohren, dem Kämmerer der Königin von Kandazes, der von Philippus getauft worden. Der Sklave blieb in einiger Entfernung, sich nach morgenländischer Sitte tief verneigend und die Arme über der Brust kreuzend, stehen. Der Prinz, der ihn kannte, stand auf, ging zu ihm hin, und Jonas dankte ihm für die Fische und sprach dann, nachdem der Hausmeister sich entfernt

hatte: „Zadi, mein Herr, läßt dir sagen: Der fremde Mann, der bei dir ist, dein Freund und Lehrer, steht in Gefahr, morgen aufgegriffen und hingerichtet zu werden. Sorge dafür, daß er eilig die Flucht ergreife."

Der Prinz erschrack, und bot dem Sklaven ein ansehnliches Geschenk an, das dieser aber nicht annahm. „Die Freude, dir zu dienen," sprach Jonas, „ist mir Lohnes genug." Der Prinz selbst führte hierauf den armen Sklaven in die Gesindestube, und befahl, ihn zu erquicken und auf das Beste zu verpflegen.

Eilftes Kapitel.

Josaphat wird getauft.

Der gute Königssohn kehrte mit blassem Angesicht zu Barlaam zurück, und sprach mit allen Zeichen des Schreckens: „O liebster Lehrer, zu dem ich mehr Vertrauen und Liebe habe, als zu allen anderen Menschen in der Welt! Der König will dich gefangen nehmen und dich hinrichten lassen."

Barlaam sagte ruhig und ohne daß man das geringste Merkmahl von Furcht an ihm wahrnehmen konnte: „Der Wille Gottes geschehe! Ich

zum Danke für die deinem Sohne erwiesene Wohlthaten diesen seinen Wohlthäter — hinrichten ließest! O gewiß, nicht Das, was ihm der Fremde gesagt haben mag, und was gewiß nichts Böses seyn kann — sondern Das, was du thun willst, würde das Herz deines Sohnes für immer von dir entfernen. Warte, warte — ich bitte dich kniefällig! — mit Ertheilung deiner Befehle bis morgen."

„Nun wohl," sprach der König, „ich will warten, bis die Sonne aufgegangen ist. Du wirst aber sehen, daß ich meinen Sinn nicht ändere. Der Haß gegen dieses Christenvolk steckt zu tief in meinem Herzen. Was ich mir von ihrer Lehre erzählen ließ, dünkt mich zu thöricht, zu widersinnig. Doch genug! Ich will warten; morgen das Weitere."

„Ich habe also dein Wort!" sprach Zadi, und entfernte sich. Er meinte es mit dem Könige, seinem Herrn, von Herzen gut, und hielt es für seine Pflicht, ihn auf alle Weise abzuhalten, Böses zu thun; dabei war er sehr klug. Er hatte einen Sklaven, der die treueste, gutmüthigste Seele von der Welt war. Der menschenfreundliche Zadi hatte ihm schon vor drei Jahren die Freiheit geschenkt. Der Sklave nahm dieses Geschenk mit Thränen des Dankes an, bat aber eben so gerührt um die Gnade, ihm ferner dienen zu dürfen. Er diente ihm auch als frei aus freiem Willen eben so treu,

wie vorhin als Sklave, und verrichtete alle, auch die beschwerlichsten und niedrigsten Arbeiten, mit sichtbarer Freude. Sein Herr, der dem Christenvolke — wiewohl er sich zur Zeit noch nicht zur christlichen Religion bekannte — nicht abgeneigt war, wußte wohl, dieser Sklave sey heimlich ein Christ. Er befragte ihn aber nie darüber, und hatte nichts dagegen.

Diesen Sklaven berief Zadi jetzt zu sich in sein Arbeitszimmer, und sprach zu ihm: „Du, Jonas, geh' hinaus auf das Schloß des Prinzen. Der Hausmeister hat mir mit Bewilligung des Prinzen versprochen, mir einige von den kleinen niedlichen Goldfischen zu senden, die sich draußen in dem See des Gartens befinden. Sie sollen zur Zierde des Springbrunnens in meinem Garten dienen. Hier hast du einige Goldstücke; diese gib dem Hausmeister als Zeichen meiner Erkenntlichkeit für seine Bemühung. — Nun habe ich dir aber noch einen andern Auftrag zu geben, von dem du keinem Menschen ein Wort sagen darfst, als dem Prinzen selbst. Niemand darf wissen, daß du in dem Schlosse ein anderes Geschäft habest, als dir von dem Hausmeister die versprochenen Fische geben zu lassen, und dem Prinzen dafür meinen Dank zu bezeigen. Höre nun die wichtige Botschaft, die ich dir anvertraue, und merke wohl auf, was du dem Prinzen zu melden hast."

Zadi sagte dem Jonas die Worte dieser Botschaft zwei- bis dreimal deutlich vor, und ließ ihn dieselben wiederholen, um sich zu überzeugen, ob Jonas sie recht gefaßt habe, und sprach dann: „Eile nun, und mache deine Sache gut."

Jonas nahm zum Weiterbringen der Fische eine Lägel, ein hölzernes Gefäß in Gestalt eines Fäßchens, schwang es auf den Rücken, und machte sich augenblicklich auf den Weg, lief ungeachtet der brennenden Mittagshitze dieses Landes, während welcher Feld und Straße von Menschen leer war und alle den Schatten suchten, ununterbrochen dem Pallaste des Prinzen zu, kam Abends an dem Thore an, verlangte zu dem Hausmeister, bat ihn um die Fische, überreichte ihm die Goldstücke, und sagte, daß er im Namen seines Herrn dem Prinzen zu danken wünsche. Der Hausmeister führte ihn in den Garten, wo sich der Prinz eben befand.

Der Prinz saß mit Barlaam unter einer Palme, und Barlaam las ihm eben die schöne Geschichte vor von jenem Mohren, dem Kämmerer der Königin von Kandazes, der von Philippus getauft worden. Der Sklave blieb in einiger Entfernung, sich nach morgenländischer Sitte tief verneigend und die Arme über der Brust kreuzend, stehen. Der Prinz, der ihn kannte, stand auf, ging zu ihm hin, und Jonas dankte ihm für die Fische und sprach dann, nachdem der Hausmeister sich entfernt

hatte: „Zadi, mein Herr, läßt dir sagen: Der fremde Mann, der bei dir ist, dein Freund und Lehrer, steht in Gefahr, morgen aufgegriffen und hingerichtet zu werden. Sorge dafür, daß er eilig die Flucht ergreife."

Der Prinz erschrack, und bot dem Sklaven ein ansehnliches Geschenk an, das dieser aber nicht annahm. „Die Freude, dir zu dienen," sprach Jonas, „ist mir Lohnes genug." Der Prinz selbst führte hierauf den armen Sklaven in die Gesindestube, und befahl, ihn zu erquicken und auf das Beste zu verpflegen.

Eilftes Kapitel.

Josaphat wird getauft.

Der gute Königssohn kehrte mit blassem Angesicht zu Barlaam zurück, und sprach mit allen Zeichen des Schreckens: „O liebster Lehrer, zu dem ich mehr Vertrauen und Liebe habe, als zu allen anderen Menschen in der Welt! Der König will dich gefangen nehmen und dich hinrichten lassen."

Barlaam sagte ruhig und ohne daß man das geringste Merkmahl von Furcht an ihm wahrnehmen konnte: „Der Wille Gottes geschehe! Ich

stehe in Seiner Hand; gegen Seinen Willen kann kein Haar meines Hauptes verloren gehen. Will es aber Gott, daß ich jetzt sterbe, so freue ich mich, meinen festen Glauben an Ihn und Seinen Sohn Jesus Christus durch meinen Tod bezeugen zu können."

„Das ist groß und schön von dir," sprach der Prinz; „allein ich und viele Menschen haben dich noch länger nothwendig. Du mußt uns noch länger Licht und Trost seyn. Jener edle Mann, der mir die Gefahr, in der du schwebest, berichten ließ, rathet zur schleunigen Flucht. Befolge diesen Rath; er ist wie mich dünkt, sehr gut. Erspare meinem Vater ein Verbrechen, und mir, der ich noch ein Anfänger im Glauben bin, einen unaussprechlichen Schmerz. Entfliehe! ich aber werde, o du mein zweiter besserer Vater, mit dir entfliehen, und mich nie mehr von dir trennen. Ich will mit dir eine arme Hütte bewohnen; die Worte deines Mundes gehen mir über alle Pracht und Reichthümer königlicher Palläste. Laß mich deinen Sohn, ja nur deinen Diener seyn. Ich will mit dir leben und sterben."

„Nein, du guter Königssohn," sprach Barlaam, „das darf nicht seyn! Gott hat dich zu einem höheren Berufe bestimmt! Du sollst einmal eine Krone tragen. Das Glück unzähliger Menschen will Gott in deine Hand legen. Du sollst ihnen einmal nicht

nur unübersehbare zeitliche Wohlthaten erweisen; du kannst auch dazu beitragen, daß sie den wahren Gott kennen lernen; du kannst Seinem heiligen Worte Raum machen, daß es frei und ungehindert verkündet werde. Dein Beispiel wird deinen künftigen Unterthanen augenscheinlich darstellen, was es Göttliches um die Religion Jesu sey, und welche herrliche Früchte sie bringe. Unter deinem Zepter werden sie ein stilles, ruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit."

„Gott gebe es!" sprach Josaphat. „Ich will deinen guten Rath, geliebter Vater, befolgen, und bleiben! Noch habe ich aber eine Bitte an dich. Wir haben noch Zeit, daß du sie erfüllest. Die Krieger meines Vaters können vor morgen Mittags nicht hier eintreffen; die Nacht ist also noch unser. Höre daher meine Bitte! Christus der Herr befahl den Verkündern des Evangeliums nicht nur zu lehren, sondern auch zu taufen. Er selbst sagte: „Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, kann nicht eingehen in das Reich Gottes." Petrus rief am Pfingstfeste den Bußfertigen unter dem versammelten Volke zu: „Laßt euch taufen zur Vergebung der Sünden, und ihr werdet den heiligen Geist empfangen." Jener Mohr, von dem du mir eben jetzt die schöne Geschichte gelesen hast, hat zu Philippus gesagt: „Sieh, da ist Wasser, was hindert mich

noch, daß ich getauft werde?" Philippus sprach: „Wenn du von ganzem Herzen glaubest, so darf es geschehen." Der Mohr sprach: „Ich glaube, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sey." So spreche auch ich. Mein ganzes Herz sehnt sich darnach, daß mir meine Sünden vergeben werden, daß ich neu geboren werde zum ewigen Leben, daß ich ein Mitglied der christlichen Kirche werde. Sieh, dort ist Wasser, hier ein gläubiges Herz. Taufe mich also!"

„Es sey!" sprach Barlaam, stand auf, und begab sich mit dem Prinzen zur Quelle. Der Mond ging eben auf, und beleuchtete die ehrwürdige Gestalt des heiligen Greises, die jugendliche Gestalt des frommen Prinzen, und die reine krystallklare Quelle. Der fromme Greis erhob Augen und Hände zum Himmel und betete: „O allmächtiger Gott, vor Dem wir hier stehen, Du unser Vater im Himmel, der Du den Himmel, die Erde und Alles, was darin ist, und uns Menschen erschaffen hast, der Du allwissend, heilig, gerecht, gnädig und barmherzig und von großer Güte bist; Jesus Christus, Du Sohn Gottes, der Du aus Liebe zu uns Menschen von dem Throne deines Vaters in diese Welt gekommen bist, die menschliche Natur angenommen und Dein Leben dahin gegeben hast, uns von Sünde, Elend und Tod zu erlösen, und uns das ewige Leben zu geben; Geist Gottes, Du hei-

liger Geist, der Du uns heiligest, unsere Seele von Sünden reinigest und sie neu schaffest; heiliger dreieiniger Gott, verherrliche die Wunder Deiner Erbarmungen an diesem Deinem Kinde; verleihe, lieber Vater im Himmel, daß durch diese heilige, von Deinem geliebten Sohne Jesus Christus angeordnete Handlung, dieser Jüngling von dem heiligen Geiste geheiligt, als ein neues Geschöpf, rein von Sünden, ein neues Leben, voll Glaube, Hoffnung und Liebe beginne, und Dein Wohlgefallen auf ihm ruhen möge, bis Du ihn einst zu Dir in Deine Herrlichkeit aufnehmen wirst!"

Und Josaphat sagte voll der innigsten Andacht: „Amen."

Barlaam fragte nun: „Josaphat, glaubst du an Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde? Glaubst du an Jesus Christus, den Eingebornen Sohn Gottes, unsern Erlöser? Glaubst du an den heiligen Geist, Der uns heiligt, und aus sündigen Menschen zu Kindern Gottes macht und Der dich mit der Gemeinschaft der Heiligen, der Kirche, vereinigen will?"

Josaphat antwortete auf jede der drei Fragen mit freudigem Herzen: „Ich glaube!"

Barlaam fragte dreimal: „Josaphat, willst du getauft seyn?" und Josaphat antwortete mit sichtbarem, inbrünstigem Verlangen: „Ja, ich will!"

Barlaam winkte ihm nun, niederzuknien. Bei

Der Weg, auf dem sie wandelten, führte, bald rechts bald links, an furchtbaren Abgründen vorbei. „So schmal ist der Weg zum Himmel,“ sprach Barlaam. „Weiche weder zur Rechten noch zur Linken davon ab.“

Als der anbrechende Morgen die Wolken röthete und der Mond bereits blässer schien, stand Barlaam still und sprach: „Nun ist es Zeit, daß du zurück kehrest, damit die Krieger des Königs dich zu Hause finden.“

„Ach, liebster Vater,“ sprach der Prinz, „so willst du mich denn allein zurücklassen, unter Menschen, die Gott nicht kennen, und Seinen lieben Sohn hassen? So soll ich denn dein Angesicht nicht mehr sehen?“

„Sey getrost!“ sprach Barlaam. „Auch du wirst nicht allein seyn; Gott wird überall mit dir seyn.“

Josaphat zerfloß in Thränen. Barlaam sprach: „Weine nicht! Wir werden uns wieder sehen! Christen sehen sich nie das letzte Mal. Wir werden, wie ich hoffe, uns im Himmel wiedersehen Ja, es geht mir im Geiste vor, daß wir uns auch auf Erden noch einmal sehen werden.“

Barlaam selbst brach in Thränen aus, umarmte den Prinzen, und sprach nur noch fast schluchzend die Worte: „Bleibe treu im Glauben; liebe Gott über Alles, und die Menschen wie dich selbst! Zieh hin im Frieden, und der Herr sey mit dir.“

Zwölftes Kapitel.

Der Staatsgefangene.

Kaum war Josaphat in seinem Pallaste angekommen, so rückten die Kriegsschaaren seines Vaters an. Der König selbst war in ihrer Mitte. Er trat in das Zimmer des Prinzen und rief heftig: „Wo ist der Betrüger, der mit Edelsteinen zu handeln vorgibt? Ich denke ihm seinen Handel niederzulegen. Wo steckt er!" „Der würdige Mann ist abgereist!" sprach der Prinz.

„Abgereist?" rief der König höchst befremdet, runzelte die Stirne, und fragte mit finsterm Blicke: „Wohin?" „Ich weiß es nicht," sprach der Prinz; „er hat es mir nicht gesagt."

Der König befahl seinen Kriegern, sich nach allen Weltgegenden zu vertheilen, ihm nachzusetzen, und ihn einzufangen. „Die ihn mir bringen," sagte er, „werde ich reichlich mit Golde belohnen."

Hierauf sprach er zum Prinzen: „Wie ich vernahm, ist der Mann ein Christ?"

„So ist es," sprach der Prinz, „und auch ich bin nunmehr ein Christ."

„Auch du!" rief der König erbebend vor Schrecken und Zorn. „Das ist schrecklich! Das ist mir das Widrigste von Allem, was du mir nur immer sagen könntest. Schon der Namen Christ ist mir

verhaßt. Ich habe Befehl gegeben, Alle dieses Namens aus meinem Reiche zu vertreiben oder zu tödten. Wie konntest du, du ungehorsamer Bösewicht, selbst ein Christ werden?"

„O mein Vater," sprach der Prinz, „von diesem Befehle habe ich nie ein Wort gehört. Der Name Christ war mir dahier, in meiner Abgeschiedenheit und Entfernung von der Welt, bisher ganz fremd. Aus dem Munde jenes weisen, edlen Mannes habe ich ihn das erste Mal vernommen. O liebster Vater, wüßtest du, welche Seligkeit ich in Christus gefunden habe, o gewiß, du selbst würdest zu dieser Stunde noch ein Christ!"

„Ich?" rief der König ergrimmt und stampfte mit dem Fuße. „O du Thor, das geschieht ewig nicht!"

Er ließ den Prinzen kein Wort mehr vorbringen. „Ich verurtheile dich hiemit," sprach er, „in diesem Schlosse als Staatsgefangener zu leben, bis du dich eines bessern besinnest."

Unwillig wandte ihm der König den Rücken, und reiste ab. Josaphat aber war um seinen geliebten Lehrer höchst bekümmert. Er stieg auf die Zinne des Schlosses, und sah, wie die Kriegsschaaren seines Vaters mit stürmender Eile schon in weiter Ferne hinzogen. Mit Schrecken nahm er wahr, daß eine Schaar Fußvolk, die im Bergsteigen sehr geübt war, den Weg in das Gebirg ein-

schlug, den Barlaam genommen hatte. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich des guten Prinzen. „O Du barmherziger Gott!“ rief er, „rette Du Deinen treuen Diener! Laß Barlaam seinen Verfolgern nicht in die Hände fallen!“ Der Prinz ging auf sein Zimmer, und betete auf den Knien und mit heißer Inbrunst für Barlaam. Er stand getröstet auf; das Gebet machte ihn ruhiger. Allein die Angst kam wieder. Er begab sich in den Garten, und durchwanderte alle Gänge des Gartens. An der Stelle, wo er mit Barlaam die seligsten Stunden zugebracht hatte, kniete er nieder und betete für ihn. „Lieber Vater im Himmel,“ sprach er, „wie Dein geliebter Sohn in jenem Garten in Seiner Todesangst zu Dir gefleht hat, so flehe ich jetzt zu Dir: „Laß diesen Kelch vorüber gehen!“ Der Prinz aß nicht zu Mittag; der ganze Tag verging ihm unter Gebet.

Gegen Abend entstand in dem Schlosse plötzlich ein Lärm. Mehrere Stimmen riefen: „Man hat ihn! Sie bringen ihn!“ Alle Diener des Prinzen, so viel ihrer im Pallaste waren, alle Arbeiter im Garten, eilten dem großen Thore an der Zugbrücke zu. Der Prinz erbebte und zitterte. „Nun,“ sprach er, „so geschehe denn, o Vater im Himmel Dein Wille und nicht der meine.“

Er ging mit schwerem Herzen zum Thore, wo einige Reiter hielten, die auf ihren schnellen Pfer-

verhaßt. Ich habe Befehl gegeben, Alle dieses Namens aus meinem Reiche zu vertreiben oder zu tödten. Wie konntest du, du ungehorsamer Bösewicht, selbst ein Christ werden?"

„O mein Vater," sprach der Prinz, „von diesem Befehle habe ich nie ein Wort gehört. Der Name Christ war mir dahier, in meiner Abgeschiedenheit und Entfernung von der Welt, bisher ganz fremd. Aus dem Munde jenes weisen, edlen Mannes habe ich ihn das erste Mal vernommen. O liebster Vater, wüßtest du, welche Seligkeit ich in Christus gefunden habe, o gewiß, du selbst würdest zu dieser Stunde noch ein Christ!"

„Ich?" rief der König ergrimmt und stampfte mit dem Fuße. „O du Thor, das geschieht ewig nicht!"

Er ließ den Prinzen kein Wort mehr vorbringen. „Ich verurtheile dich hiemit," sprach er, „in diesem Schlosse als Staatsgefangener zu leben, bis du dich eines bessern besinnest."

Unwillig wandte ihm der König den Rücken, und reiste ab. Josaphat aber war um seinen geliebten Lehrer höchst bekümmert. Er stieg auf die Zinne des Schlosses, und sah, wie die Kriegsschaaren seines Vaters mit stürmender Eile schon in weiter Ferne hinzogen. Mit Schrecken nahm er wahr, daß eine Schaar Fußvolk, die im Bergsteigen sehr geübt war, den Weg in das Gebirg ein-

schlug, den Barlaam genommen hatte. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich des guten Prinzen. „O Du barmherziger Gott!" rief er, „rette Du Deinen treuen Diener! Laß Barlaam seinen Verfolgern nicht in die Hände fallen!" Der Prinz ging auf sein Zimmer, und betete auf den Knien und mit heißer Inbrunst für Barlaam. Er stand getröstet auf; das Gebet machte ihn ruhiger. Allein die Angst kam wieder. Er begab sich in den Garten, und durchwanderte alle Gänge des Gartens. An der Stelle, wo er mit Barlaam die seligsten Stunden zugebracht hatte, kniete er nieder und betete für ihn. „Lieber Vater im Himmel," sprach er, „wie Dein geliebter Sohn in jenem Garten in Seiner Todesangst zu Dir gefleht hat, so flehe ich jetzt zu Dir: „Laß diesen Kelch vorüber gehen!" Der Prinz aß nicht zu Mittag; der ganze Tag verging ihm unter Gebet.

Gegen Abend entstand in dem Schlosse plötzlich ein Lärm. Mehrere Stimmen riefen: „Man hat ihn! Sie bringen ihn!" Alle Diener des Prinzen, so viel ihrer im Pallaste waren, alle Arbeiter im Garten, eilten dem großen Thore an der Zugbrücke zu. Der Prinz erbebte und zitterte. „Nun," sprach er, „so geschehe denn, o Vater im Himmel Dein Wille und nicht der meine."

Er ging mit schwerem Herzen zum Thore, wo einige Reiter hielten, die auf ihren schnellen Pfer-

den vor der Kriegsschaar voraus gesprengt waren. „Der Gefangene," sagten sie, „wird mit auf den Rücken gebundenen Händen sogleich hier seyn."

Der Prinz sprach: „Ich werde dem frommen Greise nicht von der Seite weichen; ich werde ihn zum Könige begleiten. Ich laß mich nicht von ihm losreißen, und sollte ich mit ihm verbrannt werden! Ich will mit ihm in den Tod gehen!"

Ein Offizier, der jetzt zum Thore herein ritt, sagte: „Der Bösewicht läugnet, daß er sich je auf diesem Schlosse befunden habe; er behauptet, er habe den Prinzen nie mit einem Auge gesehen, nie ein Wort mit ihm gesprochen. Nun werden aber seine Lügen an den Tag kommen. Deßwegen ließ ich ihn zuerst hieher führen. Einige Leute aus dem Schlosse müssen dann mit mir ziehen, und vor dem Könige gegen ihn zeugen."

„Ja," schrie der Götzenpriester und klatschte in die Hände, „ich, und alle, die hier herum stehen, wollen ihn Lüge strafen. Er soll als ein frecher Lügner dastehen, und seinen Lohn in den Flammen erhalten."

Auf diese Reden erheiterte sich das Angesicht des Prinzen. „Gott Lob!" sprach er; „ihr habt nicht den rechten Mann gefunden. Denn der Mann, den ihr sucht, hätte nicht gelogen."

Man brachte den Gefangenen, einen alten Mann von sehr ehrbarem Aussehen. „O weh," rief der

Götzenpriester verdrießlich, „der ist es nicht; ihr habt den unrechten aufgegriffen.“ Alle die zugegen waren, betheuerten: „Nein, er ist es nicht. Dieser Mann da ist nie in dieses Schloß gekommen; er ist uns gänzlich unbekannt.“

Der Offizier befahl, den Gefangenen los zu binden, und ihn frei zu geben, und entschuldigte sich sehr höflich bei ihm, daß ihm aus Irrthum eine so große Unbilde zugefügt worden. Die Soldaten murrten, daß ihnen eine reichliche Belohnung entgangen war. Der Prinz aber dankte Gott, und war voll der frohen Hoffnung, Barlaam werde unter Gottes Schutz den Händen des Königs entgehen.

Der König wartete indeß in seiner Residenz mit Sehnsucht auf die Zurückkunft der ausgesendeten Kriegsschaaren. Sie kamen alle unverrichteter Sache zurück. Da ließ er durch Eilboten, alle Statthalter, alle hohe und niedere Beamte in allen, auch den entferntesten Theilen seines Reiches auffordern, jenen landesflüchtigen Christen aufzusuchen und ihm dem Könige einzuliefern. Zu seinem großen Verdrusse konnte Niemand den Namen des ihm verhaßten Mannes nennen; er ließ aber dessen Gestalt und Anzug auf das genaueste beschreiben. „Wenn es mir gelingt,“ sprach er, „jenen vorgeblichen Kaufmann in meine Gewalt zu bekommen, so werde ich, durch glänzende Ver-

sprechungen und furchtbare Drohungen, ihn sicher dahin bringen, daß er seine thörichten Meinungen vor dem Prinzen als Irrthümer zurücknimmt und abschwört. Dies allein kann den verblendeten jungen Menschen, wie ich wohl einsehe, von seiner Thorheit heilen." Alle Nachforschungen aber blieben vergebens, und es fand sich von dem Verfolgten in dem ganzen Reiche keine Spur.

Josaphat war nunmehr fest überzeugt, Gott, zu Dem er so herzlich gefleht hatte, habe Barlaam in Seinen heiligen Schutz genommen, und ihn gegen alle Nachstellungen des Königs in Sicherheit gebracht. Der Prinz dankte mit freudigem Herzen Gott, und lebte nun in seiner Gefangenschaft sehr zufrieden, vergnügt und selig in Gott. Er las täglich in dem Evangelium und den Briefen des heiligen Johannes, die Barlaam ihm geschenkt hatte. Er widmete täglich bestimmte Stunden dem Gebete. Dabei vernachläßigte er nicht, in Allem, was seine Lehrer ihm von der Staatskunst, der Kriegskunst und andern, einem Regenten nöthigen Wissenschaften sagen konnten, sich wohl zu unterrichten. Barlaam hatte ihn ermahnt, allen ihm möglichen Fleiß darauf zu verwenden, und sich nicht die geringste Nachlässigkeit zu Schulden kommen zu lassen. Der Prinz brachte es daher bei seinem großen Verstande sehr weit. Seine Lehrer konnten ihn gegen den König nicht genug loben.

Der König vernahm das mit Freuden, prüfte ihn selbst, und war über seine Fortschritte erstaunt. Auch über des Prinzen sittliches Betragen hörte er nichts als Gutes. Es war an ihm nichts mehr von der ungestümmen, jugendlichen Heftigkeit zu bemerken, die so schnell in Zorn ausbrach; er war mild und sanft, und doch voll Kraft und Muth. Sein Benehmen war voll Anstand und Würde. Der König hatte an ihm nichts auszustellen, als daß er ein Christ sey. Er machte daher einen neuen Versuch, um ihn davon abzubringen. Er schickte mehrere Männer, die man für die weisesten seines Reiches hielt, an ihn ab, ihn von dem Christenthume abwendig zu machen. Allein sie vermochten es nicht. Ja, der Weiseste aus ihnen, ein ehrwürdiger, hochbetagter Greis, eben der Mann, der vorhergesagt hatte, Josaphat werde ein größerer König werden, als sein Vater, hörte Josaphats weise, geistreiche Reden mit Bewunderung und Beifall, wurde selbst ein Christ, und gestand dieses dem Könige frei und unverhohlen. Als der König dieses vernahm, sprach er: „Nun denn, da es einmal so ist, so vermag ich es nicht zu ändern. Gegen die innere Gesinnung eines Menschen vermag alle äußere Gewalt nichts."

Er begab sich zu dem Prinzen und sprach zu ihm: „Du hast mir von deiner einzig wahren Religion, wie du sie nennst, öfter gesagt: „An ihren

Früchten sey sie zu erkennen." Ich will daher den Versuch wagen, und dir eine Strecke meines Landes abtreten. Sey König darüber und regiere da nach deinem Sinne. Da wollen wir denn sehen, was dabei am Ende herauskomme. Sieh' aber wohl zu, daß dieser Versuch nicht mißlinge. Würde er unglücklich ausfallen, so könntest du mein Thronfolger nicht werden, und nie über mein ganzes, großes Reich als König herrschen; ja ich würde auch den kleinern Theil des Reiches, dessen Regierung ich dir jetzt anvertraue, dir wieder abnehmen müssen."

König Abenner reiste nun mit dem Prinzen in jene Provinz, über die er ihn zum Könige setzen wollte, und hielt in der Stadt, die zur Residenz bestimmt war, einen feierlichen Einzug. Nach morgenländischer Sitte geschah dieses mit großer Pracht. Ein weißer Elephant, mit purpurnen, goldgestickten Decken geschmückt, trug zwei goldene Throne, die von Edelsteinen funkelten. Ein Thronhimmel von Gold und Purpur erhob sich darüber. Auf den zwei Thronen saßen der König und sein Sohn. Viele reichgekleidete Hofherren und Diener zu Pferd, und zahlreiche Kriegsschaaren zu Pferd und zu Fuß zogen theils voran, theils nach. Ein unübersehbarer Zug von schwer beladenen Kameelen folgte. Eine zahllose Menge Volkes versammelte sich. Auf einem großen freien Platze vor der Stadt ward auf einem Hügel ein prächtiges Zelt errichtet. Hier

stellte der alte König seinen Sohn dem versammelten Volke als dessen nunmehrigen König vor, ließ ihn zum Könige krönen, und befahl, ihm zu huldigen. Es geschah, und ein unbeschreiblicher Jubel erfüllte die Luft. Alle riefen: „Es lebe Abenner und Josaphat.“

Dreizehntes Kapitel.

Josaphat als König.

König Josaphat erließ sogleich bei dem Antritte seiner Regierung ein königliches Ausschreiben, in dem er seine Unterthanen seines Wohlwollens versicherte. Er betheuerte darin, daß er nichts Anders wolle und verlange, als die Wohlfahrt seines Volkes, daß er aber von dem Volke erwarte, es werde Vertrauen zu ihm haben, und ihm willig gehorchen. Mit besonderm Nachdrucke war in dem Ausschreiben gesagt, daß die Christen, die sich noch hie und da in seinem Reiche befinden, nicht mehr verfolgt werden sollen, und daß ihnen gestattet sey, ihren Glauben frei und öffentlich zu bekennen, und nach ihrer Weise Gott zu dienen. Bei schwerer Strafe verbot er, daß man ihnen das geringste Leid zufüge.

Zu großer Freude des Königs zeigte sich nun, daß noch viele Familien, sowohl reiche als arme, die in ihrem Herzen Christen waren, in dem Lande lebten. Nur die Furcht der Todesstrafe und der Mangel alles öffentlichen Gottesdienstes hatte sie abgehalten, ihren Glauben öffentlich zu bekennen. Ihre Freude, ihr Dank gegen Gott war unaussprechlich. Viele Christen aus nahen und fernen Städten kamen zu König Josaphat, und bezeigten in ihrem und ihrer Mitchristen Namen ihm unter Thränen den innigsten Dank. Ihr größtes Verlangen, ihr einziger Wunsch ging dahin, nun auch christliche Priester, Tempel und Altäre zu haben.

König Josaphat war vorerst darauf bedacht, in seiner Hauptstadt, zunächst dem königlichen Pallaste einen christlichen Tempel erbauen zu lassen. Ein Baumeister, der selbst ein Christ war, sich zur Zeit der Verfolgung nach Griechenland geflüchtet und an Erbauung christlicher Kirchen mitgeholfen hatte, ließ sich bei dem Könige melden, und versprach einen schönen, würdigen Tempel herzustellen. Der König, der sich auf die Baukunst gut verstand, ließ sich von ihm die schön gezeichneten Risse vorlegen, unterredete sich mit ihm darüber, und übertrug ihm den Bau.

Alle Christen beeiferten sich, dazu beizuhelfen. Die Reichen erboten sich, große Summen Geldes beizutragen; viele Frauen gaben mit Freuden ihren

goldenen Schmuck und ihre Edelsteine her zu den heiligen Gefäßen; die ärmsten Leute wollten wenigstens die Ehre haben, Handlanger-Dienste bei dem Baue zu leisten; mancher Greis bemühte sich, einen Stein zu dem Baue herbeizuwälzen; die Kinder trugen den Arbeitern Erfrischungen zu.

Josaphat bemerkte mit Freuden, wie die Mauern sich aus der Erde emporhoben, dachte aber öfter: „Woher werde ich für den Altar, der in diesem Tempel errichtet wird, einen würdigen Priester nehmen? Viele Priester sind in diesem Lande hingerichtet worden; andere sind aus dem Lande entflohen. Ach Barlaam, daß du noch am Leben wärest, du solltest Bischof, und dieser Tempel sollte deine Cathedralkirche werden. Allein du bist wohl schon längst in dem Himmel, und hast für deine Arbeiten und Leiden auf Erden die Krone der Herrlichkeit erlangt! — Wie alle feindliche Nachforschungen meines Vaters, dich aufzufinden vergebens waren, so sind auch alle meine freundlichen Erkundigungen umsonst. Schon seit Jahren habe ich kein Wort mehr von dir gehört. Ach, wenn du noch irgend wo in einer verborgenen Zelle lebtest, so hättest du gewiß davon gehört, daß in diesem Lande für die Christen bessere Zeiten angebrochen seyen, und du hättest dich gewiß hier eingefunden. Ich und mein Volk hätten deines Rathes, deiner Belehrung ja so nöthig!“

Während unermüdet an dem Tempel gebaut wurde, war König Josaphat eben so unermüdet beschäftigt, seinem Volke Gutes zu erweisen. Er schätzte sich nur deßhalb glücklich König zu seyn, weil er zum Glücke seiner Unterthanen so Vieles beitragen konnte. Seine Liebe gegen seine Unterthanen, gegen Christen und Nichtchristen, glich der Sonne, die Allen leuchtet und Alle erwärmt; seine Wohlthätigkeit war dem Regen ähnlich, der sich über das ganze Land reichlich ergießt, und es mit Segen tränkt.

Er war unablässig bemüht, alle Werke der christlichen Barmherzigkeit auszuüben, die Jesus Christus von uns fordert, und die Er am letzten Gerichte so zu belohnen verspricht, als hätte man Alles Ihm selbst gethan. Und es freute den guten König, daß er nunmehr die Macht hatte, es im Großen zu thun. Er speiste die Hungrigen. Er verschaffte den müßigen Händen Arbeit, daß sie ihr Brod redlich verdienen, und sich ehrlich ernähren konnten. Er tränkte die Durstigen. Da es in jenem heißen Lande mancher Stadt an Brunnen fehlte, so legte er Wasserleitungen an, damit die Einwohner mit gesundem Trinkwasser versehen wurden. Er kleidete die Nackten. Er sorgte dafür, daß die Baumwolle, die in heißen Ländern am besten gedeiht und zur landesgemäßen Kleidung dient, in hinreichender Menge angebaut

und von geschickten Meistern verarbeitet wurde, damit Jedermann sich wohlfeil und anständig kleiden könne. Auch auf Fremde und Reisende aller Art erstreckte sich seine Sorgfalt; er ließ Straßen und Brücken, Wege und Stege herstellen und gut unterhalten, sorgte für Sicherheit der Reisenden vor Räubern, und auch dafür, daß der müde Wanderer eine bequeme Herberge fand, und von den Wirthen nicht durch übermäßige Rechnungen geplündert wurde. Den Gefangenen erleichterte er ihr hartes Schicksal und drang darauf, daß Diejenigen, die noch in Untersuchung waren, nicht so lange hingehalten wurden. Besonders lagen ihm die Kranken im Lande am Herzen; er veranstaltete, daß es sowohl für arme als reiche Kranken nicht an geschickten Aerzten fehlte, und errichtete für die Armen wohleingerichtete Spitäler.

So mild und wohlthätig König Josaphat sich gegen sein Volk erzeigte, so streng war er in Handhabung der Gerechtigkeit. Er belohnte mit inniger Freude das Gute; er bestrafte aber mit großem Ernste das Böse. „Nachsicht gegen Bösewichte," sagte er, „wäre Grausamkeit gegen die Guten. Da wäre bald kein Mensch mehr seines Lebens, seiner Ehre, seines Eigenthumes sicher." Er bemerkte mit Wohlgefallen, daß die alten Gesetze seines Landes eben die Verbrechen, die in den Geboten Gottes verboten werden — Mord, Un-

zucht, Diebstahl, Meineid und dergleichen — mit schweren Strafen belegten. Er war indeß nicht nur darauf bedacht, die Verbrechen zu bestrafen; er suchte ihnen zuvor zu kommen und sie zu verhindern. Er erließ strenge Gesetze gegen Verschwendung, Trunkenheit, Spielsucht, übertriebene Kleiderpracht, sittenlose Schauspiele, Müssiggang. Manches Verbrechen wurde dadurch verhindert; aber doch kamen noch immer viele vor. Er vernahm dieses mit Betrübniß und sagte: „Scharfe Strafen schrecken allerdings von Verbrechen ab, aber nur da, wo der Verbrecher fürchtet, entdeckt zu werden. Allein die Menschen, die nur aus Furcht der Strafe das Böse unterlassen, sind darum noch nicht gut. Was ist zu thun, den Menschen einen innern Abscheu gegen das Böse, eine aufrichtige Liebe zum Guten einzuflößen? Ich bin," sprach er, „überzeugt, daß Strang und Schwert dies nicht leisten können. Nur Glaube an Gott, den allsehenden Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen, nur Ehrfurcht vor Ihm, nur Liebe zu Ihm vermag, den Menschen das Gute lieb und das Böse verhaßt zu machen. Es ist daher in einem Staate vor Allem darauf zu dringen, daß die Gebote der ersten Gesetztafel beobachtet werden; dann wird die Beobachtung der Gebote der zweiten Tafel sich von selbst geben." Die Wichtigkeit des Gebotes: „Du sollst nicht begeh-

ren!" leuchtete ihm besonders helle ein. „Ein solches Gebot aber," sagte er, „konnte nur Gott geben. Die Könige auf Erden sehen nicht in das Herz, sie können nicht die Begierde, sondern nur die That strafen. Auch bleiben viele böse Thaten ihnen verborgen; viele Diebe und Mörder werden nicht entdeckt. Gott aber durchschaut unser Innerstes. Er sieht und straft nicht bloß die böse That. Er sieht auch die böse Gesinnung und bestraft sie. Alles kommt also darauf an, daß die Menschen Gott und Seinen heiligen Willen kennen lernen; Unterricht in der Religion ist vorerst das Nothwendigste."

Josaphats heißester Wunsch war daher, seinem Volke christliche Lehrer zu geben. Er ließ mehrmal dringende Aufforderungen ergehen, die christlichen Lehrer, die sich etwa noch im Lande befänden, sollen sich bei ihm melden; er werde sie mit offenen Armen aufnehmen. Es erschien aber nicht ein Einziger. Die Hoffnung, Barlaam wieder zu finden, hatte er bereits aufgegeben. „Ach," sagte er, „seine Gebeine ruhen gewiß schon längst, ferne vom Vaterlande, im Schooße fremder Erde. Sein Geist aber ist bei Dir, lieber Gott, und betet an Deinem Throne für mich und mein Volk. Erhöre sein Flehen, Du guter Vater im Himmel, erbarme Dich meines Volkes, und sende uns einen zweiten Barlaam!"

Vierzehntes Kapitel.

Der Pilger.

Von Zeit zu Zeit machte König Josaphat Reisen durch sein Land, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie seine Verordnungen vollzogen wurden; um die Beschwerden seiner Unterthanen mit eigenen Ohren zu vernehmen, denselben abzuhelfen, und überall Alles, was seinem Volke heilsam und nützlich seyn könnte, zu verfügen. Er kam bis an die äußersten Gränzen seines Landes. Da begegnete ihm auf der Straße ein Zug Landleute, die ehemals, als die Christen da noch verfolgt wurden, ausgewandert waren, nunmehr aber wieder zurückkehrten in ihr geliebtes Vaterland. Es waren mehrere Familien. Die Mütter mit den kleinsten Kindern saßen auf Eseln; die Väter mit den größeren Kindern gingen neben her. Sie wichen, als sie den prächtigen Reisewagen und die vielen hoch aufgepackten Kameele erblickten, demüthig aus, und hielten an der Straße. Da sie aber vernahmen, ihr König, der selbst ein Christ geworden, nahe sich ihnen, hatten sie eine unbeschreibliche Freude, und begrüßten ihn mit lautem Jubel und mit Freudenthränen. Er ließ sogleich den Wagen halten, stieg aus, begrüßte sie auf das freundlichste, bezeigte ihnen seine Freude, so viele

christliche Familien zu sehen, und redete mit den Vätern und Müttern, die näher herbeikamen und ihn umringten, auf das liebreichste; auch jedem der Kinder, die sich zu dem freundlichen Herrn hinzudrängten, sagte er einige freundliche Worte, und beschenkte sie reichlich. „Ich werde," sprach er, „für euch und eure lieben Aeltern sorgen, und ihr werdet in eurem Vaterlande gewiß ein gutes Unterkommen finden."

Mit dem Aeltesten der Familienväter, einem sehr verständigen, noch rüstigen Manne, ließ der König sich in eine ausführliche Unterredung ein. Er fragte ihn, wo er und seine Leute sich indeß aufgehalten hatten, wie es ihnen im fremden Lande ergangen sey, ob noch mehrere Familien zurückkehren würden, und ob sich unter den Zurückkehrenden nicht ein oder der andere christliche Priester befinde?

Der Mann versicherte, es seyen noch viele Christen auf dem Rückwege in ihre Heimath. „Allein," sprach er, „es ist kein Priester darunter. Als wir jedoch auf unserer Reise durch ein kleines Dorf kamen, mehrere Meilen von hier, jenseits der Gränze im Gebirg, da hörten wir, daß ein christlicher Pilger, der auch wie wir, sich auf dem Heimwege ins Vaterland befindet, dort plötzlich krank geworden sey. Die Einwohner des Dorfes, die auch Christen, aber sehr arm sind, nahmen ihn mitlei-

und Festtagen dem öffentlichen Gottesdienste bei, und hörte das Wort Gottes mit großer Andacht. Der Glaube an Christus brachte an den Christen dieses Landes auch reichliche Früchte. Sie waren voll Liebe gegen einander und theilten mit einander Alles, was sie hatten. Sie liebten auch ihre noch heidnischen Mitmenschen, und erwiesen ihnen alles erdenkliche Gute. Man nahm unter den Christen nichts von den heidnischen Lastern wahr. Da erscholl nie ein Fluch; man hörte keine Lästerworte und Verläumdungen. Ueberall herrschten Zucht und Ehrbarkeit und reine keusche Sitten. Alle erwarben ihr tägliches Brod mit der Arbeit ihrer Hände, und theilten davon gerne den Dürftigen mit, die alt oder gebrechlich waren, und nicht mehr von der Arbeit ihrer Hände leben konnten. Sie hielten es für seliger zu geben, als zu nehmen. Sie waren fern von Diebstahl und Betrug. Auch die Heiden kauften am liebsten von ihnen, weil man sicher war, von ihnen nicht betrogen zu werden. Fern war von ihnen alle Unmäßigkeit in Speis und Trank, alle Ueppigkeit und verschwenderische Kleiderpracht. Jedermann hatte Freude an ihnen, als an einem gottgeweihten, heiligen Volke. Sie waren auch ein so glückseliges Volk, daß man unter der Sonne kein glücklicheres finden konnte.

Ihr Beispiel bewog viele Heiden, daß sie auch

Christen wurden. Die Worte Jesu gingen durch jene Christen in Erfüllung: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen.“

Die christliche Religion breitete sich nun unter dem indischen Volke immer weiter aus. Wie in den Tagen der Apostel ganze Schaaren von Menschen ihren Glauben an Jesus Christus bekannten, Buße thaten, ihre Sünden bereuten und sich taufen ließen, so war es auch jetzt in jenen seligen Tagen dieses Landes. Zwar wollten die Götzendiener die Christen aufs Neue verfolgen, und hätten gern wieder zu Feuer und Schwert gegriffen. Allein König Josaphat verbot, mit großem Ernste und Nachdrucke in Allem, was die Religion und das Gewissen betrifft, alle gewaltsamen Zwangsmittel. Es kehrten daher noch viele Priester, die ehemals, als sie in dem Lande nicht mehr des Lebens sicher gewesen, sich in die Gebirge geflüchtet hatten und da in Höhlen wohnten, wieder zurück. Der König ließ in allen Städten und Flecken christliche Tempel und Kirchen erbauen, die von andächtigem Volke zahlreich besucht wurden, und überall brachte der Glaube an Christus selige Früchte.

Sechzehntes Kapitel.

König Abenner.

König Josaphat war hoch erfreut, nunmehr über ein christliches, über ein gutes und zufriedenes Volk zu herrschen. Er war nun noch einmal so gern König. Nur ein schwerer Kummer bedrückte noch sein Herz. Es betrübte ihn tief, daß sein Vater noch immer nicht zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit gekommen war. „Ach," seufzte er öfter, „es ist doch traurig, daß ein in vieler Hinsicht so edler Mann, noch kein Christ ist, daß er sich nicht einmal die Mühe geben mag, das Christenthum näher kennen zu lernen! Er kennt es nur aus den Berichten solcher Menschen, die es hassen. — O wie selig fühle ich mich ein Christ zu seyn! Ich möchte ihm diese Seligkeit auch gerne gönnen! Ach, daß mein königlicher Vater, der in allen zeitlichen Dingen so guten Rath zu geben weiß, doch auch in unsern ewigen Angelegenheiten guten Rath annehmen möchte! Ein so verständiger Mann er ist, so viele Einsichten er hat, so hat er dennoch die wahre Bedeutung, das Ziel und Ende des menschlichen Lebens, noch nie recht erfaßt. Bei all seinen Bemühungen ist es ihm doch noch nicht gelungen, sein Volk glücklich zu machen. Ja, er selbst entbehrt der wahren Ruhe des Herzens."

Josaphats Vater, der alte König, hatte indeß die Regierung seines Sohnes wohl im Auge behalten. Er wußte sich immer genaue Nachrichten zu verschaffen, was in Josaphats Reich vorgehe. Ja, er selbst besuchte Josaphat alle Jahre wenigstens einmal, um sowohl an dessen Hofe, als auf der Hin- und Herreise im Lande mit eigenen Augen zu sehen, wie sein Sohn sich benehme, und wie ihm das Regieren gelinge.

Josaphat reiste des Jahres mehrmal zu seinem Vater, und blieb allemal einige Tage bei ihm. Der alte König behandelte den jungen König mit dem äußersten Wohlwollen, erwies ihm ausgezeichnete Ehren, und gab, ihn zu erfreuen, glänzende Feste, prächtige Mahlzeiten, große Jagden und andere Lustbarkeiten. Er sprach mit ihm über Regierungsangelegenheiten, über allerlei nützliche Einrichtungen zum besten des Volkes, über Verbesserung des Feldbaues, über das Emporbringen der Gewerbe und des Handels, über Straßen und Kanäle; allein einem Gespräche über Religion wich er immer aus. Wenn der Sohn davon anfing, brach der Vater bald wieder ab, und redete von andern Dingen.

Josaphat dachte oft auf der Heimreise: „Alles das, was mein königlicher Vater mir sagt und empfiehlt, ist wohl gut, und ich werde es auch befolgen; allein es ist nur ein Theil vom Ganzen.

sich dir mein lieber Vater, auch von dir könnte das Wort gesagt werden: „Du bekümmerst dich um so viele Dinge; nur Eins ist noth!" Wenn wir uns einzig und allein nur mit irdischen Angelegenheiten beschäftigen, und die höheren ganz außer Acht lassen, so kommen wir weiter von dem Ziel. Wer sich nur mit zeitlichen Dingen abgibt, wählt den geringern Theil, der nicht besteht, und von dem ihm am Ende nichts bleibt; wer sich das Ewige angelegen seyn läßt, der hat den besten Theil gewählt, der nicht von ihm wird genommen werden. — Möchte es mir gelingen, beide Theile in ein schönes Ganze zu vereinen, thätig für dieses Leben zu seyn, und mich des bessern Lebens in jener Welt würdig zu machen. Ja, wer Gott und unsere Bestimmung für ein besseres Leben recht kennt, weiß auch Alles, was dieses Erdeleben betrifft, besser anzugehen und zu ordnen. Es ist ein wahres Wort: „Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze, und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens."

So oft König Josaphat nach Hause gekommen war, klagte er seinen Kummer seinem alten, ehrwürdigen Freunde Barlaam. „Ach," sprach er, „wie schmerzt es mich, daß mein Vater, der gegen mich so voll väterlichen Wohlwollens, so mild und gefühlvoll ist, dennoch für die christlichen Wahrheiten beinahe so wenig Gefühl hat, als ein Stein!"

„Sey getrost," sprach Barlaam. „Gott kann auch aus den Steinen sich Kinder Abrahams erwecken; Er kann dürre Felsen in Wasserquellen umschaffen. Laß uns mit vereinten Kräften für deinen Vater beten. So dunkel es auch jetzt noch in seiner Seele ist, so wird Gott auch noch für ihn die Morgenröthe des Heils anbrechen lassen."

In dem Gemüthe des alten Königs ging indeß eine große Veränderung vor. Die Vergnügungen der Welt hatten ihre Reize für ihn verloren; alle Lustbarkeiten, die ihm sein königlicher Hof im Ueberflusse darbot, dünkten ihm, so wie er älter wurde, schaal und leer. Die Schmeicheleien seiner Hofleute waren ihm zuwider, indem sein Gewissen ihnen widersprach, und ihm die bittersten Vorwürfe machte. Er gedachte wider Willen öfter und mit Schrecken an den Tod. Er suchte zwar diese Gedanken sich aus dem Sinne zu schlagen. Allein sie kamen immer wieder. „Was hilfts auch," sprach er, „nicht daran zu denken? Der Tod ist dennoch unvermeidlich; er kommt mir doch immer näher. Und was wird hernach kommen?" Er saß oft Stunden lang in seinem Zimmer, und stützte den Kopf auf die Hand. Einige Worte, die ihm sein Sohn einmal von dem künftigen Gerichte gesagt hatte, waren ihm schwer auf das Herz gefallen. „Wenn es auch nur möglich wäre," dachte er, „daß unsere Handlungen dermaleinst so genau

geprüft und gewogen werden, und daß unser Thun und Lassen in dieser kurzen Lebenszeit für die ganze Ewigkeit von erfreulichen oder traurigen Folgen seyn könnte, so sollte uns das schon zur Besinnung bringen. Allein es ist nicht bloß möglich! Eine Stimme in meinem Innersten sagt mir: Es ist wirklich so! Ich muß mich auf Tod und Ewigkeit gefaßt machen."

Der alte König hatte bisher der vollkommensten Gesundheit genossen. Allein nunmehr fühlte er nur zu gut, daß er älter geworden; und mit dem Alter meldeten sich auch Krankheiten. Er mußte, so hart er daran kam, seinen Leibarzt rufen lassen. Der Arzt verschrieb ihm Arzenei. Der König verlangte, bevor er die Arzenei einnahm, der Arzt solle ihm beweisen, daß der Saft oder das Pulver, welche man ihm reichte, die versprochene Wirkung sicher hervorbringen werde. „Erkläre mir einmal," sprach er, „wie das zugeht."

„O mein König!" sprach der Arzt, „das weiß ich selbst nicht. Ich weiß bloß aus Erfahrung, daß diese Arzenei helfe; wie es aber zugehe, weiß ich nicht zu erklären. Dieses und noch vieles Andere in der Arzneikunde ist ein undurchdringliches Geheimniß; und was auch die gelehrtesten Aerzte darüber sagen, ist bloß Vermuthung und genügt mir nicht. Die Erklärung, über die sich Viele schon vergebens den Kopf zerbrachen, ist

aber dem Kranken zu seiner Genesung nicht nöthig. Denn wenn eine Arzenei, recht gebraucht, immer und überall sicher die erwünschte Wirkung hervorbringt und den Kranken gesund macht, so ist sie gewiß gut. Es wäre unvernünftig daran zu zweifeln. Glaube mir, lieber König, nimm die Arzenei ein, und erwarte den Erfolg." Der König glaubte dem Arzte, nahm die Arzenei ein, und wurde gesund.

„So mag es wohl auch mit der Religion seyn," dachte der König. „Wenn wir uns die natürlichen Dinge, die wir vor Augen haben, nicht erklären können, so darf es uns nicht wundern, daß übernatürliche Dinge, die wir nicht sehen, sich noch weniger erklären lassen. Alle meine Einwendungen gegen Das, was mein Sohn mir von der Religion der Christen gesagt hat, kommen darauf hinaus, daß sie Geheimnisse enthält, die ich nicht begreifen kann. Allein da diese Religion offenbar gute und selige Menschen macht, so muß sie ohne Widerrede gut seyn. Ich will nach dem Rathe meines Sohnes Josaphat, mich an den Ausspruch des Stifters der christlichen Religion halten: „Wer Meine Lehre befolgt, wird inne werden, daß sie von Gott ist."

Siebenzehntes Kapitel.

König Abenner und Barlaam.

Als König Josaphat seinen Vater wieder einmal besuchte, war dieser wohlwollender und liebevoller gegen ihn, als jemals. „Komm, mein Sohn,“ sprach er, „wir wollen uns mit einander nach jenem Lustschlosse begeben, wo du deine Kindheit und deine Jünglingsjahre zugebracht hast. Dort können wir am ungestörtesten mit einander reden; auch werden jene Gärten manche holde Erinnerung aus den goldenen Tagen deiner Jugend in dir erwecken.“

Beide fuhren dahin. Als der Sohn an der Seite seines Vaters in den schattenreichen Gängen des Gartens, und zwischen den blühenden Gesträuchen umher wandelte, dachte er bei mancher Stelle mit Rührung an die erfreulichen kleinen Begebenheiten seiner Jugend. Als sie an jene Quelle unter den Palmen kamen, sprach der Vater: „Hier in diesem Schatten an der frischen Quelle ist es am lieblichsten; hier laß uns ruhen. — Ich habe Vieles mit dir zu reden, mein Sohn! Ich muß bekennen, dein Volk ist besser und glücklicher, als das meinige. Ich kann es den Leuten, die meinem Zepter unterworfen sind, auch bei meinem besten Willen, nie ganz recht machen. Immer haben sie

zu tadeln, zu murren und zu klagen. Erst neulich hatte ich Mühe, eine Empörung über eine wohlgemeinte und, wie mich dünkt, sehr weise Verordnung zu unterdrücken. Dein Volk fühlt unter deinem Zepter sich immer glücklich, und ist immer ruhig und zufrieden. Es liebt dich; ich bin nur gefürchtet. Ich konnte mit den schärfesten Strafen, mit Feuer und Schwert, nicht einmal die empörendsten Laster, Raub und Mord und ähnliche Gräuel ausrotten; allein unter den Christen in deinem Reiche sind solche Verbrechen etwas Unerhörtes. Diese guten Menschen unterlassen sie ohne äußern Zwang, aus innerlichem Abscheu. Ja, sie verabscheuen nicht nur das Böse, sie lieben und üben das Gute. Sie sind gute Unterthanen, treue Ehegatten, liebevolle Aeltern, die ihre Kinder gut erziehen. Die Kinder betragen sich dankbar und folgsam gegen ihre Aeltern. Die Dienstboten sind redlich und willig gegen ihre Herrschaften; die Herrschaften sind gegen sie sanft und mild, und halten sie wie Kinder des Hauses. Die Sklaverei, der üble Gebrauch, Menschen wie Vieh zu verkaufen, hat unter den Christen ganz aufgehört. Alle Sklaven sind frei, und dienen nun ihren Herren um so dankbarer und dienstfertiger. Alle Christen in deinem Lande sind ein fleißiges, genügsames, stilles, friedfertiges Volk. Sie sind nüchtern, mäßig, bescheiden, einfach, ohne Falsch. Ich erkenne darin

die schönsten Früchte der christlichen Religion. Ich wünschte daher, diese Perle, die jener Kaufmann dir nicht verkaufte, sondern unentgeltlich mittheilte, und die — ich gestehe es! — die schönste Perle deiner Krone geworden ist, näher zu besehen. Erzähle mir aufrichtig, was jener Kaufmann dir Alles gesagt hat, und was dich bewog ein Christ zu werden!"

Ueber diese Worte empfand Josaphat eine unbeschreibliche Freude. „Ja," sprach er, „jener weise, fromme Mann erschien mir wirklich, als ein Bote aus einer besseren Welt, als ein Engel Gottes!"

Josaphat erzählte hierauf das Wesentlichste von Allem, was er von jenem ehrwürdigen Diener der christlichen Religion vernommen hatte, von dem Augenblicke an, da er ihn in das Zimmer treten sah, bis zur Stunde, da er von ihm getauft worden. „Hier an eben dieser Quelle," sprach Josaphat mit Thränen in den Augen, „hat er mich zu einem Christen, zu einem Anbeter des einzig wahren Gottes, zu einem Kinde dieses unsers Vaters im Himmel, zu einem Mitgliede der christlichen Kirche, und zu einem Erben des Himmels eingeweiht."

Der alte König hörte seinem Sohne mit der größten Aufmerksamkeit zu, und ward nicht müde, ihn zu hören. „Nun wohl," sagte er, „die christ-

liche Religion gibt, wie ich sehe, über die Verderbtheit der Menschen, über die Kürze des menschlichen Lebens, über diese unsere kurze Prüfungszeit auf Erden und den bevorstehenden Tod, und über Das, was wir nach dem Tode zu erwarten haben, die richtigsten Aufschlüsse. Ohne diese Erkenntniß bliebe der Mensch ein unauflösliches Räthsel. Auch gefällt mir an der Religion der Christen, daß sie das Lehramt, den Unterricht des Volkes, mit dem Opferdienste vereinet, was man meines Wissens bei keiner andern Religion findet. Ich will mir Zeit nehmen, mich mit ihr näher bekannt zu machen. Aber sage mir doch, wer ist jener Mann, den dir der Himmel zugeschickt hat? Wo kam er her, und wo ging er hin? Ist er wohl noch am Leben? Wenn er noch lebt, so weißt du sicher, wo er sich gegenwärtig aufhält. Ich möchte ihn selbst sprechen!"

Josaphat schilderte erst die würdige Gestalt des Mannes, und sein ruhiges, einfaches Betragen, in dem man zugleich den Anstand eines Fürsten und die Würde eines Bischofes zu erblicken glaubte, und sprach dann: „Er war ehemals dein erster Staatsdiener, lieber Vater! Du hast ihn, wie keinen nach ihm, mit deinem vorzüglichen Zutrauen beehrt. Weil er aber ein Christ wurde, so fiel er in Ungnade. Ich war damals noch ein Kind von etwa drei Jahren. Seit dieser langen Zeit her ist

er aber noch immer voll Liebe zu dir, voll Anhänglichkeit an dich. Sein Name ist Barlaam."

„Wie, was?" rief der König erstaunt, „jener edle Mann, den ich so unüberlegt und feindselig von meinem Hofe verstoßen habe, und dieser Barlaam sind eine und dieselbe Person? Er hat sich deiner so liebevoll angenommen, hat als ein Verbannter sein Leben daran gewagt, dein Lehrer zu werden, dich deiner damaligen Schwermuth zu entreißen, dein trübes, krankes Gemüth mit Erkenntniß der Religion, die ihm über alle Schätze geht, zu erheitern und zu heilen! — Und ihn, ihn, eben diesen guten Mann, habe ich — o wie verblendet war ich! — nicht nur schon vor vielen Jahren verstoßen, sondern späterhin sogar auf das schrecklichste verfolgt! Ich wollte ihn hinrichten, ich wollte ihn verbrennen lassen! Und er ist, wie du sagst, doch noch liebreich und wohlwollend gegen mich gesinnt? — Das ist groß und edel! Dies allein schon zeigt von dem hohen Werthe der christlichen Religion. Ich bin entschlossen ein Christ zu werden. Wo ist der fromme Greis? Er, der dich getauft hat, soll auch mich taufen. Sag' doch an, lebt er noch?"

„Er lebt noch," sprach Josaphat, „er ist der erste Geistliche an der Kirche, die ich erbaut habe, und der Vorsteher der christlichen Gemeinde in meiner Hauptstadt. Ich will ihn rufen lassen, daß

er an eben der Quelle hier, an der ich von ihm getauft worden, auch dich taufe."

„Nein," sprach der alte König, „nicht so, wie du damals, als ich die Christen noch verfolgte, in einsamer Stille der Nacht getauft wurdest, will ich getauft werden, sondern am hellen Tage und vor allem Volke. Ich will meinen Glauben an Christus öffentlich bekennen. Doch vor Allem muß ich Barlaam sprechen. Ich habe ihm Vieles abzubitten; ich habe mit ihm noch Vieles zu reden. Ich reise mit dir."

Der alte König eilte zurück in seine Residenz, gab Befehle, welche Geschäfte in seiner Abwesenheit zu besorgen seyen, und reiste dann mit Josaphat unverzüglich ab. Die Sonne ging bereits unter, als sie in Josaphats Residenz ankamen. Josaphat wollte einen Kammerherrn an Barlaam schicken, und ihn einladen lassen, in den königlichen Pallast zu kommen. Allein der alte König sprach abermal: „Nein, nein, wir wollen zu ihm gehen! Mein Herz brennt vor Verlangen, den edlen Mann wieder zu sehen, und Verzeihung von ihm zu erhalten."

Beide Könige begaben sich in das Haus, das Josaphat, zunächst bei dem Tempel, dem weisen, frommen Manne hatte bauen lassen. Sie fanden ihn in einem kleinen, schmucklosen Zimmer, das Barlaam in der großen schönen Wohnung sich eben

so, wie ehemals seine Zelle, hatte einrichten lassen. Der ehrwürdige Greis, las eben in der heiligen Schrift, die aufgeschlagen vor ihm lag, und war darin ganz vertieft. Als er aufblickte, rief der alte König mit ausgebreiteten Armen: „O mein alter, treuer Freund!" und Thränen standen ihm in den Augen. Barlaam stand auf, erkannte den König, und rief erstaunt: „O mein Herr und König!" Beide stürzten sich in die Arme und vergossen reichliche Thränen.

Endlich sprach der alte König: „Wir haben einander lange nicht mehr gesehen, lieber Barlaam. Wir sind indessen Beide alt geworden! Diese lange, unselige Trennung ist meine Schuld. O, wie Vieles habe ich dir abzubitten! Ich bin dir sehr hart begegnet. Verzeih mir! Doch du hast ja Böses mit Gutem vergolten. Du bist der größte Wohlthäter, der Freund und Lehrer meines Sohnes geworden. Dir hat er mehr zu danken, als mir. Aber auch mein Wohlthäter bist du, indem ich durch diesen meinen Sohn, dem du als ein Engel, als ein Bote Gottes, das Evangelium verkündet hast, zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen bin. Sey nun auch mir ein guter Engel, ein Apostel des Herrn!"

Barlaam erhob seine Augen voll Thränen zum Himmel und sprach mit gefalteten Händen: „O Du großer allmächtiger Gott, wie danke ich Dir,

daß Du mein Gebet, das ich Tag und Nacht zu Dir emporschickte, erhöret hast, und mich dieses Heil noch hast erleben lassen! Nun will ich gerne sterben! —

Ja, mein geliebter König," fuhr er fort, „daß du an Jesus Christus glaubest, ist nicht nur für dich ein großes Heil, sondern für dein ganzes Reich, für unzählige Menschen!"

Der alte König war von den Beschwerden der Reise, von der Freude Barlaam wiederzusehen, und von dem Schmerz, einem so guten Manne Unrecht gethan zu haben, sehr angegriffen. Da er überdies sogleich zu Barlaam geeilt war, ohne zuvor irgend eine Erfrischung zu genießen, so bat Josaphat, um die Gesundheit seines alten Vaters zärtlich besorgt, mit ihm in den Pallast zurück zu kehren, sich mit Speise zu erquicken und sich zur Ruhe zu begeben. König Abenner sprach daher: „Gute Nacht, liebster Barlaam! Komm morgen recht früh zu uns; wir haben Vieles mit einander zu reden."

Achtzehntes Kapitel.

Wahrheit der christlichen Religion.

Mit Anbruch der Morgenröthe begab Barlaam sich in den königlichen Pallast, man sagte ihm, beide Könige seyen in dem Gartensaale. Er traf sie vor der hohen weitgeöffneten Pforte des Saales auf der Terrasse, einem zierlich und stufenweise aus Erde erhöhtem Platze, der mit reichen Blumenbeeten von allen Farben und mit blühenden, duftenden Gesträuchen geziert war. Hier, wo man die herrlichste Aussicht über den Garten und in ferne Gegenden hatte, wollten sie der Morgenkühle, die in jenen heißen Ländern so erquickend ist, genießen, und die Pracht der aufgehenden Sonne betrachten.

Beide Könige grüßten Barlaam auf das freundlichste, und der alte König sprach: „Komm, liebster Freund Barlaam, setze dich zwischen uns Beide auf diese marmorne Bank, und laß uns diese goldenen Morgenstunden zu vertraulichen Gesprächen über unsere ewige Angelegenheiten verwenden. Josaphat, mein geliebter Sohn, hat mir zwar schon den Hauptinhalt der göttlichen Offenbarungen, die er von dir vernommen hat, in gedrängter Kürze erzählt; ich möchte nun aber Alles von dir selbst ausführlich hören. Sage mir nun, was Gottes Geist dir eingeben wird.“

Barlaam blickte vorerst betend zum Himmel, und sprach dann mit heiliger Begeisterung — von Erschaffung der Welt und des ersten Menschenpaares; von dem seligen Leben der ersten Menschen im Paradiese und von ihrem traurigen Sündenfalle; von der großen Wasserfluth, durch die das erste Menschengeschlecht, bis auf eine Familie vertilgt worden; von den Patriarchen, den Stammvätern des Volkes Israel, ihren einfachen Sitten und ihrem frommen Wandel vor Gott; von den Geboten und Anordnungen, die Gott durch Moses dem Volke Israel gegeben; von Elias, dem Wiederhersteller der Anbetung des einzig wahren Gottes, und von den Propheten; von den Verheißungen eines Erlösers, die Gott den ersten Menschen und den Familien der Patriarchen gemacht hatte, und die Er durch Moses und die Propheten dem ganzen Volke Israel hat kund machen lassen; von der Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden in einer Herrlichkeit, wie sie dem Eingebornen vom Vater geziemte, voll Gnade und Wahrheit; von Aussendung der Apostel, nachdem sie zuvor von Gottes Geist erleuchtet, geheiligt und mit göttlicher Kraft ausgerüstet worden; endlich von Stiftung der heiligen, allgemeinen Kirche, die Christus auf einen unerschütterlichen Felsen gegründet hat.

„Daraus siehst du nun, lieber König," sprach Barlaam weiter, „daß es die lautere Wahrheit

sey, was Paulus, einer der Apostel, sagt: „Mannigfaltig und auf vielerlei Weise hat Gott, durch die Propheten, zu unsern Vätern geredet, zuletzt aber durch Seinen Sohn, welcher der Glanz Seiner Herrlichkeit und das Ebenbild Seines Wesens ist, durch Den die Welt erschaffen worden, Dessen mächtiges Wort Alles erhält, und Der, nachdem Er uns von Sünden gereinigt hat, von Gott zum Erben über Alles gesetzt, und zur Rechten der Majestät Gottes erhöht worden.“

König Abenner hatte dem heiligen Greise mit großer Freude zugehört. König Josaphat hatte seinen Vater, während Barlaam redete, öfter angeblickt, und mit Freuden bemerkt, wie sehr ihm diese Wahrheiten zu Herzen gingen. Der alte König sprach: „Alles, was du, liebster Barlaam, mir gesagt hast, macht in meiner Seele ein neues Licht aufgehen, und erwärmt mir das Herz. Indeß habe ich dir noch einige Fragen vorzulegen.“ Barlaam hörte sie an, und beantwortete sie mit eben so viel Einsicht als Liebe, denn er war immer bereit, Jedem, der ihn um den Grund seines Glaubens befragte, Red' und Antwort zu geben.

„Wenn wir,“ sprach er, „Himmel und Erde auch nur anblicken, so müssen wir erkennen, daß ein höchst mächtiger, weiser und gütiger Gott sie erschaffen habe. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament kündet sich

als ein Werk Seiner Hände an. Ein Tag erzählt es dem andern, und eine Nacht thut es der andern kund. Es ist keine Sprache, in der man ihre Stimme nicht verstände. — Gottes unsichtbares Wesen, Seine ewige Kraft und Gottheit wird seit Erschaffung der Welt an Seinen Werken erkannt, so daß Diejenigen, die Ihn nicht erkennen und Ihn nicht als Gott ehren und anbeten wollen, nicht zu entschuldigen sind.

Wer könnte," fuhr Barlaam fort, „daran zweifeln, daß ein so weiser und gütiger Gott, dessen Weisheit und Güte aus allen Seinen Werken hervorleuchtet, die Menschen ursprünglich gut und in ihrer Art vollkommen erschaffen habe, daß aber die Menschen durch ihre eigene Schuld von dieser Vollkommenheit abgekommen und böse geworden? Die Menschen sind leider das nicht mehr, was sie nach dem Willen des Schöpfers hätten seyn sollen. Davon überzeugt uns schon, was sowohl in dem kleinen täglichen Leben als in den großen Weltbegebenheiten vorkommt, und bös, verwerflich, ja verabscheuungswerth ist. Das erfahren wir, wenn wir in unser Herz hineinblicken. Gottes Gesetz ist uns zwar noch in das Herz geschrieben; wir finden aber Etwas in uns, das sich ihm widersetzt, und davon wir aus eigener Kraft uns nicht losmachen können. Eine feindliche Macht fesselt uns; wir bedürfen eines Erlösers. Das hat dein

geliebter Sohn Josaphat, schon als Jüngling, sehr richtig gefühlt. Das erfährt jeder an sich selbst, und muß mit Paulus bekennen: „Ich habe an dem Gesetze Gottes nach dem innern Menschen Wohlgefallen; ich sehe aber in meinen Gliedern ein anderes Gesetz, welches dem Gesetze meines Gemüthes widerstrebt, und mich unter dem Gesetze der Sünde gefangen hält.“ Jeder Mensch seufzt wohl, wie Paulus versichert: „Ich unseliger Mensch! Wer wird mich von diesem sterblichen Leibe erlösen?“ Möchte auch jeder erfahren und mit Paulus sagen können: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum.“

„Was uns die heilige Geschichte erzählt, das wird durch die Geschichte der Völker, ja wohl schon von dem Anblicke der Erde bestätigt. Es ist nicht zu läugnen, daß sich das Menschengeschlecht von Asien aus über die Erde verbreitete; unter allen Völkern, besonders unter den Indiern, finden wir noch deutliche, nicht ganz erloschene Spuren der ältesten Offenbarungen Gottes. Wenn wir die Gestalt der Erde betrachten, so können wir nicht zweifeln, daß einmal eine vertilgende Ueberschwemmung, die Sündfluth, Statt gehabt haben müsse. Wie viele Berge sind offenbar von großen, furchtbaren Wassern angeschwemmt? Auf den höchsten Bergen findet man versteinerte Fische und Meermuscheln. Sie sind gleichsam Buchstaben, in Stein

eingedrückt, eine Schrift, in der wir eben das lesen, was die heilige Schrift uns sagt.

Das Volk der Juden ist uns ein redender, umher wandelnder Beweis, daß jene Begebenheiten, welche die heilige Geschichte uns von ihnen erzählt, sich wirklich zugetragen haben. Sie sind in alle Welt zerstreut, sie erscheinen unter allen Völkern, unter denen sie wohnen, noch immer als ein besonderes, eigenthümliches Volk; sie hängen noch fest an ihren alten Gebräuchen, sie bewahren ihre heiligen Geschichtbücher, das Gesetz, das Gott ihnen durch Moses gegeben, die Weissagungen der Propheten von dem Erlöser, dem Messias, mit großer Sorgfalt als ein Heiligthum auf.

Das Volk der Christen, das bereits weit auf Erden verbreitet ist, hat seine Verbreitung zwölf Männern zu danken, die arme Fischer, oder sonst ungelehrte Leute gewesen. Diese frommen, redlichen Männer, die von Verkündigung des Evangeliums keinen zeitlichen Gewinn hatten, die sich dadurch nichts als Schmach und Verfolgung zuzogen, bezeugten, daß sie die Thaten Jesu mit Augen gesehen, daß sie Seine Worte aus Seinem Munde vernommen, und bestätigten ihre Aussage mit Vergießung ihres Blutes, und unter den schrecklichsten Todesqualen. Die ganze Macht der Römer dieses allgewaltigen Reiches, im Besitze der Wissenschaften und furchtbarer Streitkräfte, widersetzte

geliebter Sohn Josaphat, schon als Jüngling, sehr richtig gefühlt. Das erfährt jeder an sich selbst, und muß mit Paulus bekennen: „Ich habe an dem Gesetze Gottes nach dem innern Menschen Wohlgefallen; ich sehe aber in meinen Gliedern ein anderes Gesetz, welches dem Gesetze meines Gemüthes widerstrebt, und mich unter dem Gesetze der Sünde gefangen hält." Jeder Mensch seufzt wohl, wie Paulus versichert: „Ich unseliger Mensch! Wer wird mich von diesem sterblichen Leibe erlösen?" Möchte auch jeder erfahren und mit Paulus sagen können: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum."

„Was uns die heilige Geschichte erzählt, das wird durch die Geschichte der Völker, ja wohl schon von dem Anblicke der Erde bestätigt. Es ist nicht zu läugnen, daß sich das Menschengeschlecht von Asien aus über die Erde verbreitete; unter allen Völkern, besonders unter den Indiern, finden wir noch deutliche, nicht ganz erloschene Spuren der ältesten Offenbarungen Gottes. Wenn wir die Gestalt der Erde betrachten, so können wir nicht zweifeln, daß einmal eine vertilgende Ueberschwemmung, die Sündfluth, Statt gehabt haben müsse. Wie viele Berge sind offenbar von großen, furchtbaren Wassern angeschwemmt? Auf den höchsten Bergen findet man versteinerte Fische und Meermuscheln. Sie sind gleichsam Buchstaben, in Stein

eingedrückt, eine Schrift, in der wir eben das lesen, was die heilige Schrift uns sagt.

Das Volk der Juden ist uns ein redender, umher wandelnder Beweis, daß jene Begebenheiten, welche die heilige Geschichte uns von ihnen erzählt, sich wirklich zugetragen haben. Sie sind in alle Welt zerstreut, sie erscheinen unter allen Völkern, unter denen sie wohnen, noch immer als ein besonderes, eigenthümliches Volk; sie hängen noch fest an ihren alten Gebräuchen, sie bewahren ihre heiligen Geschichtbücher, das Gesetz, das Gott ihnen durch Moses gegeben, die Weissagungen der Propheten von dem Erlöser, dem Messias, mit großer Sorgfalt als ein Heiligthum auf.

Das Volk der Christen, das bereits weit auf Erden verbreitet ist, hat seine Verbreitung zwölf Männern zu danken, die arme Fischer, oder sonst ungelehrte Leute gewesen. Diese frommen, redlichen Männer, die von Verkündigung des Evangeliums keinen zeitlichen Gewinn hatten, die sich dadurch nichts als Schmach und Verfolgung zuzogen, bezeugten, daß sie die Thaten Jesu mit Augen gesehen, daß sie Seine Worte aus Seinem Munde vernommen, und bestätigten ihre Aussage mit Vergießung ihres Blutes, und unter den schrecklichsten Todesqualen. Die ganze Macht der Römer dieses allgewaltigen Reiches, im Besitze der Wissenschaften und furchtbarer Streitkräfte, widersetzte

sich ihnen. Allein vergebens! Ueberall sanken die Götzentempel; das Christenthum siegte. Einige läugnen die Wunder, durch die das Christenthum verbreitet worden; allein alsdann wäre diese Verbreitung ohne Wunder gerade das allergrößte Wunder.

Den schönsten und lieblichsten Beweis von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion erblicken wir in ihren herrlichen Früchten. Es ist dieses ein Beweis, den wir auch heut zu Tage noch mit eigenen Augen wahrnehmen können. Ich habe viele Länder durchreist, und überall gefunden: In jeder Stadt, jedem Dörflein, wo die Einwohner nicht bloß mit dem Munde, sondern in der That Christen sind, da blühen gute Sitten, Treue und Glauben, Zucht und Ehrbarkeit, Eintracht und Liebe, Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, Ruhe und Zufriedenheit. Dort aber, wo die Menschen von diesem himmlischen Lichte noch nicht erleuchtet sind, da sitzen sie noch im Schatten des Todes. Wo die Christen in ihrer Religion erkalteten, da erkaltete auch die Liebe; Herrschsucht, Eigennutz, Gräuel der Unzucht, Lug und Trug, Selbstmord und alle Laster und Verbrechen nahmen über Hand.

So sehen wir, wenn wir nur die Augen öffnen und in der Welt umher, oder in unser Herz hineinblicken wollen, daß die Religion Jesu das schönste, edelste Geschenk des Himmels sey. —

Ja, lieber König, die Worte des Apostels sind wahre Worte: „Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unsers Seligmachers ist allen Menschen erschienen, uns zu erziehen, damit wir dem ungöttlichen Wesen und den irdischen Begierden entsagen, sittsam, gerecht und gottselig in dieser Welt leben, und so in seliger Hoffnung warten auf die Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes, und unsers Heilandes Jesus Christus, der sich selbst für uns dahin gegeben hat, uns von aller Ungerechtigkeit zu erlösen, und sich Sein Volk rein herzustellen, daß es Ihm lieb und werth seyn könne, und sich des Guten aller Art befleiße." —

Barlaam hatte so eifrig und so lange geredet, und Abenner und Josaphat hatten ihm so freudig und seelenvergnügt zugehört, daß die Sonne indeß die Hälfte ihres Laufes zurücklegte und schon zuhöchst am Himmel stand, ohne daß Einer von allen Dreien darauf achtete. Jetzt aber fühlten sie die Mittagshitze, die in jenen heißen Ländern sehr drückend und fast unerträglich ist. König Abenner begab sich daher in den kühlen Gartensaal, wo die Tafel, nur für ihn, Josaphat und Barlaam, gedeckt war. Er nahm mit ihnen ein kleines Mittagsmahl ein, und zog sich dann in sein Zimmer zurück.

Erst nach Untergang der Sonne ging König Abenner wieder mit Barlaam in den großen, herr-

lichen Garten am Pallaste, der kühlenden Abendlüfte zu genießen. Der Mond schien helle durch die hohen Bäume; die Sterne funkelten durch den weiten Himmel gesäet mit ungemeiner Klarheit; der Thau erfrischte Blätter und Blüthen.

Barlaam sprach: „So oft ich so unter dem nächtlichen Himmel wandle, kommen mir die Worte des frommen Königs David zu Sinn: „Herr, unser Gott! wie herrlich ist Dein Name in aller Welt, da Deine Majestät am Himmel glänzt! Denn schau ich Deinen Himmel an, dieses Werk Deiner Finger, den Mond und die Sterne, die Du daran befestiget hast — ach, was ist der Mensch, daß Du an ihn gedenkest, und Dich seiner so annimmst!

Ja," fuhr Barlaam fort, „Gott, gedenkt unser, Er nimmt sich unser an; Er gibt uns gerade das, was uns fehlt. Die christliche Religion ist ganz der menschlichen Natur, dem gegenwärtigen Zustande der Menschen angemessen. Gott gibt uns durch Jesus Christus Alles, was wir bedürfen. Bei all unserer Hülflosigkeit, bei allen Sorgen, Leiden, Gewissensvorwürfe, Kämpfen gegen Versuchungen, in Noth und Tod finden wir einzig und allein Heil in Jesus Christus. Auch ist dieser große Segen, den die Religion Jesu uns bringt, ein ganz vorzüglicher Beweis ihrer Wahrheit."

Der König sprach: „Von der Wahrheit der

christlichen Religion hast du, lieber Barlaam, mit Gottes Hülfe, mich vollkommen überzeugt; sage mir aber noch mehr von dem großen Heile, das Gott uns in Jesus Christus bereitet hat. Meine Seele verlangt, mehr davon zu hören!"

Barlaam redete nun davon, wie es uns Menschen vor allem an Weisheit, an der rechten Erkenntniß fehle, und wie wir ohne höheres Licht, in göttlichen Dingen so unwissend sind; wie unsere Tugend so mangelhaft sey, und wie viel uns abgehe gerecht, das heißt, gut und vollkommen zu seyn; wie wir in Sünde, gleichsam wie in Ketten, gefangen liegen, und der Gewalt des Todes unterworfen sind. „Allein seyen wir getrost und freudiges Muthes!" sprach er. „Jesus Christus ist uns von Gott gegeben zur Weisheit, zur Gerechtigkeit und zur Erlösung.

Wir Menschen," sprach Barlaam ferner, „werden auf Erden von tausenderlei irdischen Sorgen gequält, die uns hindern, unsere Gedanken auf unsere himmlischen Angelegenheiten zu richten. Die Reichen und Mächtigen dieser Erde, die nicht um Nahrung und Kleidung besorgt seyn dürfen, werden oft von einer noch viel schwereren Sorgenlast darnieder gedrückt, von wichtigen Angelegenheiten und dringenden Geschäften, um die sie oft ängstlicher bekümmert sind, als der Arme um Speis und Trank. Allein Christus lehrt: „Sorget nicht!

Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr alles dieses bedürfet. Suchet zuerst das Reich Gottes und Seine Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige beigelegt werden."

„Die Leiden der Menschen sind unzählig, und viele sehr hart und schwer. Allein eben durch Leiden sollen die Menschen gut, und die Guten noch besser werden. Wie Gold durch Feuer gereinigt und geläutert wird, so wird die Tugend durch Leiden bewährt. Die Leiden führen uns, wenn wir sie geduldig ertragen, zur Seligkeit. Christus sagt: „Selig, die da weinen und trauern, denn sie werden getröstet werden." Und der Apostel spricht: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die dort auf uns wartet."

„Noch mehr als alle Leiden schmerzt und beunruhigt uns der Gedanke an unsere begangenen Sünden. Allein es ist ja, wie Paulus betheuert, gewißlich wahr und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Wie der verlorene Sohn von seinem Vater aufgenommen worden, so liebreich, ja noch unendlich liebreicher nimmt der Vater im Himmel wahrhaft reumüthige Sünder auf. „Im Himmel ist Freude über einen Sünder der Buße thut."

„Uns drohen viele Versuchungen und heftige Kämpfe gegen die Sünde. Allein Christus lehrt

uns die Versuchungen zu überwinden. „Betet und wachet, damit ihr nicht in Versuchung fallet," sprach Er. Er gibt uns Kraft, durch den Glauben alle Hindernisse des Guten zu überwinden: „Dem, der glaubt, ist nichts unmöglich," sprach Er. „Seyd getrost; Ich habe die Welt überwunden." Wer an Ihn glaubt, kann die Welt auch überwinden.

Das Letzte, was uns bevorsteht, ist der Tod, vor dem die Menschen sich so entsetzen. Allein der Tod ist nur ein Uebergang in das bessere Leben, gleichsam nur ein sanftes Einschlafen, dem ein fröhliches Erwachen folgt. Wie der müde Arbeiter, der die Last des Tages getragen hat, den Schlaf nicht fürchtet, sondern sich darauf freut, so darf, wer an Christus glaubt, den Tod nicht fürchten. „Wer an Mich glaubt," sprach Jesus Christus, „wird den Tod nicht sehen; er ist vom Tode zum Leben übergegangen."

Die christliche Religion öffnet uns, wo das sinnliche Auge nur Staub und Moder erblickt, eine Aussicht voll Seligkeit in die bessere Welt, in den Himmel! Alles, was die gegenwärtige Welt Schönes und Herrliches hat, ist nicht einmal ein Schatten gegen jene Herrlichkeit. „Kein Auge hat gesehen, kein Ohr gehört, und in kein Menschenherz ist gekommen, was Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben."

Der König sprach: „Liebster Barlaam! Alles, was du mir gesagt hast, erquickt mein Herz, wie die lieblichen Abendlüfte die Brust erleichtern, wie der reichliche Thau jetzt die welkenden Blumen erfrischt. Besonders tröstlich ist mir, was du von Vergebung der Sünden gesagt hast.“

Der König redete nun noch lange mit Barlaam über Alles, was ihm auf dem Herzen lag und worüber seine Seele bekümmert war, und Barlaam sagte ihm noch viele treffende Worte, die ihm himmlischen Trost gewährten. Hierauf gingen Beide zurück in den Saal. Josaphat, der seinen Vater allein hatte mit Barlaam wollen sprechen lassen, erwartete sie hier. Er freute sich darauf, mit Beiden einen seligen Abend zuzubringen.

Allein plötzlich kam ein Eilbote zu Pferd mit der Nachricht, die feindlichen Perser seyen mit großer Macht in das Land eingefallen. Sie hatten geglaubt, König Abenner sey zu alt, seine Heere noch zum Siege zu führen, und hatten deßhalb die bestehenden Friedensverträge gebrochen. Der alte König befahl, augenblicklich die Pferde anzuschirren, und die Kameele zu packen. Da entstand unter dem Gefolge und den Dienern des Königs ein mächtiges Hin- und Herrennen; hundert Hände waren beschäftigt, mit den Anstalten zur Abreise so schnell als möglich fertig zu werden. Josaphat erbot sich, mit seinem Vater in das Feld

zu ziehen. Allein der alte König, der sich trotz seines Alters noch kräftig und rüstig genug fühlte, sagte: „Ich will allein ziehen. Sollte ich, lieber Sohn, in diesem Kriege deiner Hülfe benöthigt seyn, so werde ich dir Nachricht geben. Laß indeß deine Kriegsschaaren sich zum Aufbruche bereit machen.“ Er aß in Eile einiges Wenige, und sprach lächelnd zu Barlaam: „Du hast wohl recht, daß wir Könige für manche Dinge zu sorgen haben, deren Besorgung so nothwendig ist, als Speis und Trank!“ Er stand auf, und sagte: „Liebster Barlaam, liebster Josaphat, lebet wohl, und betet für mich!“ Er umarmte Beide, und reiste noch vor Mitternacht ab.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Fest heiliger Freude.

König Abenner hatte mit seinem tapfern Heere die Perser bald über die Gränzen seines Reiches zurückgetrieben. Es wäre ihm nun ein Leichtes gewesen, in ihr Land einzudringen, und so viel davon, als er nur wollte, zu erobern und an sich zu reißen. Allein er zog vor, sowohl seinem Volke, als auch dem gedemüthigten Feinde den Frieden zu geben.

11*

„Der Oelzweig des Friedens ist besser," sprach er, „als der blutbespritzte Siegeslorbeer."

Voll Freude eilte er in seine Residenz zurück, um den Einwohnern seiner Hauptstadt der erste Friedensbote zu seyn, und dann auch allen seinen übrigen Unterthanen durch ausgesendete Boten den rühmlich erkämpften Frieden kund zu machen; noch größer aber war seine Freude, bei dieser Veranlassung, zu seinem Volke von dem höhern Frieden zu sprechen, den in jener heiligen Nacht die Engel Gottes allen Menschen angekündigt haben, die eines guten Willens sind.

In dem königlichen Ausschreiben, das er deßhalb erließ, sagte er unter anderm: „Durch die Gnade und Erbarmung des einzig wahren Gottes, des allmächtigen Herrn Himmels und der Erde, sey er zur Erkenntniß Jesu Christi, des Sohnes Gottes, gekommen, und ein Christ geworden; er finde in dem Christenthume allein den rechten Frieden, die wahre Ruhe des Herzens, und wünsche diese auch allen seinen Völkern; alle Christen in seinem Reiche sollen nunmehr die freie Ausübung ihrer Religion haben, und Niemand soll ihnen mehr ein Leid zufügen, sondern sie, als dem Geiste nach mit dem Könige verwandt, ehren und lieben; die Christen sollen der Unbilden, die ihnen von Götzendienern zugefügt worden, nicht mehr gedenken, sondern ihnen von ganzem Herzen verzeihen. Da Gott,

der allgemeine Vater der Menschen, Seine Sonne über Alle, über Christen und Nichtchristen, Gläubige und Ungläubige leuchten lasse, und ihre Felder mit Regen vom Himmel befeuchte, so sollen alle Menschen auf Erden, als Kinder des Einen Vaters im Himmel, in Frieden und Eintracht leben; am allerwenigsten aber sollen die Erleuchteten gegen Diejenigen, die leider noch im Dunkeln wandeln, feindselig seyn und sie verfolgen; vielmehr sollen sie dieselben von Herzen lieben, ihnen alles erdenkliche Gute erweisen, und durch ein reines, tadelloses Leben ihnen das Evangelium lieb und werth machen; so können sie am besten Gott und Jesus Christus unter ihnen verherrlichen."

Der gute Erfolg, den das königliche Ausschreiben hatte, übertraf alle Erwartung des Königs. Viele hohe Staats-Diener und tapfere Kriegshelden meldeten sich bei dem Könige, und bekannten ihren Glauben an Christus. Aus dem ganzen Reiche liefen Nachrichten ein, daß unzählige Familien, die vorhin nur in der Stille Christen gewesen, sich nun laut und freudig zum Christenthume bekannten Mehrere Städte schickten Abgeordnete, dem Könige ihren Dank und ihre Freude zu bezeigen. Viele Christen, die zur Zeit der Verfolgung sich aus dem Lande geflüchtet hatten, kehrten zurück. Ja, zur großen Freude des Königs kam sogar ein Bischof, ein ehrwürdiger Greis und ehe-

geliebter Sohn Josaphat, schon als Jüngling, sehr richtig gefühlt. Das erfährt jeder an sich selbst, und muß mit Paulus bekennen: „Ich habe an dem Gesetze Gottes nach dem innern Menschen Wohlgefallen; ich sehe aber in meinen Gliedern ein anderes Gesetz, welches dem Gesetze meines Gemüthes widerstrebt, und mich unter dem Gesetze der Sünde gefangen hält.“ Jeder Mensch seufzt wohl, wie Paulus versichert: „Ich unseliger Mensch! Wer wird mich von diesem sterblichen Leibe erlösen?“ Möchte auch jeder erfahren und mit Paulus sagen können: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum.“

„Was uns die heilige Geschichte erzählt, das wird durch die Geschichte der Völker, ja wohl schon von dem Anblicke der Erde bestätigt. Es ist nicht zu läugnen, daß sich das Menschengeschlecht von Asien aus über die Erde verbreitete; unter allen Völkern, besonders unter den Indiern, finden wir noch deutliche, nicht ganz erloschene Spuren der ältesten Offenbarungen Gottes. Wenn wir die Gestalt der Erde betrachten, so können wir nicht zweifeln, daß einmal eine vertilgende Ueberschwemmung, die Sündfluth, Statt gehabt haben müsse. Wie viele Berge sind offenbar von großen, furchtbaren Wassern angeschwemmt? Auf den höchsten Bergen findet man versteinerte Fische und Meermuscheln. Sie sind gleichsam Buchstaben, in Stein

eingedrückt, eine Schrift, in der wir eben das lesen, was die heilige Schrift uns sagt.

Das Volk der Juden ist uns ein redender, umher wandelnder Beweis, daß jene Begebenheiten, welche die heilige Geschichte uns von ihnen erzählt, sich wirklich zugetragen haben. Sie sind in alle Welt zerstreut, sie erscheinen unter allen Völkern, unter denen sie wohnen, noch immer als ein besonderes, eigenthümliches Volk; sie hängen noch fest an ihren alten Gebräuchen, sie bewahren ihre heiligen Geschichtbücher, das Gesetz, das Gott ihnen durch Moses gegeben, die Weissagungen der Propheten von dem Erlöser, dem Messias, mit großer Sorgfalt als ein Heiligthum auf.

Das Volk der Christen, das bereits weit auf Erden verbreitet ist, hat seine Verbreitung zwölf Männern zu danken, die arme Fischer, oder sonst ungelehrte Leute gewesen. Diese frommen, redlichen Männer, die von Verkündigung des Evangeliums keinen zeitlichen Gewinn hatten, die sich dadurch nichts als Schmach und Verfolgung zuzogen, bezeugten, daß sie die Thaten Jesu mit Augen gesehen, daß sie Seine Worte aus Seinem Munde vernommen, und bestätigten ihre Aussage mit Vergießung ihres Blutes, und unter den schrecklichsten Todesqualen. Die ganze Macht der Römer dieses allgewaltigen Reiches, im Besitze der Wissenschaften und furchtbarer Streitkräfte, widersetzte

maliger Unterthan des Königs, aus der Verbannung zurück, in der er seit vielen Jahren gelebt, und andern Völkern das Evangelium gepredigt hatte.

Der König machte nun Anstalt zur Erbauung eines großen prächtigen Tempels; die Kirche, die sein Sohn hatte bauen lassen, sollte gleichsam nur als Modell dazu dienen. Denn Alles, was König Abenner unternahm, war großartig und mußte auch so schnell als möglich zu Stande kommen. Die trefflichsten Baumeister wurden gerufen und unzählige Arbeiter angestellt; unermüdet wurde gearbeitet, und die Werkleute wurden reichlich bezahlt. Denn der König öffnete seine gesammelten Schätze; auch ließ er die großen goldenen und silbernen Götzenbilder, die bisher in seinen Pallästen aufgestellt gewesen, ihm aber nunmehr ein Gräuel waren, einschmelzen und Geld daraus prägen. Den neuen christlichen Tempel ließ er auf dem Hauptplatze seiner Hauptstadt erbauen, auf dem ehemals so viele Christen hingerichtet worden, und auf dem Barlaam hätte sollen verbrannt werden.

Während der König sich eine große Angelegenheit daraus machte, daß der marmorne Tempel bald zu Stande komme, war der Bischof unausgesetzt bemüht, dem Herrn einen noch herrlicheren Tempel zu erbauen. Er unterrichtete unermüdet, früh und spät, Hohe und Niedere, welche Christen werden wollten. Freilich waren manche darunter,

die bloß eigennützige Absichten hatten, und nur dem Könige schmeicheln und sich ihm empfehlen wollten. Der Bischof lernte sie aber bald kennen, und wußte sie, bis auf weiters, auszuscheiden.

Einige Priester, die der Bischof aus fernen Landen mitgebracht hatte, leisteten ihm bei dem Unterrichte treue Hülfe. Auch halfen ihm, aus dem Lande selbst, mehrere bereits betagte Männer, die schon längst Christen waren, und von deren Glauben, von deren Weisheit, Frömmigkeit und christlichem Wandel er sich überzeugt und sie deßhalb zu Priestern geweiht hatte. Das Volk nahm in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit sehr zu, und verlangte getauft zu werden.

Indeß wurde der Bau des Tempels vollendet. Der König bestimmte einen Tag zu dessen Einweihung. „Und," sprach er, „die erste heilige Handlung, die in dem neugeweihten Tempel vorgenommen wird, sey meine Taufe." Viele Fürsten und hohe Diener des Reiches verlangten zu gleicher Zeit mit ihrem Könige getauft zu werden. Der König lud seinen Sohn Josaphat und den neunzigjährigen Barlaam ein, der heiligen Handlung beizuwohnen. Beide erschienen mit Freuden; Barlaam aber sagte: „Die Dienste, die ich dabei leiste, werden wohl meine letzten seyn."

Zu dem bevorstehenden Feste wurden große Anstalten gemacht. Die Wände des Tempels wurden

mit prächtigen Tapeten von Purpur und eingewebtem Golde geziert; die weißen Marmorsäulen mit Blumenkränzen umwunden. Mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge begaben sich beide Könige in den Tempel. Der Bischof, von mehreren Priestern umgeben, begrüßte sie an dem Eingange, führte den König zum Altare, hielt hier eine Anrede, ließ sich von ihm das Glaubensbekenntniß ablegen, und ging dann mit ihm in einer feierlichen Prozession, unter Vortragung eines silbernen Kreuzes und bei abwechselndem Gebete und Gesange der Priester zum Taufsteine. Alle dachten, der Bischof werde die heilige Handlung vornehmen; allein er übertrug sie dem alten, neunzigjährigen Barlaam, weil König Abenner dem Könige Josaphat verheißen hatte, sich von Barlaam taufen zu lassen. Alle Anwesende, besonders Diejenigen, die sich noch aus ihrer Jugendzeit seiner erinnerten, oder denen ihre Aeltern von ihm erzählt hatten, wurden sehr erfreut, daß dem guten, alten Manne, der ehemals so unverschuldeter Weise von Hofe verstoßen worden, diese hohe Ehre zugedacht wurde.

Jetzt sprach der König zu seinem Sohne: „Durch dich bin ich zur Erkenntniß Jesu Christi gekommen; durch dich hat mich Gott so weit geführt, daß ich jetzt in diesem Tempel, und hier am Taufsteine stehe. Du sollst daher mein Taufpathe seyn."

Ueber diese Worte war der gute Königsohn so gerührt, daß ihm Thränen in den Augen standen. Auch Alle, die zugegen waren, fanden etwas ungemein Rührendes darin, den Sohn als den Taufpathen seines Vaters zu sehen. Nach der Taufe des Königs wurden, theils von dem Bischofe, theils von den Priestern, die Fürsten und Staatsdiener getauft, die dazu vorbereitet waren, und sich schon lange darnach gesehnt hatten.

Nachdem alle getauft waren, legte ihnen der Bischof, wie einst Petrus und Johannes den bereits getauften Einwohnern Samariens gethan haben, die Hände auf, damit sie vom Geiste Gottes gestärkt würden; was auch jetzt noch bei der Firmung durch Auflegung der bischöflichen Hände geschieht. Hierauf trat der Bischof zum Altare, die heiligen Geheimnisse des Leibes und Blutes des Herrn zu feiern. Während der heiligsten Handlungen gingen der König, dessen Sohn, die Staatsdiener, sowohl die eben jetzt, als die schon längst getauften, voll der innigsten Andacht zur heiligen Kommunion. All das zahlreiche und dichtgedrängte Volk, das sich in dem weiten Umfange des Tempels befand, wohnte der ganzen Feierlichkeit in tiefster Stille und mit heiliger Ehrfurcht bei. Die Rührung war unbeschreiblich; unzählige der seligsten Thränen flossen. Viele ehrwürdige Greise, die sich aus den entferntesten Gegenden des Reiches hatten hieher

bringen lassen, um dieser seltenen Feierlichkeit beizuwohnen, sagten: „Ein solches Freudenfest haben wir noch nie erlebt.“

Der alte König gab an diesem Tage den Fürsten und ersten Staatsdienern große Tafel, bei der er mit seinem Sohne, höchst vergnügt und seelenfroh, zwischen dem Bischofe und Barlaam oben an saß. Er hatte aber auch dafür gesorgt, daß jede arme Familie seiner Hauptstadt sich in ihrem Hause einer reichlichen Mahlzeit erfreuen konnte. Ueberdies wurden, während der König an der Tafel saß, drunten in den königlichen Gärten, an einer langen Reihe von Tischen eine große Schaar armer Waisenkinder, und an andern Tischen eine große Anzahl armer gebrechlicher Leute ausgespeist.

Unter den vielen Wohlthaten, womit der König dieses Freudenfest verherrlichte, und es seinem Volke unvergeßlich machte, waren besonders zwei, über die alle Menschenfreunde ihre Freude nicht genug ausdrücken und den wohlthätigen König nicht genug preisen konnten. Der König hatte zu eben der Zeit, da an dem Tempel gebaut wurde, noch zwei große Gebäude außer der Stadt aufführen lassen, die viele Zimmer und Säle enthielten, und von blühenden Gärten umgeben waren. Er hatte noch Niemanden gesagt, wozu er sie bestimmt habe, und Jedermann hatte sich den Kopf vergebens zerbrochen, wozu sie erbaut worden. Nach der Tafel

ging nun der König mit allen seinen vornehmen Gästen hinab in den Garten, seine armen Gäste zu besuchen. Alle, klein und groß, standen voll Ehrfurcht auf, und grüßten ihn mit Blicken, die von Freude und Dankbarkeit glänzten. Alle waren auf Kosten des Königs neu und sehr gut gekleidet. Hier erklärte er nun, daß eines der zwei schönen großen Gebäude vor dem Thore zu einem Waisenhause und das andere zu einem Armenhause, oder Spitale bestimmt sey. Die Kinder und die alten Leute wurden hierauf feierlich von dem Könige und seinen Dienern dahin eingeführt, wo der König zu ihrer Verpflegung schon die Aufseher und Diener bestellt und alle erdenkliche Anstalten getroffen hatte. Es läßt sich nicht aussprechen, wie hoch erfreut Kinder und Greise waren, als sie in den schönen Häusern und Gärten herumgeführt wurden und davon Besitz nahmen. Josaphat weinte Freudenthränen und fiel seinem Vater um den Hals. Die Fürsten des Reiches faßten den Entschluß, in den andern Städten ähnliche Anstalten zu stiften. Barlaam aber trat in die Mitte der Kinder und alten Männer und Weiber, und entrichtete ein Dankgebet zu Gott, empfahl allen sehr nachdrücklich, täglich für ihren königlichen Wohlthäter zu beten, und sagte dann zu dem Könige und den umstehenden Fürsten: „Kirchen und Häuser der Wohlthätigkeit zu bauen, war bisher in der christlichen Kirche der Gebrauch jener Chri-

Der König sprach: „Liebster Barlaam! Alles, was du mir gesagt hast, erquickt mein Herz, wie die lieblichen Abendlüfte die Brust erleichtern, wie der reichliche Thau jetzt die welkenden Blumen erfrischt. Besonders tröstlich ist mir, was du von Vergebung der Sünden gesagt hast."

Der König redete nun noch lange mit Barlaam über Alles, was ihm auf dem Herzen lag und worüber seine Seele bekümmert war, und Barlaam sagte ihm noch viele treffende Worte, die ihm himmlischen Trost gewährten. Hierauf gingen Beide zurück in den Saal. Josaphat, der seinen Vater allein hatte mit Barlaam wollen sprechen lassen, erwartete sie hier. Er freute sich darauf, mit Beiden einen seligen Abend zuzubringen.

Allein plötzlich kam ein Eilbote zu Pferd mit der Nachricht, die feindlichen Perser seyen mit großer Macht in das Land eingefallen. Sie hatten geglaubt, König Abenner sey zu alt, seine Heere noch zum Siege zu führen, und hatten deßhalb die bestehenden Friedensverträge gebrochen. Der alte König befahl, augenblicklich die Pferde anzuschirren, und die Kameele zu packen. Da entstand unter dem Gefolge und den Dienern des Königs ein mächtiges Hin- und Herrennen; hundert Hände waren beschäftigt, mit den Anstalten zur Abreise so schnell als möglich fertig zu werden. Josaphat erbot sich, mit seinem Vater in das Feld

zu ziehen. Allein der alte König, der sich troß seines Alters noch kräftig und rüstig genug fühlte, sagte: „Ich will allein ziehen. Sollte ich, lieber Sohn, in diesem Kriege deiner Hülfe benöthigt seyn, so werde ich dir Nachricht geben. Laß indeß deine Kriegsschaaren sich zum Aufbruche bereit machen." Er aß in Eile einiges Wenige, und sprach lächelnd zu Barlaam: „Du hast wohl recht, daß wir Könige für manche Dinge zu sorgen haben, deren Besorgung so nothwendig ist, als Speis und Trank!" Er stand auf, und sagte: „Liebster Barlaam, liebster Josaphat, lebet wohl, und betet für mich!" Er umarmte Beide, und reiste noch vor Mitternacht ab.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Fest heiliger Freude.

König Abenner hatte mit seinem tapfern Heere die Perser bald über die Gränzen seines Reiches zurückgetrieben. Es wäre ihm nun ein Leichtes gewesen, in ihr Land einzudringen, und so viel davon, als er nur wollte, zu erobern und an sich zu reißen. Allein er zog vor, sowohl seinem Volke, als auch dem gedemüthigten Feinde den Frieden zu geben.

„Der Oelzweig des Friedens ist besser,“ sprach er, „als der blutbespritzte Siegeslorbeer.“

Voll Freude eilte er in seine Residenz zurück, um den Einwohnern seiner Hauptstadt der erste Friedensbote zu seyn, und dann auch allen seinen übrigen Unterthanen durch ausgesendete Boten den rühmlich erkämpften Frieden kund zu machen; noch größer aber war seine Freude, bei dieser Veranlassung, zu seinem Volke von dem höhern Frieden zu sprechen, den in jener heiligen Nacht die Engel Gottes allen Menschen angekündigt haben, die eines guten Willens sind.

In dem königlichen Ausschreiben, das er deßhalb erließ, sagte er unter anderm: „Durch die Gnade und Erbarmung des einzig wahren Gottes, des allmächtigen Herrn Himmels und der Erde, sey er zur Erkenntniß Jesu Christi, des Sohnes Gottes, gekommen, und ein Christ geworden; er finde in dem Christenthume allein den rechten Frieden, die wahre Ruhe des Herzens, und wünsche diese auch allen seinen Völkern; alle Christen in seinem Reiche sollen nunmehr die freie Ausübung ihrer Religion haben, und Niemand soll ihnen mehr ein Leid zufügen, sondern sie, als dem Geiste nach mit dem Könige verwandt, ehren und lieben; die Christen sollen der Unbilden, die ihnen von Götzendienern zugefügt worden, nicht mehr gedenken, sondern ihnen von ganzem Herzen verzeihen. Da Gott,

der allgemeine Vater der Menschen, Seine Sonne über Alle, über Christen und Nichtchristen, Gläubige und Ungläubige leuchten lasse, und ihre Felder mit Regen vom Himmel befeuchte, so sollen alle Menschen auf Erden, als Kinder des Einen Vaters im Himmel, in Frieden und Eintracht leben; am allerwenigsten aber sollen die Erleuchteten gegen Diejenigen, die leider noch im Dunkeln wandeln, feindselig seyn und sie verfolgen; vielmehr sollen sie dieselben von Herzen lieben, ihnen alles erdenkliche Gute erweisen, und durch ein reines, tadelloses Leben ihnen das Evangelium lieb und werth machen; so können sie am besten Gott und Jesus Christus unter ihnen verherrlichen."

Der gute Erfolg, den das königliche Ausschreiben hatte, übertraf alle Erwartung des Königs. Viele hohe Staats-Diener und tapfere Kriegshelden meldeten sich bei dem Könige, und bekannten ihren Glauben an Christus. Aus dem ganzen Reiche liefen Nachrichten ein, daß unzählige Familien, die vorhin nur in der Stille Christen gewesen, sich nun laut und freudig zum Christenthume bekannten Mehrere Städte schickten Abgeordnete, dem Könige ihren Dank und ihre Freude zu bezeigen. Viele Christen, die zur Zeit der Verfolgung sich aus dem Lande geflüchtet hatten, kehrten zurück. Ja, zur großen Freude des Königs kam sogar ein Bischof, ein ehrwürdiger Greis und ehe-

maliger Unterthan des Königs, aus der Verbannung zurück, in der er seit vielen Jahren gelebt, und andern Völkern das Evangelium gepredigt hatte.

Der König machte nun Anstalt zur Erbauung eines großen prächtigen Tempels; die Kirche, die sein Sohn hatte bauen lassen, sollte gleichsam nur als Modell dazu dienen. Denn Alles, was König Abenner unternahm, war großartig und mußte auch so schnell als möglich zu Stande kommen. Die trefflichsten Baumeister wurden gerufen und unzählige Arbeiter angestellt; unermüdet wurde gearbeitet, und die Werkleute wurden reichlich bezahlt. Denn der König öffnete seine gesammelten Schätze; auch ließ er die großen goldenen und silbernen Götzenbilder, die bisher in seinen Pallästen aufgestellt gewesen, ihm aber nunmehr ein Gräuel waren, einschmelzen und Geld daraus prägen. Den neuen christlichen Tempel ließ er auf dem Hauptplatze seiner Hauptstadt erbauen, auf dem ehemals so viele Christen hingerichtet worden, und auf dem Barlaam hätte sollen verbrannt werden.

Während der König sich eine große Angelegenheit daraus machte, daß der marmorne Tempel bald zu Stande komme, war der Bischof unausgesetzt bemüht, dem Herrn einen noch herrlicheren Tempel zu erbauen. Er unterrichtete unermüdet, früh und spät, Hohe und Niedere, welche Christen werden wollten. Freilich waren manche darunter,

die bloß eigennützige Absichten hatten, und nur dem Könige schmeicheln und sich ihm empfehlen wollten. Der Bischof lernte sie aber bald kennen, und wußte sie, bis auf weiters, auszuscheiden.

Einige Priester, die der Bischof aus fernen Landen mitgebracht hatte, leisteten ihm bei dem Unterrichte treue Hülfe. Auch halfen ihm, aus dem Lande selbst, mehrere bereits betagte Männer, die schon längst Christen waren, und von deren Glauben, von deren Weisheit, Frömmigkeit und christlichem Wandel er sich überzeugt und sie deßhalb zu Priestern geweiht hatte. Das Volk nahm in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit sehr zu, und verlangte getauft zu werden.

Indeß wurde der Bau des Tempels vollendet. Der König bestimmte einen Tag zu dessen Einweihung. „Und," sprach er, „die erste heilige Handlung, die in dem neugeweihten Tempel vorgenommen wird, sey meine Taufe." Viele Fürsten und hohe Diener des Reiches verlangten zu gleicher Zeit mit ihrem Könige getauft zu werden. Der König lud seinen Sohn Josaphat und den neunzigjährigen Barlaam ein, der heiligen Handlung beizuwohnen. Beide erschienen mit Freuden; Barlaam aber sagte: „Die Dienste, die ich dabei leiste, werden wohl meine letzten seyn."

Zu dem bevorstehenden Feste wurden große Anstalten gemacht. Die Wände des Tempels wurden

mit prächtigen Tapeten von Purpur und eingewebtem Golde geziert; die weißen Marmorsäulen mit Blumenkränzen umwunden. Mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge begaben sich beide Könige in den Tempel. Der Bischof, von mehreren Priestern umgeben, begrüßte sie an dem Eingange, führte den König zum Altare, hielt hier eine Anrede, ließ sich von ihm das Glaubensbekenntniß ablegen, und ging dann mit ihm in einer feierlichen Prozession, unter Vortragung eines silbernen Kreuzes und bei abwechselndem Gebete und Gesange der Priester zum Taufsteine. Alle dachten, der Bischof werde die heilige Handlung vornehmen; allein er übertrug sie dem alten, neunzigjährigen Barlaam, weil König Abenner dem Könige Josaphat verheißen hatte, sich von Barlaam taufen zu lassen. Alle Anwesende, besonders Diejenigen, die sich noch aus ihrer Jugendzeit seiner erinnerten, oder denen ihre Aeltern von ihm erzählt hatten, wurden sehr erfreut, daß dem guten, alten Manne, der ehemals so unverschuldeter Weise von Hofe verstoßen worden, diese hohe Ehre zugedacht wurde.

Jetzt sprach der König zu seinem Sohne: „Durch dich bin ich zur Erkenntniß Jesu Christi gekommen; durch dich hat mich Gott so weit geführt, daß ich jetzt in diesem Tempel, und hier am Taufsteine stehe. Du sollst daher mein Taufpathe seyn.“

Ueber diese Worte war der gute Königsohn so gerührt, daß ihm Thränen in den Augen standen. Auch Alle, die zugegen waren, fanden etwas ungemein Rührendes darin, den Sohn als den Taufpathen seines Vaters zu sehen. Nach der Taufe des Königs wurden, theils von dem Bischofe, theils von den Priestern, die Fürsten und Staatsdiener getauft, die dazu vorbereitet waren, und sich schon lange darnach gesehnt hatten.

Nachdem alle getauft waren, legte ihnen der Bischof, wie einst Petrus und Johannes den bereits getauften Einwohnern Samariens gethan haben, die Hände auf, damit sie vom Geiste Gottes gestärkt würden; was auch jetzt noch bei der Firmung durch Auflegung der bischöflichen Hände geschieht. Hierauf trat der Bischof zum Altare, die heiligen Geheimnisse des Leibes und Blutes des Herrn zu feiern. Während der heiligsten Handlungen gingen der König, dessen Sohn, die Staatsdiener, sowohl die eben jetzt, als die schon längst getauften, voll der innigsten Andacht zur heiligen Kommunion. All das zahlreiche und dichtgedrängte Volk, das sich in dem weiten Umfange des Tempels befand, wohnte der ganzen Feierlichkeit in tiefster Stille und mit heiliger Ehrfurcht bei. Die Rührung war unbeschreiblich; unzählige der seligsten Thränen flossen. Viele ehrwürdige Greise, die sich aus den entferntesten Gegenden des Reiches hatten hieher

bringen lassen, um dieser seltenen Feierlichkeit beizuwohnen, sagten: „Ein solches Freudenfest haben wir noch nie erlebt.“

Der alte König gab an diesem Tage den Fürsten und ersten Staatsdienern große Tafel, bei der er mit seinem Sohne, höchst vergnügt und seelenfroh, zwischen dem Bischofe und Barlaam oben an saß. Er hatte aber auch dafür gesorgt, daß jede arme Familie seiner Hauptstadt sich in ihrem Hause einer reichlichen Mahlzeit erfreuen konnte. Ueberdies wurden, während der König an der Tafel saß, drunten in den königlichen Gärten, an einer langen Reihe von Tischen eine große Schaar armer Waisenkinder, und an andern Tischen eine große Anzahl armer gebrechlicher Leute ausgespeist.

Unter den vielen Wohlthaten, womit der König dieses Freudenfest verherrlichte, und es seinem Volke unvergeßlich machte, waren besonders zwei, über die alle Menschenfreunde ihre Freude nicht genug ausdrücken und den wohlthätigen König nicht genug preisen konnten. Der König hatte zu eben der Zeit, da an dem Tempel gebaut wurde, noch zwei große Gebäude außer der Stadt aufführen lassen, die viele Zimmer und Säle enthielten, und von blühenden Gärten umgeben waren. Er hatte noch Niemanden gesagt, wozu er sie bestimmt habe, und Jedermann hatte sich den Kopf vergebens zerbrochen, wozu sie erbaut worden. Nach der Tafel

ging nun der König mit allen seinen vornehmen Gästen hinab in den Garten, seine armen Gäste zu besuchen. Alle, klein und groß, standen voll Ehrfurcht auf, und grüßten ihn mit Blicken, die von Freude und Dankbarkeit glänzten. Alle waren auf Kosten des Königs neu und sehr gut gekleidet. Hier erklärte er nun, daß eines der zwei schönen großen Gebäude vor dem Thore zu einem Waisenhause und das andere zu einem Armenhause, oder Spitale bestimmt sey. Die Kinder und die alten Leute wurden hierauf feierlich von dem Könige und seinen Dienern dahin eingeführt, wo der König zu ihrer Verpflegung schon die Aufseher und Diener bestellt und alle erdenkliche Anstalten getroffen hatte. Es läßt sich nicht aussprechen, wie hoch erfreut Kinder und Greise waren, als sie in den schönen Häusern und Gärten herumgeführt wurden und davon Besitz nahmen. Josaphat weinte Freudenthränen und fiel seinem Vater um den Hals. Die Fürsten des Reiches faßten den Entschluß, in den andern Städten ähnliche Anstalten zu stiften. Barlaam aber trat in die Mitte der Kinder und alten Männer und Weiber, und entrichtete ein Dankgebet zu Gott, empfahl allen sehr nachdrücklich, täglich für ihren königlichen Wohlthäter zu beten, und sagte dann zu dem Könige und den umstehenden Fürsten: „Kirchen und Häuser der Wohlthätigkeit zu bauen, war bisher in der christlichen Kirche der Gebrauch jener Chri-

sten, denen Gott das Vermögen dazu gegeben, und wird es, wie ich im Geiste sicher voraus sehe, auch ferner seyn. Eben dadurch bewährt sich in der christlichen Kirche sehr schön die Liebe zu Gott und den Menschen."

Zwanzigstes Kapitel.

Die schönste Krone.

Am folgenden Morgen begab König Abenner sich mit seinem Sohne in den Thronsaal, wo alle seine Räthe sich auf seinen Befehl versammelt hatten. In dieser zahlreichen Versammlung stellte er ihnen seinen Sohn Josaphat als seinen Mitregenten des ganzen Reiches vor, und befahl, diesen seinen Entschluß, durch königliche Ausschreiben, die er unterzeichnen und ihnen sein Siegel aufdrücken werde, in dem ganzen Lande bekannt zu machen.

Zu Josaphat aber sprach er: „Ich habe dir, mein geliebter Sohn, bisher nur einen kleinen Theil meines Reiches zu regieren übergeben, und du hast alle meine Erwartungen übertroffen. Nun will ich die Regierung meines ganzen Reiches mit dir theilen. Du sollst mit mir auf einem Throne sitzen. Oder besser: Das Evangelium soll auf dem Throne

liegen und unsre beiden Kronen darneben. Der Inhalt dieses göttlichen Buches soll unser höchstes Reichsgesetz seyn. Möchte es uns mit Gottes Beistand gelingen, der Welt zu beurkunden, was mir einst der weise Barlaam gesagt hat: „Wahrhaft christliche Könige sind die besten Könige, und wahrhaft christliche Unterthanen sind das beste und glücklichste Volk unter der Sonne."

Nachdem der alte König mit seinem Sohne drei Jahre lang unermüdet für das Wohl seines Reiches gearbeitet und noch viele gute Einrichtungen gemacht hatte, übertrug er die ganze Regierung des Landes dem jungen Könige. „Du bist nun in der vollen Kraft des Lebens," sprach er, „und Mannes genug den Zepter allein zu führen; meine Kräfte aber haben sehr abgenommen. Ich fühle die Beschwerden des Alters; die Last der Jahre, die ich durchlebt habe, drückt mich beinahe danieder. Sey nun allein König! Gott gab dir helle Einsicht und ein wohlwollendes Herz. Ahme dem höchsten Könige Himmels und der Erde nach; sey ein Vater deines Volkes. — Solltest du indessen noch hie und da meines Rathes bedürfen, so werde ich immer bereit seyn, ihn dir nach bestem Wissen und Gewissen zu ertheilen. Ich werde mit dir Einen Pallast bewohnen, mich aber in die stillern, abgelegenen Zimmer zurückziehen, um da nur Gott und mir selbst zu leben. Nachdem ich

so lange mit Geschäften überhäuft war, sehnt sich mein Geist nach einer solchen Ruhe, bis mein Leib hier auf Erden die letzte Ruhestätte finden wird."

Jene Zimmer des Pallastes, die an die königlichen Gärten stießen, wurden auf Königs Abenner Befehl für ihn sehr einfach eingerichtet, und aller Prunk blieb daraus entfernt. Sie glichen mehr dem Aufenthalte eines Einsiedlers, als der Wohnung eines großen Monarchen. Er selbst legte den königlichen Purpur ab und kleidete sich sehr einfach. Nie erschien er mehr an der öffentlichen Tafel, und auf seinen Tisch kamen keine seltenen und kostbaren Gerichte. Seine Zeit brachte er bald auf seinem Zimmer, bald in den Lauben und Schattengängen des Gartens, mit Lesen der heiligen Schrift, mit Beten und Betrachten zu.

König Abenner hatte seit seiner Taufe eine früherhin nie gefühlte Seligkeit empfunden. Er fühlte sich in der That wie neugeboren. Auch über sein strenges, ernstes Angesicht verbreitete sich eine so liebliche Milde und eine solche Heiterkeit, daß Alle, die ihn sahen, sich dieses Anblickes erfreuten und selbst milder und heiterer wurden. Indeß hatte der alte König noch manche traurige, schwermuthsvolle Stunde. In schlaflosen Nächten, oder auch bei Tag, wenn er in den dunkeln Laubgängen des Gartens wandelte, gingen alle Begebenheiten seines Lebens vor seinem Geiste vorüber. Er machte

sich die bittersten Vorwürfe, daß er bei seiner grossen Macht, seinen unermeßlichen Reichthümern nicht so viel Gutes gethan habe, als er hätte thun können; daß er die Schätze des Landes besser zur Unterstützung der Armen unter seinem Volke, als zu unnützer Pracht und eiteln Vergnügungen hätte verwenden können; daß bei mehr gutem Willen und weniger Ruhmsucht und Stolz mancher blutige Krieg zu vermeiden gewesen wäre. Am allertiefsten betrübte ihn, daß er die schuldlosen Christen, weil er es nicht der Mühe werth hielt, das Christenthum näher kennen zu lernen, so grausam verfolgt hatte, und so viele fromme, heilige Verkünder des Evangeliums hatte hinrichten lassen.

In einer solchen traurigen Stunde ließ er Barlaam rufen. Der ehrwürdige, dreiundneunzigjährige Greis erschien. Der König grüßte ihn auf das herzlichste und sprach: „O Barlaam, du mein ältester, mein bester, mein treuester Freund, dem ich und mein Sohn so unaussprechlich Vieles zu danken haben, zu dir nehme ich meine Zuflucht, dir werfe ich mich in die Arme! Ich bin nun nahe daran, von dieser Welt abzuscheiden; ich stehe an den Pforten der Ewigkeit. Ich, der ich auf den Thron erhoben und gewohnt war, den Menschen Recht zu sprechen, muß nun bald vor einem höheren Thron, vor dem Throne des Allerhöchsten, erscheinen, um gerichtet zu werden. Sonst war ich

nur gewohnt, wie es Königen geziemt, mit großem Gefolge zu reisen; nun muß ich allein und ohne Begleitung eine weitere Reise antreten. Mir ist sehr bange davor und mir schaudert. Ich will daher vor dem großen Schritte in die Ewigkeit dir, so wie die ganze Geschichte meines Lebens, Alles, was ich seit meiner Taufe mir vorzuwerfen habe, Alles, was mich drückt und beschwert, offen und faltenlos darlegen. Ich glaube, daß Christus der Herr den Aposteln nicht umsonst gesagt hat: „Nehmet hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden vergeben werdet, denen sind sie vergeben, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten." So will ich dir denn meine Sünden, so gut ich es kann, bekennen. Thu' dann du, was Gottes Geist dir eingibt."

Der König legte unter Thränen, und, was er sich nicht wehren ließ, auf seinen Knien, seine letzte Beicht ab. Barlaam war von dieser Demuth, dieser Reue, diesem aufrichtigen Bekenntnisse bis zu Thränen gerührt. Er sprach ihm liebreich Trost ein. „Deine Sünden," sprach er, „sind groß; Gottes Barmherzigkeit aber ist noch unendlich größer; Seine Barmherzigkeit geht über alle Seine Werke. Schon durch den Mund der Propheten ließ Gott verkünden: „So wahr Ich lebe," spricht der Herr, „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe." Denen, die sich be-

kehren, betheuerte Er: „Wären eure Sünden roth wie Scharlach, so sollen sie weiß werden wie Schnee." Wie so ganz, wie vollkommen Gott reumüthigen Sündern vergebe, zeigen viele Beispiele. König David, der tief gefallen war, sein Vergehen aber Tag und Nacht beweint und zu Gott um Erbarmen gefleht hatte, fand nicht nur Barmherzigkeit, sondern sogar der Erlöser von Sünden, der Sohn Gottes, stammte als Mensch von ihm ab, und wurde ein Sohn Davids genannt. Petrus, der Erste der Apostel, hat seinen Herrn, den er als den Sohn Gottes erkannt hatte, dreimal verläugnet; er weinte bitterlich darüber, bekannte nun auch dreimal seine Liebe zu Ihm, und Jesus erkor ihn zum Oberhirten der Kirche, und übergab seine Schafe und Lämmer ihm zu weiden. Paulus hat die Christen auf das schrecklichste verfolgt, sie in die Gefängnisse geworfen, und in ihr Todesurtheil mit eingestimmt; er hielt sich aber deßhalb für den größten Sünder; er bekehrte sich von ganzem Herzen und wurde durch die Gnade Gottes ganz das Gegentheil von dem, was er gewesen; er wurde ein auserwähltes Werkzeug, den Namen Jesu den Königen und Völkern zu verkünden. Der heilige Apostel Johannes sagt: „Das Blut Jesu Christi reinigt uns von aller Sünde. Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns; wenn wir aber un-

sere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, und vergibt uns unsere Sünden und reiniget uns von aller Ungerechtigkeit." Du hast nun deine Sünden bekannt; glaube, daß Er dir deine Sünden vergebe."

„Ich glaube von ganzem Herzen an Jesus Christus," sprach Abenner; „ich weiß mir kein anderes Heil zu finden, als in Ihm!"

Barlaam sprach, aus der von Jesus Christus verliehenen Vollmacht, ihn von den Sünden los, hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme und sagte: „Wir Menschen alle sind große Sünder; wir können nicht anders selig werden, als durch die Verdienste Jesu Christi."

Der König ward sehr getrost; er fühlte sich so selig, wie nach seiner Taufe. Der Friede Gottes erfüllte sein Herz. Er ging mit Barlaam in den Garten. Die Sonne am Himmel und jede Lilie, jede Blume des Gartens verkündete ihm die Liebe und Freundlichkeit Gottes; noch lieblicher, noch herrlicher aber erkannte er sie in Jesus Christus. Die Heiterkeit seines Geistes wirkte auch auf die Gesundheit seines Leibes; er fühlte sich viel besser.

Ueber eine Weile kam Josaphat in den Garten. Er freute sich, seinen Vater so heiter zu sehen und wünschte ihm Glück. König Abenner sprach: „Ich befinde mich allerdings besser; allein ich werde dennoch nur wenige Tage mehr leben. Ich fürchte mich aber nun nicht mehr, zu sterben. Da ich über-

zeugt bin, meine Sünden seyen mir vergeben, hat der Tod für mich seine Schrecken verloren. Er ist mir ein ernster Freund, aber doch ein Freund, ein Bote Gottes, der mich mild und freundlich abrufen und hinbringen wird in eine bessere Welt."

„So," sprach Josaphat, „ist es auch mir. Ich denke wohl noch daran, welches Entsetzen es mir verursachte, als ich das erste Mal vom Tode, von Grab und Verwesung hörte. Allein nun kann ich mit Ruhe, ja mit Freuden, an mein Hinscheiden denken. Es ist ein Weg durch ein dunkles Thal, der aber in Gegenden führt, die unendlich schöner sind, als dieser herrliche Garten hier. Ich sage wie David: „Der Herr ist mein Hirt! Wenn ich auch mitten durch die Todesschatten wandle, so fürchte ich mich doch nicht; mir begegnet kein Leid. Denn Er ist mit mir! Sein Hirtenstab, Sein starker Stab schützt mich; auf Ihn verlaß ich mich."

Schon am dritten Tage wurde der König gegen Abend sehr krank. Er empfand anhaltende, sehr große Schmerzen. „Ich fühle," sprach er zu Barlaam, „daß die Stunde, die dem mächtigsten Könige, wie dem ärmsten Unterthanen im Lande bevorsteht, nicht mehr ferne von mir ist. Ich will zum letzten Male in diesem Leben das heilige Abendmahl empfangen, und der heiligen Geheimnisse des Leibes und Blutes des Herrn theilhaftig werden.

Mein Sohn und alle meine Diener sollen dabei zugegen seyn; denn ich will, bevor ich aus dieser Welt gehe, auch meinem Volke noch einen Beweis geben meines Glaubens an Christus."

Der König ließ sich in den großen Saal bringen, um dort die heilige Kommunion zu empfangen. Der Saal war, weil es bereits Nacht war, von vielen Kerzen erleuchtet. Alle Diener des Königs, hohe und niedere, erschienen in trauriger Stille, und erfüllten den Saal. Mit blassem, aber heiterem Angesichte lag der König auf seinem Ruhebette. Josaphat und Barlaam standen zu beiden Seiten. Nun kam der Bischof und trat, von seinen Geistlichen begleitet, mit dem schönen Gruße in den Saal: „Friede sey mit diesem Hause und mit Allen, die darin wohnen." Er betete mit dem Könige, der ganz von Glaube, Hoffnung und Liebe durchdrungen war. Hierauf öffnete der Bischof ein goldenes Gefäß, das einer Urne ähnlich und mit einem Schleier umhüllt war.

Alle, die zugegen waren, knieten nieder. Der König richtete voll Andacht seine Blicke auf die heilige Hostie; er war voll Vertrauens zu dem göttlichen Lamme, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Voll tiefer Demuth schlug er bei den Worten: „O Herr, ich bin nicht würdig!" an die Brust. Der Bischof reichte ihm die heilige Hostie mit den Worten: „Jesus Christus, unser Herr,

der Seinen Leib für uns dahin gegeben hat, bewahre deine Seele zum ewigen Leben."

Nachdem der König lange in stiller Andacht gebetet hatte, erinnerte der Bischof an die Worte des heiligen Jakobus: „Wenn Jemand aus euch krank ist, so lasse er die Priester zu sich rufen, daß sie über ihn beten, und ihn salben mit Oel im Namen des Herrn!" Und der Bischof betete über den König, und salbte ihn zum letzten Kampfe, damit er die Schmerzen der Krankheit standhaft ertragen, und alle Schrecken des Todes heldenmüthig besiegen möge.

Der Bischof, der großes Mitleid mit dem Könige hatte, trat noch einmal zu ihm an sein Bett, tröstete ihn liebreich und legte ihm noch besonders die Worte des heiligen Jakobus an das Herz: „Selig der Mann, der in der Prüfung ausharret; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott Denen verheißen hat, die Ihn lieben." Hierauf gab der Bischof ihm noch den Segen, und entfernte sich mit seinen Geistlichen.

König Abenner hatte noch Vieles zu leiden, und kam dem Tode immer näher. Josaphat und Barlaam waren beständig an seinem Sterbebette zugegen; nur gönnte sich Einer oder der Andere abwechselnd ein paar Stunden Ruhe. Nach einem schweren Leidenstage ward der König um Mitter-

nacht sehr schwach. Barlaam, der es bemerkte, ließ Josaphat rufen. Als er kam, richtete sich König Abenner noch einmal auf, streckte ihm beide Arme entgegen, und sprach: „Geliebtester Sohn! Ich kann meinem Gott nicht genug danken, daß Er dich mir zum Sohne gegeben hat! Auch dir danke ich für alle deine kindliche Liebe! Durch dich hat Gott mich aus der Finsterniß zum Lichte geführt; durch dich lernte ich Jesus Christus kennen. Ich hoffe, Er werde mir, wenn ich Ihn nun sehen werde, ein freundliches Angesicht zeigen. Auch seine Heiligen, die ich hier auf Erden hinrichten ließ, werden mir, wie Er, verzeihen, und mich liebreich in ihre Mitte aufnehmen. Dir aber wolle Gott, der allein reich genug dazu ist, Alles, was du an mir gethan hast, reichlich vergelten."

Nachdem König Abenner dieses gesagt hatte, sank er auf sein Bett zurück, und konnte nur mehr mit schwacher Stimme die Worte hervorbringen: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!" Er verschied. Josaphat, der liebevolle Sohn, brach in einen Strom heißer Thränen aus, umfaßte die geliebte Leiche, und küßte das erblaßte Angesicht seines Vaters. So innig betrübt er war, so hatte er doch bei all seiner Betrübniß ein ganz eigenes Gefühl von Seligkeit; es war ihm, als erhelle ein himmlisches Licht seine Seele. „Das, was du fühlst, und was sein Hinscheiden in dir erregte, ist

Gefühl des ewigen Lebens," sprach Barlaam; „dein Vater ist selig gestorben."

Josaphat ließ die Leiche seines Vaters nicht mit dem königlichen Purpur bekleidet in den Sarg legen, sondern, wie der sterbende König es befohlen hatte, in ein Bußkleid gehüllt. Jedoch wurde bei dem Leichenbegängnisse die goldene Krone auf einem Purpurkissen mitgetragen. König Josaphat begleitete die Leiche in tiefer Trauer, und betete an dem Grabe: „O Gott! Du König der Herrlichkeit; Der Du allein mächtig und unsterblich bist, und Unsterblichkeit verleihen kannst; Der Du alle Menschen selig machen willst! Dir danke ich! Du hast meine Thränengebete erhört, und Deinen Diener, meinen Vater, in Deinem Sohne Jesus Christus Heil finden lassen! Laß ihn nun im Himmel sich dieses Heiles ewig erfreuen. Du willst ja allen den Deinen, die in den Gräbern ruhen und an Gräbern weinen, ewiges Leben verleihen und sie in Deine Herrlichkeit aufnehmen. Dir sey Dank, Ruhm und Ehre in alle Ewigkeit, Amen."

Nachdem die Leiche des Königs zur Erde bestattet war, kehrte Josaphat zurück in die verlassenen Zimmer seines Vaters. Aber ach, wie leer und öde kamen sie ihm vor! Mit Schmerzen bemerkte er die Stellen, wo er noch vor wenigen Tagen den geliebten Vater erblickt hatte. Er sprach zu Barlaam, der ihn begleitete: „Du mein

Lehrer und Freund, du mein zweiter Vater, wohne nun du hier, und verlasse diese Zimmer nicht mehr! Bleibe bei mir; ich habe ja nun auf Erden Niemand mehr als dich! Bringe hier deine alten Tage in Ruhe zu!"

„Du hast Recht, lieber Sohn!" sprach Barlaam. „Ich habe ein hohes Alter erreicht! Mir fehlt die Kraft, meiner christlichen Gemeinde ferner vorzustehen. Auch verlangt mich, diesen müden Leib, diese drückende Last, die sterbliche Hülle des unsterblichen Geistes, abzulegen und bei Christo zu seyn! Möchte ich mit Paulus sagen können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe meinen Lauf vollendet; ich habe den Glauben bewahrt. Nun ist mir hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird; aber nicht nur mir, sondern Allen, die seine Erscheinung lieb haben!"

„O jene himmlische Krone ist freilich die schönste Krone," sprach Josaphat; „sie ist ohne Vergleich herrlicher als alle irdische Kronen. Wie mein verstorbener Vater, so werde auch ich das Zeichen meiner königlichen Würde, die Krone, zurücklassen müssen! Von allen meinen Schätzen und Reichthümern auf Erden werde ich nichts mitnehmen. Ich will mich daher bestreben, jene Krone zu erlangen und mir Schätze für den Himmel zu sammeln!"

Josaphat brachte beinahe alle freie Stunden,

die seine vielen Geschäfte ihm übrig ließen, bei Barlaam zu. Diese Stunden waren seine süßesten Erholungen, und gingen ihm weit über alle Vergnügungen und Lustbarkeiten des königlichen Hofes. Eines Abends kam er wieder. Barlaam saß todtkrank am Fenster. Die untergehende Sonne schien herein. „Sieh," sprach Barlaam, „sie geht zwischen trüben Wolken unter; sie wird aber herrlicher wieder aufgehen. So ist es mit uns Menschen, wenn wir anders ihr gleichen, diesem wohlthätigen Lichte des Himmels, dem Bilde Desjenigen, der sie geschaffen hat; und wenn wir, wie sie während ihres ganzen Laufes, den Menschen nur Gutes thun. Meine Stunde, liebster Sohn, ist nun da! Meine Hände sind bereits erkaltet; ich athme nur mehr mit Mühe. Ich scheide jetzt von dir! Sey aber getrost! im Himmel sehen wir uns wieder. Ich hoffe jetzt dorthin zu kommen, wo die Gerechten leuchten, heller als die Sonne! Lebe wohl, und gedenke stets der Worte Jesu: „Bleibe getreu bis in den Tod, so werde Ich dir die Krone des Lebens geben."

Josaphat versprach es unter Thränen; Barlaam aber flehte zu Gott: „Erhalte diesen Deinen Diener Josaphat, dem Du mich unwürdigen zum Führer und Lehrer gegeben hast! Verleihe ihm Klugheit, daß er allen Schlingen, welche Schmeichelei und Verführung ihm legen, entgehe: gib ihm Kraft, daß er sich selbst und die Welt besiege, und so die

Krone jener Herrlichkeit erlange. Dein Name werde durch ihn verherrlichet, o Gott — Vater, Sohn und heiliger Geist — dem Ruhm und Ehre gebührt in alle Ewigkeit, Amen."

Mit diesen Worten verschied Barlaam. Josaphat beweinte und begrub ihn, wie seinen Vater. Josaphats Wahlspruch, an den er sich sein ganzes Leben hindurch hielt, blieben die Worte Jesu, die allen Menschen gesagt sind: „Bleibe getreu bis in den Tod, so werde Ich dir die Krone des Lebens geben."

Zugabe.

Drei Parabeln Barlaams.

1.

Die wüste Insel.

Die Einwohner einer Stadt hatten den sonderbaren Gebrauch, daß sie immer nur einen Fremden zu ihrem Könige wählten, nach einer Zeit aber ihn wieder entfernten, um abermal einen andern zu wählen.

Als sie einmal eben auf eine neue Königswahl bedacht waren, und vernahmen, ein ansehnlicher Reisender nähere sich der Stadt, eilten sie ihm entgegen, begrüßten ihn als ihren König, führten ihn in den königlichen Pallast und huldigten ihm. Die Hofleute drängten sich um ihn, zeigten ihm alle Schätze und alle Herrlichkeiten des Pallastes, und sprachen zu ihm: „Sieh, dieses alles ist dein, und du kannst darüber nach Willkühr gebieten. Wir aber sind deine Diener, und stehen immer bereit, alle deine Befehle zu vollziehen und alle deine

Wünsche zu erfüllen. Bediene dich also deiner Macht, und wehre deinem Herzen keine Freude."

Dem neuen Könige kam dieses Alles sehr wunderbar vor, und er konnte sich nicht darein finden. Er bemerkte aber unter den Schmeichlern einen ernsten Mann von würdigem Aussehen, der ihm nicht schmeichelte und sich nicht zu ihm drängte. An diesen wandte er sich mit der Frage: „Sag' mir doch, ist die Herrlichkeit, in die ich mich so auf einmal versetzt sehe, wirklich, oder ist Alles nur ein Traum?"

Der weise Mann gab ihm Auskunft über den alten Gebrauch dieser Stadt, der dem Fremden so seltsam dünkte, und sprach dann weiter: „Es ist allerdings wahr, daß du über alle diese Reichthümer, und über die Leute, die deinen Thron umgeben, gegenwärtig zu gebieten hast. Allein wisse: Alles dieses währt nur eine kurze Zeit. Es wird nicht lang anstehen, so werden die Einwohner dieser Stadt dich vom Throne stoßen, und dich auf eine wüste Insel verweisen. So ging es allen den Königen vor dir, so wird es auch dir gehen. — Viele von denen, die vor dir deinen Thron einnahmen, ließen sich von den Vergnügungen, die ihnen zu Gebot standen, blenden, und brachten ihr Leben gleichsam in einem beständigen Rausche zu. Die Belehrung, die ich und Andere vor mir, ihnen gaben, waren Vergebens. Sie hatten deßhalb auf

ihrer öden Insel nichts, als ein unübersehbares Elend zu erwarten. Mache du von deiner gegenwärtigen Macht einen besseren Gebrauch. Wenn du es recht anzugehen verstehest, so kannst du die wüste Insel, auf die man dich bringen wird, dir in ein Paradies verwandeln."

Der verständige König bat den weisen Mann um weitere Anleitung, was er zu thun habe, und war von dieser Stunde an nur darauf bedacht, die wüste Insel zu seinem künftigen Aufenthalte vorzubereiten. Er wählte sich aus seinen Untergebenen solche Männer aus, die er für die treuesten und zuverlässigsten hielt, vertraute ihnen große Schätze an, damit sie die nöthigen Werkzeuge anschaffen, und allerlei Gesäme und Pflanzen, auch Hausthiere kaufen könnten, um auf der Insel ihm eine Wohnung zu erbauen, Gärten, Aecker und Wiesen anzulegen, und für Alles, was zu einem bequemen und frohen Leben gehört, reichlich zu sorgen.

Endlich kam der Tag, an dem die Einwohner der Stadt ihn ergriffen, und ihn an das Ufer des Meeres zu dem Schiffe führten, das ihn zur Insel brachte.

Als er dort ankam, eilten ihm die vorausgeschickten, treuen Arbeiter mit Jubel entgegen, zeigten ihm seine neue Wohnung, die herrlichen Gärten, die sie umgaben, die Aecker und Wiesen, die sich in weite Ferne hinzogen, und die schönen grü-

nen Auen, auf denen Heerden weideten. Er fand Ueberfluß an Allem, was nur immer nützlich und angenehm ist, und führte nun hier ein ruhigeres, glückseligeres Leben, als während seiner kurzen Herrschaft über jene Stadt.

* * *

Die Stadt in dieser Parabel ist die Welt, in welcher der Mensch, wenn er geboren wird, Alles zu seinem Empfange bereit findet, mit Freuden aufgenommen wird und die Macht erhält, über mancherlei Güter und Vergnügungen zu gebieten.

Die Schmeichler, welche manchen Beherrscher dieser Stadt verleiteten, sein Glück nur in eitler Ehre, vergänglichen Gütern und den schnell vorübergehenden Lustbarkeiten zu suchen, sind die Versuchungen dieser Welt.

Jener weise Mann ist die Religion, die uns Auskunft gibt — über unsere Bestimmung auf Erden, über Alles, was wir in dieser Welt zu thun und zu lassen haben, und über Das, was uns in jener Welt bevorsteht.

Die wüste Insel ist die Ewigkeit. Es hängt von uns ab, uns für die Zukunft unermeßlichen Jammer, oder ein frohes, seliges Leben zu bereiten.

Heil dem Manne, der diese kurze Lebenszeit dazu verwendet, einer seligen Ewigkeit theilhaftig zu werden!

2.

Ein Bild des menschlichen Lebens.

Ein Mann wurde von einem grimmigen Einhorn verfolgt, das ihn zu durchbohren drohte. Er flüchtete sich in eine Felsenschlucht und auf einen Baum, der über einem Abgrunde hing.

Mit seinen Händen umfaßte er einen Ast des Baumes; seine Füße fanden auf dem wenigen Erdreich, das am Felsen klebte, nur schmalen Raum. Zwei Ratten, eine schwarze und eine weiße, nagten unausgesetzt an dem Stamme des Baumes; die morsche Erde unter seinen Füßen wurde unaufhörlich von vier nie ruhenden Nattern durchwühlt und zerbröckelt. Ein schöner Engel des Himmels stand bereit, sobald der Baum umstürzen und die Erde zerfallen würde, den Mann liebreich in seine Arme zu nehmen. In dem tiefen Abgrunde der Kluft lauerte ein furchtbarer Drache, der mit feurigen Augen emporblickte, den Mann zu verschlingen. An dem Baumaste hing ein Tröpflein Honig. Der Mann ließ den Ast los, um den Arm auszustrecken, und den Honig zu kosten, stürzte in den Abgrund, und wurde ein Raub des Drachen.

* * *

Der Mann in dieser Parabel ist ein Bild jedes Menschen auf Erden. Das Einhorn, das

ihn durchbohren wollte, bedeutet die gewaltsamen Todesarten, denen wir ausgesetzt sind. Die weiße und die schwarze Ratte bedeuten Tag und Nacht, die unmerklich, aber unausgesetzt an unserm Leben nagen; die vier Rattern sind die vier Elemente, die beständig unser Leben untergraben. Die Religion ist der rettende Engel, der uns nach diesem Leben hinbringen will in eine bessere Welt. Der Drache des Abgrunds ist das ewige Verderben, das uns Menschen droht. Der wenige Honig ist die eitle Lust der Welt, die manchen Menschen, der sich von ihr bethören läßt, in ein früheres Grab und überdies in die ewige Verdammniß stürzt.

3.

Die Freunde nach dem Tode.

Ein königlicher Diener hatte auf einer kleinen Insel eines großen weiten Königreiches viele Güter zu verwalten. Da kam plötzlich ein Bote des Königs, und brachte ihm den Befehl, unverzüglich vor dem Throne zu erscheinen, und Rechenschaft abzulegen von seiner Verwaltung.

Der Mann hatte sich manchen Fehler zu Schulden kommen lassen, und es war ihm sehr bange, wie er in seiner Rechenschaft vor dem König bestehen

werde. Indeß hatte er mehrere Freunde und bat sie flehentlich ihn auf dieser seiner weiten Reise zu begleiten, und sich bei dem Könige für ihn zu verwenden.

Allein einige dieser Freunde, um die er sich sein ganzes Leben hindurch die meiste Mühe gegeben und in die er immer sein größtes Vertrauen gesetzt hatte, regten sich nicht von der Stelle. Sie warfen ihm bloß ein schlechtes Leinentuch zu, um sich auf der Reise darein zu hüllen.

Andere seiner Freunde, die er immer geliebt und ihnen viel Gutes erwiesen hatte, waren über seine Abreise sehr betrübt und begleiteten ihn unter vielen Thränen bis an das Schiff. Allein dort verließen sie ihn, kehrten wieder zurück an ihre Geschäfte und vergaßen ihn nach und nach ganz.

Er hatte aber noch einige Freunde, die er freilich nicht so hoch geachtet hatte, als sie es verdienten; jedoch hatte er sie nie ganz vernachläßigt oder auf die Seite gesetzt. Zu diesen nahm er nun in seiner gegenwärtigen großen Noth seine Zuflucht; und diese bewährten sich jetzt als seine treuesten Freunde. Sie bestiegen mit ihm das Schiff, begleiteten ihn auf der weiten Reise, traten mit ihm vor den Thron des Königs, und sprachen mit solchem Nachdruck für ihn, daß der König ihn begnadigte, und ihm in dem herrlichen Königreiche eine bessere Stelle anwies, als er zuvor auf der kleinen Insel inne gehabt hatte.

* * *

Die ersten dieser Freunde sind die zeitlichen Güter, um die sich der Mensch nur zu viele Mühe und Sorgen macht, und, sie zu erwerben, oft sein zeitliches Leben, ja sogar seine ewige Seligkeit in Gefahr setzt. Diese Freunde bleiben, wenn man ihn zu Grabe trägt, in seiner Wohnung zurück. Von allen Reichthümern, aller Pracht und Herrlichkeit der Welt bleibt ihm nichts, als ein Leichentuch.

Die bessern Freunde sind seine Anverwandten. Diese begleiten seine Leiche, Thränen vergießend und in tiefe Trauer gehüllt, bis an das Grab. Allein dort verlassen sie ihn, gehen wieder ihren Geschäften und Vergnügungen nach und viele denken selten mehr an ihn.

Die treuesten und zuverläßigsten Freunde des Menschen aber sind Glaube, Hoffnung, Liebe; Barmherzigkeit, Mildthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte, und alle seine edlen Handlungen und guten Werke. Diese begleiten uns in die Ewigkeit, erlangen für uns Verzeihung, Gnade und Erbarmung bei Gott, und erwerben uns eine bleibende Stätte im Himmel.

Möchten wir unser Vertrauen nicht auf die vergänglichen Güter dieser Erde, auch nicht auf Menschen setzen, sondern uns vor Allem bemühen, Gottes heiligen Willen zu erfüllen, und Das zu thun, was Er uns befiehlt. Denn die Welt mit ihrer Lust vergeht, wer aber den Willen Gottes thut der bleibt in Ewigkeit.

Titus und seine Familie.

Vor mehr als zweihundert Jahren lebte auf einer der vielen Inseln des Kaiserthumes Japan ein sehr edler Mann, Namens Titus. Wegen seiner adeligen Abkunft und seiner hohen Tugenden stand er allgemein in großer Achtung.

Schon viele Jahre bevor er das Licht des Lebens erblickte, waren fromme, heilige Männer über das weite Weltmeer hergekommen, den heidnischen Völkern dieses Inselreiches das Evangelium zu verkünden. Viele tausend Menschen hatten ihren Predigten Gehör gegeben, und sich taufen lassen. Auch Titus, der diesen Namen bei seiner Taufe erhalten hatte, war ein Christ, und fand mit seiner Familie in dem Glauben an Gott und Jesus Christus seine größte Seligkeit. Die christliche Religion breitete sich in diesen Ländern immer weiter aus, und es war zu hoffen, noch ganz Japan werde sich von den todten Götzenbildern bekehren zu dem lebendigen Gott.

Allein die Götzenpriester, die um all ihr Ansehen und ihre reichen Einkünfte zu kommen fürch-

teten, suchten den Kaiser und die Könige, die unter dessen Oberherrschaft standen, zu überreden, das Christenthum aus dem Japanischen Reiche auszurotten. Es wurde von dem Kaiser der grausame Befehl gegeben, Alle hinzurichten, die dem christlichen Glauben nicht entsagen wollten. Unzählige Christen wollten aber lieber sterben, als ihrem Herrn und Heiland treulos werden, und ertrugen die schrecklichsten Martern mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit.

Jener König, dessen Unterthan Titus war, richtete sein erstes Augenmerk auf ihn. Er dachte: „Wenn es mir gelingt, diesen Mann, vor dem die Christen die größte Ehrfurcht haben, zum Abfalle vom Christenthume zu bewegen, so werden alle Christen seinem Beispiele folgen." Er ließ ihn daher zu sich in seinen Pallast rufen, und bot alle seine Beredsamkeit auf, ihn von dem Glauben an Christus abwendig zu machen. Da alle Schmeicheleien und Verheißungen vergebens waren, so drohte ihm der König, ihn auf die furchtbarste Art zu todt peinigen zu lassen. Allein Titus blieb unerschütterlich. „Ich bin bereit," sprach er, „für dich, mein König, Blut und Leben zu geben; allein gegen mein Gewissen kann ich nicht handeln. Meine Treue gegen meinen Gott sey dir ein Pfand, daß ich dir und auch unserm Kaiser treu seyn werde bis in den Tod. Noch bereitwilliger aber bin ich, für meinen Herrn und Heiland

zu sterben. Der Tod ist uns Christen der Eingang ins ewige Leben."

Der König rief: „Nun wohl! Da du den Tod nicht fürchtest, so werde ich noch wirksamere Mittel finden, dich zu zwingen." Mit abgewandtem Angesichte und ausgestrecktem Arme bedeutete er ihm, zu gehen.

Titus hatte, drei schön aufblühende, liebenswürdige Kinder. Simon, der älteste Sohn, war erst sechzehn Jahre alt; Martina die Tochter, zählte vierzehn Jahre; Mathias, der jüngste Sohn, ein überaus lieblicher Knabe, hatte das neunte Jahr noch nicht zurückgelegt.

Titus und seine fromme, ihm gleichgesinnte Gemahlin hatten sich die wichtigste Angelegenheit daraus gemacht, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen und sie in der christlichen Religion aufs Beste zu unterrichten.

Am folgenden Tage, da Aeltern und Kinder eben voll Andacht auf den Knien ihr Morgengebet entrichteten, umringten plötzlich mehrere Soldaten das Haus. Der Hauptmann trat in das Zimmer und sprach trotzig und mit finstern Mienen zu Titus: „Ich habe Befehl vom Könige, deinen jüngsten Sohn abzuholen. Wenn er seinem Glauben nicht entsagt, so wird er noch diese Stunde in dem Vorhofe des königlichen Pallastes verbrannt."

Der Vater erschrak; die Mutter wurde todten-

blaß. Sie erschraken aber nicht so fast darüber, daß der holde Knabe in den Flammen umkommen sollte; sie fürchteten noch mehr, er möchte sich vor dem Anblicke des auflodernden Feuers entsetzen und seinen Glauben verläugnen.

„O mein Kind," sprach der Vater zu ihm, „denke an jenen heiligen Greis, an Polykarpus, von dem ich dir öfter erzählt habe. Du weißt, als man ihm sagte, er solle Christum verläugnen und lästern, oder man werde ihn verbrennen, da sprach er: „Ich diene Ihm nun sechs und achtzig Jahre, und Er hat mir nichts Uebels gethan. Wie sollte ich denn meinen Herrn und Heiland lästern." Er ließ sich willig verbrennen. Denke, mein Kind, es muß ein guter Herr seyn, für den man nach sechs- und achtzigjährigem Dienste noch ins Feuer geht. Thu' das, was er als Greis gethan hat, mit Freuden als Kind!"

Die Mutter sprach, im Andenken an jene Machabäische Mutter, unter heißen Thränen: „Ja, mein liebstes Kind, erbarme dich meiner, und stirb gern."

Der Knabe aber rief: „O Mutter, weine nicht! Ich sterbe ja gern! Ich fürchte den Tod nicht. Für Jesus Christus, unsern Herrn, gebe ich willig das Leben."

Bruder und Schwester richteten ihre Blicke voll Thränen auf ihn, und sagten ihm Lebewohl. Alle

wollten ihn begleiten. Allein der Hauptmann rief: „Zurück! Ihr dürft nicht aus dem Hause.“ Alle umarmten nun ihren geliebten Mathias. Seine Geschwister, Simon und Martina, konnten sich von ihm fast nicht losreißen. Er aber sprach: „O laßt mich! Ich gehe mit Freuden; ich gehe ja in den Himmel. Dort sehen wir uns wieder.“

Der Hauptmann sprach: „Grausamer Vater! Unbarmherzige Mutter! Thut, was der König will, so ist der Knabe gerettet. Ihr selbst überliefert ihn dem Feuertod'.“

Vater und Mutter sprachen zu dem Hauptmanne: „Meinst du, es falle uns nicht schwer, uns von dem lieben Kinde zu trennen?“ Zu dem Knaben aber sagten sie: „Geh hin, lieber Sohn! Gott sey mit dir! Der kurze Schmerz bringt dir ewige Freude!“

Der Knabe ging an der Hand des Kriegers. Er sah öfter um. Seine Augen überflossen von Thränen, aber dennoch lächelte er. Alle sahen ihm nach, bis er in den Vorhof des königlichen Pallastes eingegangen war, und das Thor hinter ihm geschlossen worden. Der Vorhof des Pallastes war mit einer hohen Mauer umgeben. Alle richteten schmerzliche Blicke dahin. „O Gott,“ rief plötzlich die Mutter, „jetzt steigt der Rauch empor! Jetzt verbrennen sie ihn.“ Der Vater dachte an Abraham, blickte zum Himmel und sprach: „Dir,

o Gott, sey er zum Brandopfer dargebracht.“ Alle warfen sich auf die Knie nieder und beteten, als knieten sie um einen Opferaltar.

Der anbrechende Morgen fand Vater und Mutter und ihre noch übrigen zwei Kinder, nach durchwachter Nacht, in Thränen. „Ach!“ seufzte die Mutter, „das feurige Roth des Morgenhimmels erinnert mich an die Flammen, in denen der liebe kleine Mathias umgekommen ist.“

Es stand nicht lange an, so trat der Hauptmann wieder in das Zimmer. „Euer kleiner Sohn,“ sprach er zu den Aeltern, „ist nun Staub und Asche; ich komme, eure Tochter abzurufen.“ — „Sey aber du,“ sprach er, indem er sich zur Tochter wandte, „du liebes, holdes Kind, nicht so thöricht, wie dein Bruder. Sieh, der König ist bereit, dich mit Gold und Perlen zu schmücken.“

Martina sprach: „Was nützen mir Gold und Perlen? Der Glaube, der durch Leiden bewährt worden, ist köstlicher als Gold, das durch das Feuer geläutert wird; und die Gottseligkeit ist jene kostbare Perle, für die wir Alles hingeben sollen. Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte.“

„Ach,“ sagte der Hauptmann, indem er sie nicht ohne Rührung betrachtete, „es wäre doch Schade, wenn diese aufblühende Schönheit gleich einer Blume abgemäht würde!“

Martina sprach: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Schönheit der Menschen wie die Blume des Feldes. Das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Die Seele aber, die den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit."

„Nun denn," sprach der Hauptmann, „so kann ich es dir nicht verhehlen! Du wirst grimmigen Raubthieren vorgeworfen, und von ihnen zerrissen und aufgefressen werden. Schaudert dir davor nicht?"

Martina dachte an den heiligen Bischof und Märtyrer Ignazius, der den Löwen vorgeworfen worden, und sprach wie er: „Ich bin ein Getreidkörnlein; ich muß von den Zähnen der Raubthiere zermalen werden, damit ich vor Christus zu einem reinen Brode als tauglich erfunden werde!"

Der Vater rief voll himmlischen Trostes: „O meine Tochter, selig bist du! Du hast die Lehre Jesu Christi in dein Herz aufgenommen, und getreulich bewahrt. Gottes Geist erleuchtet und stärkt dich, diese Lehre zu befolgen, und im Glauben an Christus freudig zu sterben."

Die Mutter sprach, heiße Thränen über den nahen blutigen Tod ihres geliebten Kindes vergießend, aber durch den Glauben der zarten Jungfrau in ihrem Glauben an Christus und das ewige Leben neu gestärkt: „So zieh denn hin, liebste Tochter! Gottes Geist wird ferner mit dir seyn, daß du deinen Kampf glücklich vollendest."

Vater, Mutter und Bruder umarmten die junge Märtyrin, unter Weinen und Schluchzen. Sie aber riß sich endlich los und rief voll Freuden: „Vater, Mutter, Bruder, weinet nicht mehr! Freuet euch mit mir! Mir ist es, als sähe ich die Pforten des Himmels schon offen! Dort, dort kommen wir wieder zusammen; dort werden wir bei Christus ewig selig seyn!" Der Hauptmann führte sie fort, und die Soldaten, die das Haus bewachten, wehrten den trauernden Aeltern und dem weinenden Bruder ihr zu folgen.

Am Morgen des dritten Tages kam der Hauptmann wieder. „Eure Tochter," sprach er, „hat vollendet; ich komme, euren noch übrigen Sohn abzufordern. Allein noch habt ihr Zeit, euch eines Bessern zu besinnen. Bedenkt euch wohl, ehe ihr ihn mir übergebt. Oder wollet ihr denn aller eurer Kinder beraubt werden? Wollet ihr denn selbst, ihr hartherzigen Aeltern, ihn durch eure Hartnäckigkeit einem blutigen Tode ausliefern? Seht ihn doch nur an, den schönen, kraftvoll aufblühenden Jüngling! Er ist euch von euren Kindern noch allein übrig; er ist jetzt euer einziges geliebtes Kind. Soll denn euer adeliges Geschlecht mit ihm ganz erlöschen, und euer Name von der Erde verschwinden? Er ist die Lust eurer Augen, der Trost eures Lebens, die Stütze eures Alters! O gewiß! Ich sehe es, er liebt euch! Er wird euch bei eurem herannahenden

Alter liebevoll verpflegen, und euch dereinst die Augen sanft zudrücken. Redet ihm zu, daß er aus Liebe und Dankbarkeit gegen euch sein Leben zu eurem Besten erhalte, und sich den königlichen Befehlen unterwerfe. Was nützt euch, was nützt ihm eure Widersetzlichkeit. Wir haben die Macht, ihm einen schauerlichen Tod zu bereiten."

Der edle Jüngling sprach: „Ihr hättet keine Macht über mich, wenn sie euch nicht von Oben gegeben wäre. Ihr könnet nicht mehr gegen mich thun, als Gott euch zuläßt. Und sollte ich den Kelch nicht willig trinken, den mir der Vater im Himmel darreicht? Sein geliebter Sohn starb für alle Menschen. O, es ist süß, aus Liebe zu demjenigen, der für uns das Leben dahin gegeben hat — zu sterben."

„So wisse denn," rief der Hauptmann, „der König wird dich kreuzigen lassen. O es wird dir nicht so süß und lieblich vorkommen, mit durchbohrten Händen und Füßen mehrere Tage hindurch am Kreuze zu hangen, die Schmerzen der brennenden Nägelwunden zu dulden, und ohne alle Erquickung unter beständigen Todesqualen so dahin zu sterben."

Der heldenmüthige Jüngling sprach: „O welch ein Trost, welche Freude ist es für mich, daß ich gewürdigt werde, des nämlichen Todes zu sterben, den mein Erlöser gestorben ist. Ich werde mich

bestreben, zu leiden und zu bluten, wie Er, bis ich mit Ihm sagen kann: „Es ist vollbracht!“

„Wohl, mein geliebter Sohn,“ sprach der Vater; „Gott wolle dich stärken, daß du ausharrest bis an das Ende. Du bist zwar noch ein Jüngling; durch Gottes Gnade bist du aber voll Muthes, wie ein Mann. Seine Gnade sey ferner mit dir, damit auch von dir das Wort gelte: „Selig ist der Mann, der die Prüfung geduldig überträgt; denn wenn er bewährt erfunden ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen Denjenigen verheißen hat, die Ihn lieben.“

Der Sohn blickte mit gefalteten Händen stillschweigend zum Himmel, umarmte schnell Vater und Mutter, ging festen Schrittes zum Zimmer hinaus und der Hauptmann folgte ihm.

Der edle Titus und seine fromme Gemahlin durchwachten die Nacht im Gebete, sprachen einander Trost und Muth zu, und erwarteten jetzt, da der Morgen anbrach, jede Stunde den Tod. Endlich erschien der Hauptmann. „Edle Frau,“ sprach er zu Maria, „ich komme, dich zum Könige zu rufen. — Du hast, wie dein Mann, dich über deine Kinder nicht erbarmt; ach! habe jetzt doch Erbarmen mit dir selbst. Wahrhaftig, ich bedauere, daß dieses dein edles Haupt unter dem Beile fallen soll. Denn diese Todesart ist dir zugedacht. Du lächelst? Du blickest freudig zum Himmel?

Achtest du es für nichts, sogleich jetzt dein Leben zu verlieren?"

Die fromme, himmlisch gesinnte Frau sprach: „Ich werde dieses vergängliche Leben jetzt verlieren; ich gewinne aber das ewige Leben. Ich freue mich, in wenigen Augenblicken meine Kinder wieder zu sehen. Es betrübt mich nicht, meinen Gemahl zu verlassen; denn er wird, wie ich nicht zweifle, mir heute oder morgen nachfolgen. O wenn ich des Himmels gedenke, wie öd' und freudenlos ist mir diese Erde! Aber dort im Himmel — wie selig werden wir dort seyn! Dort ist keine Trennung mehr! Dort wird keine Thräne mehr geweint; dort wird kein Seufzer mehr gehört. Kein Auge hat gesehen, kein Ohr gehört, und in kein Menschenherz ist eine solche Seligkeit gekommen, wie Gott Denjenigen bereitet hat, die Ihn lieben."

„Das ist unser bester Trost," sprach Titus, „unsere seligste Hoffnung. Wir hatten in diesem Leben zwar manche traurige Stunde, und waren diese letzten Tage her über den Tod unserer geliebten Kinder tief betrübt; allein die Leiden dieser Zeit, ja unsers ganzen Erdenlebens sind der Herrlichkeit nicht werth, die dort uns aufbewahret ist."

Maria griff nach ihrem Schleier, um ihn überzuwerfen und sprach: „Liebster Gemahl, ich nehme, indem ich von dir scheide und hingehe, zu sterben,

nicht Abschied von dir. Es ist mir, indem ich hingehe in jene Welt, als ginge ich nur über die Straße in ein anderes Haus, ja gar nur in das nächste Zimmer, wohin du mir sogleich nachkommen wirst. Der Tod trennt uns hier nur auf eine kleine Weile; er vereiniget aber uns und unsere Kinder dort bei Christus, bei Maria, den Aposteln und allen guten Menschen auf ewig. Was sollten wir daher trauern? Wir haben alle Ursache, uns zu freuen; wir sind schon jetzt selig in Hoffnung." Sie eilte aus dem Zimmer, der Hauptmann begleitete sie.

Ehe eine Stunde verging, kam der Hauptmann eilig wieder und sprach: „Titus, komm mit mir zum Könige!" Titus ging mit ihm, und der Hauptmann führte ihn in das Zimmer des Königs. Der König stand neben einem Tische, auf dem sich prächtige Kleider von Purpur und Seide, allerlei Silbergeschirr, goldene Kleinode, und Edelsteine und Perlen befanden. Titus neigte sich vor dem Könige, warf aber auf alle diese Kostbarkeiten nur einen verächtlichen Blick.

Der König sprach: „Dergleichen Dinge sind allerdings nichts für dich. Auch deine Kinder haben diese Kostbarkeiten verschmäht. Komm aber mit mir! Ich will dir bessere Schätze zeigen."

Titus sprach: „Mach' dir keine unnütze Mühe, o König; führe mich lieber an die Brandstätte

und an alle die mit Blut bespritzten Stellen, wo meine Gemahlin und meine Kinder hingerichtet worden. Ich will nichts mehr von dieser Welt. Alles, was du mir in dieser Welt Herrliches zeigen kannst, achte ich für nichts."

Der König sprach: „Komm und sieh!" Er öffnete eine Thüre, und befahl ihm hinein zu gehen. Titus trat in einen prächtigen Saal und blieb vor Erstaunen, gleich einer steinernen Bildsäule, unbeweglich und sprachlos stehen. Denn was erblickte er da? Seine Gemahlin saß, von ihren drei Kindern umgeben, heiter und fröhlich in dem Saale, und alle redeten voll der herzlichsten Freude mit einander. Sie bemerkten ihn nicht sogleich; er aber konnte von seinem Erstaunen sich lange nicht erholen. Wie man sonst vor Schrecken bleich wird, erblaßte er vor Freude. Das Herz klopfte ihm heftig, er konnte keinen Athem holen, er vermochte nicht zu reden. Endlich näherte er sich ihnen mit weit offenen Armen und rief mit lauter Stimme: „O Gott im Himmel! was seh ich! Du lebst noch, meine liebste Gemahlin? Und dich, dich meine liebe Tochter, hat man nicht den wilden Thieren vorgeworfen? Und euch, meine lieben Söhne, hat man nicht umgebracht? Euch alle, die ich auf das schrecklichste hingerichtet glaubte, sehe ich lebend! Es ist mir, als sähe ich euch von den Todten auferstanden."

Alle eilten auf ihn zu. Seine Gemahlin um-

armte ihn, und benetzte sein Angesicht mit Freudenthränen; seine Kinder küßten seine Hände, und umfaßten seine Knie. Alle fühlten sich unaussprechlich selig. „O wie groß wird die Seligkeit des Wiedersehens im Himmel seyn!" sprach der Vater. Mutter und Kinder sprachen: „Es ist uns, als seyen wir schon im Himmel!"

Der König ergetzte sich an dem rührenden Anblicke, und ihm selbst standen die hellen Thränen in den Augen. „Welch eine liebevolle und liebenswürdige Familie!" sprach er. „Die Seligkeit, die eure Herzen erfüllt, hat auch mich ergriffen."

Titus erholte sich von dem Uebermaaße seiner Freude, und sprach zu dem Könige: „Aber sage mir doch, o König, warum du uns zuerst so hart bedroht, und meinen Kindern so grausame Todesarten angekündet hast, und dich nun so überaus gnädig und huldreich gegen uns bezeigest?"

Der König sprach: „Ich sehe es für meine Pflicht an, dir hierüber Auskunft zu geben. Ich war der christlichen Religion nicht abgeneigt; die Christen waren mir meine liebsten Unterthanen. Allein die wiederholten, geschärften Befehle des Kaisers forderten mich auf, diese ihm, leider! so verhaßte Religion aus meinem Gebiete zu verdrängen. Ich sann darauf, diese Befehle mit dem wenigsten, ja lieber mit gar keinem Blutvergießen zu vollziehen. Mit dir, den die Christen für den

besten Mann ihrer Gemeinschaft ansehen, wollte ich den ersten Versuch machen. Dein Beispiel sollte, wenn du mir gehorchen würdest, sie bewegen, ein Gleiches zu thun. Im Falle aber, daß du dich mir widersetztest, sollte deine Hinrichtung sie schrecken. Du hast meine Anträge verworfen. Da dachte ich denn, durch deine Kinder den Weg zu deinem Vaterherzen zu finden, und dich dahin zu bringen, lieber deinen Glauben zu verläugnen, als deine Kinder dem Tode preis zu geben.

Was sich mit deinen Kindern und auch mit deiner Gemahlin hier in meinem Pallaste zugetragen hat, davon weißt du noch kein Wort. Ich will es dir jetzt erzählen, und du wirst dich darüber freuen.

Ich hatte, wie du weißt, zuerst deinen jüngsten Sohn zu mir rufen lassen. Der Hauptmann hier hatte die Weisung, dir zu sagen, was dem Kinde bevorstehe. Der Hauptmann, dieser würdige alte Krieger, erzählte mir, was ihr Aeltern gesprochen habt, und wie dieser euer Sohn sich so muthig und standhaft gezeigt habe, als er abgeführt wurde. Ich schmeichelte dem holden Knaben, streichelte ihm die Wangen und die goldenen Locken, und zeigte ihm Alles vor, was Kinder erfreuen kann, und versprach, es ihm zu schenken. Er aber schüttelte nur mit ernster Miene den Kopf. Ich ließ ihn zu dem brennenden Scheiterhaufen

führen, und ich mußte erstaunen, mit welcher Freudigkeit das Kind bereit war, sich hinein stürzen zu lassen. Es that mir jedoch leid um den kleinen holden Mathias hier. Ich befahl, ihm einstweilen ein Zimmer in meinem Pallaste anzuweisen, und ihn da zu bewachen; ihn aber wohl zu verpflegen und es ihm an nichts Nöthigem fehlen zu lassen.

Ich schickte den Hauptmann wieder zu euch, und befahl ihm, euch auf der Meinung zu lassen, euer lieber, kleiner Sohn sey verbrannt worden. Ich gebot ihm, eure Tochter zu rufen, und euch zu melden, welche Todesart ihr bevorstehe. Der Hauptmann brachte sie, und erzählte mir unter vier Augen Alles, was zwischen ihr und ihren Aeltern vorgegangen. Ich bot ihr die schönsten und ausgesuchtesten Putzwaaren an, woran Mädchen ihres Alters Freude zu haben pflegen. Ich ließ ihr die grimmigen Tieger zeigen, die aus einem eisernen Gitter mit funkelnden Augen herausschauten, und mit weit aufgesperrtem Rachen voll scharfer Zähne, nach ihrem Blute dürsteten. Ich ließ die zarte Jungfrau in die Mitte des Hofraumes stellen. Die Kriegsmänner entfernten sich. Ich und viele meiner Leute sahen aus den Fenstern meines Pallastes zu. Aber sie stand da, heiter und fröhlich, wie eure Geschichten die Engel Gottes schildern, und erwartete ohne Furcht, daß man die Fallgitter aufziehe. Wie hätte ich es aber über das Herz

bringen können, ein so holdes, zartes Wesen, eine so schuldlose, edelmüthige Tochter hier, den wilden Thieren auffressen zu lassen? Ich vermochte es nicht!

So unerschüttert, wie sie, wie euer jüngster Sohn, blieb auch der älteste. Obwohl er noch eher ein Knabe als ein Jüngling zu nennen war, sprach er mit mir würdig und kräftig, wie ein Mann. Ich befahl, ihn auf den Richtplatz zu führen. Das aus Balken gezimmerte Kreuz, Hammer und Nägel lagen zu seinen Füßen. Allein er zeigte keine Furcht. Er wartete nicht, bis die Gerichtsdiener ihn auf das Holz des Kreuzes niederwarfen. Er legte mit ausgestreckten Armen sich selbst auf das Kreuz und sprach zu den Gerichtsdienern: „Thut, was euch geboten ist. Wie mein Erlöser gestorben ist, will auch ich sterben."

„Wahrhaftig," sprach der König weiter, „in euren Kindern waltet eine himmlische Kraft, gegen die alle Mächte der Erde nichts auszurichten vermögen. Ich erkannte mich als besiegt. Ich selbst führte ihn zu seinen Geschwistern. Deine Gemahlin bewährte sich als die würdige Erzieherin solcher Kinder. Ich schenkte der Mutter ihre Kinder und schenke nun dir — Mutter und Kinder wieder."

Der König umarmte Titus und sprach: „Eine Religion, die solche Früchte bringt, solche gute

Menschen bildet, solche zärtliche Bande zwischen Aeltern und Kindern knüpft, einen solchen Muth im Tode gibt, eine solche feste Hoffnung eines ewigen Lebens nach dem Tode erzeugt, muß vom Himmel seyn. An dir, an deiner Gemahlin und deinen Kindern, lernte ich erkennen was es Großes und Herrliches um das Christenthum sey. Wahrhaftig, die christliche Religion ist das beste, das wohlthätigste Geschenk des Himmels.

Und nun, liebster Titus," fuhr er fort, „laß uns Freunde seyn! Ich bin nun fest entschlossen selbst ein Christ zu werden. — Nehmt mich, ihr edlen, guten Menschen, in eure Familie auf. Ja, ich wünsche von nun an eurer christlichen Gemeinde anzugehören Ich weiß zwar wohl und sehe voraus, daß die Verfolgungen der Christen in unserm Lande nicht aufhören werden. Ich weiß, daß ich, wenn mir je nichts Aergeres bevorsteht, meine Krone werde niederlegen müssen. Allein was sind alle irdische Kronen gegen jene Krone, zu der auch der geringste Mensch auf Erden, der wie ihr glaubt, hofft und liebt, gelangen kann? — Ohne Vergleich herrlicher ist jene himmlische Krone."

Inhalt.



Buchner gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

DER GARTEN.

Verlagseigenthum von Louis Finsterlin in München

Gesammelte

Schriften

[illegible]

[illegible]

Original-Ausgabe von letzter Hand.

[illegible]

[illegible] Auflage.

[illegible]

[illegible]

Gesammelte
Schriften

des

Verfassers der Ostereier,

Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Sechzehntes Bändchen.

Zweite unveränderte Auflage.

Augsburg,
J. Wolffische Verlags-Buchhandlung.
1861.

Kurze Erzählungen.

Erste Abtheilung.

1.

Der Garten.

Herr Albert hatte vor dem Thore der Stadt einen schönen Garten. Der kleine Max, sein Sohn, zeigte große Freude an den mancherlei Blumen. Der Vater wies ihm daher ein eigenes Gartenbeet an, damit er darauf nach Lust Blumen pflanzen könne. Der Gärtner grub es sogleich um, machte es mit dem Rechen schön eben, und faßte es mit grünen Primelstöckchen ein, an denen man bereits kleine Blumenknospen sah.

Nach einigen Regentagen kam der Vater mit Max wieder in den Garten. Und sieh! alle die gelben, feuerfarbenen und dunkelrothen Primeln waren nun ausgeschlagen; und in Mitte dieses Blumenrahmens bildeten auf dem braunen Grunde unzählige, zarte grüne Blättchen die drei großen, schönen Buchstaben M A X.

Der Knabe blieb höchst erstaunt vor dem Beetchen stehen und rief: „Was seh' ich! Da ist ja

mein Namen aus dem Boden hervorgewachsen! O sag' doch, liebster Vater, wie konnten diese Buchstaben so groß und so schön aus der Erde hervorkommen?"

Der Vater sprach lächelnd: „Meinst du nicht, das könnte von Ungefähr so gekommen seyn? Vielleicht hat der Wind die Samenkörnlein so hingestreut, daß diese Buchstaben zum Vorschein kommen mußten."

„O nein, nein!" rief Max. „Das ist unmöglich! Doch halt — jetzt geht mir ein Licht auf. Diese Buchstaben hast du in die Erde gezeichnet, hast dann die Samenkörnlein von Kresse hineingestreut, die Körnlein wieder mit Erde bedeckt, und so kamen dann die zarten Pflänzchen in dieser schönen Ordnung hervor. Das weiß ich gewiß. Gesteh' es nur, liebster Vater, das hast du gethan, um mir eine unerwartete Freude zu machen."

„Nun wohl!" sprach der Vater. „Du kannst also nicht zweifeln, daß ich diese Buchstaben gebildet habe. Betrachte nun diese Blumen, die deinen Namen umgeben. Sind sie nicht viel kunstreicher gezeichnet, als diese Buchstaben, und überdies noch sehr schön bemalt? Sollte nicht irgendwo ein großer Verstand seyn, der den Grundriß dazu in die kleinen Samenkörnlein gezeichnet hat? Sollte nicht irgendwo ein liebendes Herz seyn, das uns damit erfreuen will?"

Max ergriff die Hand des Vaters und rief: „O liebster Vater, jetzt sehe ich es so klar ein, wie noch nie in meinem Leben: Gott hat diese und alle die noch viel schöneren Blumen in diesem Garten geschaffen, uns zu zeigen, daß Er uns liebe."

„So ist's," sprach der Vater; „unser ganzer Garten voll Blumen ist ein großes Buch, in dem wir auf allen Blättern lesen können, wie freundlich, wie gütig, wie mächtig und weise der liebe Gott sey."

Die ganze Welt in ihrer Pracht
Zeigt Gottes Weisheit, Lieb' und Macht.

2.

Die schönsten Blumen.

Ludwig blieb in dem Garten vor einem blühenden Rosenstrauche stehen, und sagte zu seinen Schwestern: „Die Rose ist doch die schönste von allen Blumen!" Karolina sprach: „Die Lilie dort auf dem Blumenbeete ist eben so schön als die Rose. Ich halte beide Blumen für die schönsten; alle andere sind nichts dagegen." „Ei," sagte die kleine Anna, „ihr müßt die lieblichen Veilchen doch auch nicht gering achten. Sie sind recht schön, und haben uns im verflossenen Frühlinge viele Freude gemacht."

Die Mutter, die dem Gespräche der Kinder zuhörte, sprach: „Die dreierlei Blumen, die euch so wohl gefallen, sind schöne Gleichnisse und Sinn-

bilder von drei schönen Tugenden. Das Veilchen mit der bescheidenen dunkelblauen Farbe ist ein Sinnbild der Demuth; die schneeweiße Lilie ist ein Sinnbild der Unschuld; das liebliche Roth der Rose sagt euch: Euer Herz soll glühen von Liebe zu Gott und den Menschen und zu allem Guten. Denn diese Liebe allein ist wahre Güte."

Der Jugend schönste Blüthe
Sind Demuth, Unschuld, Güte.

3.

Die Rosen.

Ein Landmann, der auf einem abgelegenen Bauernhofe wohnte, brachte schon im Monat Merz einen Rosenstrauch aus der Stadt mit, und pflanzte ihn in sein Gärtchen. Das kleine Gretchen hatte noch nie einen Rosenstrauch gesehen, und sagte: „Aber was machst du doch da, lieber Vater? Wie magst du doch diese dürren, dornigen Stauden gerade in Mitte unsers schönen Gartens setzen? Diese Dornen sind eine schlechte Zierde; sie entstellen den ganzen Garten."

„Warte nur zu, mein liebes Kind, und habe Geduld!" sprach der Vater. „Da wird dieser Dornstrauch so wunderschöne Blumen hervorbringen, dergleichen du in deinem Leben noch keine erblickt hast!" Gretchen wollte das nicht glauben, und schüttelte bedenklich das lockige Köpfchen.

Aber sieh da! Der dornige Strauch fing an auszuschlagen, und bekam schönes dunkelgrünes Laub; zarte Knöspchen erschienen, die immer größer wurden; und nachdem alle Aurickeln, Tulpen und Narzissen verblüht waren, öffneten sich endlich die Rosenknospen und der Strauch prangte mit einer Menge von Rosen, über deren herrliche Purpurfarbe und ihren lieblichen Wohlgeruch Gretchen erstaunte. „O wie schön!“ rief das Kind mehrmal; „sie sind schöner als alle andere Blumen. Der Rosenstrauch ist die schönste Zierde unsers Gartens.“

„Siehst du nun, mein Kind,“ sprach der Vater, „wie aus den Dornen Rosen aufblühen? Du mußtest zwar den ganzen Frühling hindurch darauf warten, und verlorest beinahe die Geduld. Aber nun erkennest du, wie wahr das Sprichwort ist: Die Zeit bringt Rosen. Wie mit diesem Dornenstrauch, der Rosen bringt, so ist es auch mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns Freude bringen. Wir müssen daher Geduld haben, denn

Aus den Dornen unsrer Leiden
Kommen Rosen vieler Freuden!“

4.

Die Lilie.

Mitten in Luisens freundlichem Blumengärtchen stand auf einem runden, mit Buchs grün eingefaßten Beetchen eine unvergleichlich schöne weiße Lilie

in voller Blüthe. Luise, selbst noch nicht viel höher als ein Lilienstängel, betrachtete eines Morgens die schöne Blume, wie sie im röthlichen Morgenstrahle von Thau funkelte, und blickte mit Entzücken und voll Dankes zu Demjenigen auf, der Sonne, Thau und Blumen geschaffen hat. Luisens Aeltern freuten sich der frommen Empfindungen ihrer Tochter, und sagten sich leise: „Sie selbst ist eine schuldlose, schön aufblühende Lilie!“

Allein, ehe ein Jahr verging, starb Luise; und als nun die Lilie wieder blühte, gedachte die Mutter ihrer verblichenen Luise, und vergoß heiße Thränen. Da sprach der Vater: „Als diese schöne Lilie hier noch eine junge Pflanze war, und in einem Winkel des Gartens aufsproßte, nahm ich sie aus der Erde, und unsere Luise ward darüber betrübt, und sagte, es sey Schade um das schöne Gewächs. Da aber die Lilie, an eine bessere Stelle verpflanzt, die Zierde dieses Gärtchens ward, freute sich Luise, und dankte mir, daß ich die Blume versetzt hatte. Darum weine nicht, liebe Mutter, sondern freue dich vielmehr. Unsere Luise blüht ja nun, dieser Erde entnommen, im Paradiese.

Sie ward von Gottes Hand
Versetzt in's bess're Land.“

5.

Die Nelke.

Ein Gärtner hatte in seinem Garten eine prächtige Nelke gezogen, deren zarte Farben und herrlichen Wohlgeruch Jedermann bewunderte.

Da kamen nun einmal ein vornehmer Herr und seine Gemahlin in den Garten und betrachteten die Blume.

Allein der Herr sagte: „Die Farben der Nelke sind gar nichts Besonderes; der Geruch ist übrigens sehr gewürzhaft und überaus angenehm."

Die Frau aber rief: „Nein, nicht so! Es ist gerade umgekehrt. Die Farben der Blume sind ganz unvergleichlich schön; allein leider! hat sie ganz und gar keinen Geruch."

Der Gärtner konnte diese seltsamen Urtheile nicht begreifen, bis er endlich merkte, daß der Herr nicht recht wohl sah, und die Frau eben den Schnupfen hatte.

Da sagte der Gärtner bei sich selbst: „Wie es meiner schönen, wohlriechenden Nelke ging, so geht es manchem Schönen und Guten. Ja die edelsten und heiligsten Dinge werden hie und da von einem Menschen getadelt, dem es am rechten Sinne fehlt, ihre Vollkommenheiten wahrzunehmen."

Kann dich das Beste nicht vergnügen,
So muß an dir der Fehler liegen.

6.

Die Maiblümchen.

Die kleine Rosine, die Tochter eines armen Taglöhners, war krank; Lotte, die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind sonst nichts genießen konnte, täglich ein Schüsselchen voll Suppe.

Als Rosine wieder gesund war, sagte sie: „Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie selbst nahm sich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Möchte mich doch der liebe Gott in den Stand setzen, ihr einen recht großen Dienst zu erweisen. Ach, daß ich ihr nur eine kleine Freude machen könnte!"

Sie hörte, daß Lotte die Maiblümchen ungemein gern habe. Sie ging daher vom ersten Mai an fast täglich in den Wald, um für Lotte das erste Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken.

Nach langem Suchen erblickte sie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche eine Menge Maiblümchen. Sie pflückte davon, setzte sich unter den Eichbaum, und band die schönen grünen Blätter und die lieblichen weißen Blüthenglöcklein in zierliche Sträußchen. Da hörte sie in dem nahen Dickicht zwei Räuber mit einander reden.

„Du," sagte der Eine, „jetzt können wir uns an dem Amtmanne rächen, der meinen Bruder in

das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da hab' ich den Schlüssel zu der Thür des Amthauses, den die dumme Magd an der Hausthür stecken ließ."

„Gut," sprach der Andere; „wir wollen heute Nacht den Amtmann mit Weib und Kind ermorden, und dann die volle Amtskasse ausleeren."

Rosine schlich sich mit ihren Maiblümchen erschrocken davon, brachte sie Lotten, und erzählte, was die Räuber gesagt hatten. Der Amtmann bestellte heimlich einige bewaffnete Männer, und wachte mit ihnen in dem Hausgange. Um Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur Thüre herein, wurden gefangen, und in der Folge für ihre bösen Thaten bestraft.

Der Amtmann aber sagte zu seiner Tochter: „Liebe Lotte, deine Wohlthätigkeit hat über unser Haus einen großen Segen gebracht. Du hast die arme Rosine mit ein wenig Suppe gespeiset; sie aber hat unter Gottes Leitung uns allen das Leben gerettet."

Theil mit dem Hungrigen dein Stücklein Brod,
Er rettet dich vielleicht aus größrer Noth.

7.

Das Vergißmeinnicht.

„Wie heißt man denn diese schönen, himmelblauen Blümchen hier an dem klaren Bächlein?" fragte Sophie ihre Mutter. „Ich sah sie schon öfter

gemalt oder gestickt, weiß aber noch nicht einmal, wie man sie nennt."

„Man nennt sie Vergißmeinnicht," sprach die Mutter, „weil man diese niedlichen Blümchen, die so schön mit der Farbe des Himmels geziert sind, scheidenden Freunden zum Andenken zu geben pflegt."

Sophie sagte: „Ich habe mich noch nie von Aeltern, Geschwistern oder Freunden trennen müssen. Ich weiß daher Niemand, an den mich ein solches Blümchen erinnern könnte."

Die Mutter sprach: „So will ich dir Jemand nennen, an Den dich dieses Blümchen erinnern soll — es ist Derjenige, der es geschaffen hat. Jede Blume im Garten erinnert uns an ihren und unsern Schöpfer.

Ein jedes Wiesenblümchen spricht
Vergiß des lieben Gottes nicht."

8.

Die Resede.

„Aber warum haben Sie doch immer dieses kleine, grüne Kräutlein in dem zierlichen Topfe hier am Fenster stehen?" fragte Fräulein Blandine ihre Mutter. „In unserm Garten blühen doch eine Menge Blumen; womit erwarb sich gerade dieses unbedeutende Pflänzchen vor allen übrigen Gewächsen ein solches Vorrecht?"

„Es ist wahr," sprach die Mutter, „dieses zarte

Gewächs, Resede genannt, prangt weder mit dem Purpur der Rose, noch mit dem weißen Atlasglanze der Lilie, noch mit der bunten Farbenpracht der Tulpen; allein seine unansehnliche, schmucklose Blüthe hat einen so milden, sanften Geruch, daß er wohl selbst den Wohlgeruch der Rose übertrifft; und noch spät im Herbste, ja sogar im Winter, wenn längst alle Blumen verwelkt sind, erfüllt es das Zimmer noch mit seinem erquickenden Dufte. Die Resede ist deßhalb ein Bild der stillen bescheidenen Tugend, die allein wahren Werth hat, und dann noch besteht, wann alle Schönheit längst verblüht ist."

Wir wollen äußern Glanz nicht achten,
Und nur nach innrer Güte trachten.

9.

Der Blumenkranz.

Ein ehrwürdiger Greis feierte seinen achtzigsten Geburtstag. Seine Kinder versammelten sich um ihn, wünschten ihm Glück, und küßten ihm unter Thränen der Freude und Rührung die Hände. Seine Enkel überreichten ihm einen Kranz von Rosen und Lilien.

Die Großmutter, die dabei stand, sagte: „Diese Krone von Rosen und Lilien soll wohl eure Freude über des Großvaters blühend rothe Gesichtsfarbe bei schneeweißen Haaren ausdrücken. Allein die schönste Krone der Aeltern und Großältern sind Kin-

der und Kindeskinder, die schön wie Rosen blühen, und rein und schuldlos sind, wie Lilien."

Der Großvater sprach zu den Enkeln: „Damit eure Aeltern und Großältern diese Freude immer haben mögen, so will ich diesen Blumenkranz abmalen lassen, und in der Mitte des Kranzes sollen mit goldenen Buchstaben die Worte stehen, die jedes Kind, dessen Wangen Gott mit dem lieblichen Roth der Unschuld geziert hat, sich in das Herz schreiben soll:

Dein Sinn und dein Verlangen
Sey immer Lilien = rein,
So werden deine Wangen
Stets schöne Rosen seyn."

10.

Die Erdbeeren.

1.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf, und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage, und schenkte ihm jedesmal einen Sechser.

Eines Abends sprach aber der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind! Wie ich heute ver-

nahm, sind deine Aeltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den du mir nicht mit gutem Gewissen geben könntest."

„O," sagte Agathe, „seyd außer Sorgen. Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körblein voll, verkaufe sie in dem Flecken, und bekomme dafür allemal sechs Kreuzer. Meine Aeltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfters: „Es gibt noch viel ärmere Leute, als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als unsre Lage nur immer erlaubt."

Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen, und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind," sprach er, „Gott wolle dich und deine Aeltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!"

Fehlt dir es nicht an gutem Willen,
So kannst du vielen Jammer stillen.

2.

Nach einiger Zeit reiste ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten, und besuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner kleinen Wohlthäterin. „Was?“ rief der Offizier, „ein armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalt machen, daß man dich im Wirthshause auf's Beste verpflege.“

Er that es, und ging hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind,“ sprach er gerührt, „deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne viele Sechskreuzerstücke geschenkt; hier hast du dafür eben so viele Goldstücke.“ Die erstaunten Aeltern sagten: „Ach, das ist zu viel!“ Allein der General sprach: „Nein, nein! Dieses ist nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.“

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

11.

Die Kirschen.

Sabine, die Tochter reicher Aeltern, hatte ein eignes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus. Denn sie räumte es nicht auf, und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntage Nachmittags war sie eben mit dem Ankleiden fertig geworden, und wollte aus-

gehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbars ein Körbchen voll großer schwarzer Kirschen. Weil nun gerade Tische und Fenster voll von Kleidungsstücken und andern Sachen lagen, stellte Sabine das Körbchen einstweilen auf einen mit blauem Seidenzeuge überzogenen Sessel, und ging dann mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf spazieren.

Abends spät, da es schon dunkel geworden war, kam sie sehr ermüdet auf ihr Zimmer zurück, und eilte sogleich einem Sitze zu. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, so fuhr sie plötzlich wieder auf, und that vor Schrecken einen lauten Schrei. Denn sie hatte sich gerade mitten in das aufgehäufte Körbchen voll Kirschen gesetzt.

Die Mutter eilte auf den Schrei mit einem Lichte herbei. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt; der Kirschensaft floß von allen Seiten über den Sessel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war so übel zugerichtet, daß es gar nicht mehr hergestellt werden konnte.

Die Mutter gab ihr aber noch überdies einen scharfen Verweis, und sagte: „Da siehst du nun, wie nöthig es ist, aufzuräumen, und jeder Sache einen schicklichen Platz anzuweisen. Du bist jetzt für deinen Ungehorsam und für dein unordentliches Wesen bestraft. Beherzige künftig das Sprüchlein:

Wer nicht auf strenge Ordnung hält,
In Schand' und Schaden leicht verfällt.“

12.

Das junge Apfelbäumchen.

Gottfried und Christine waren immer darauf bedacht, ihren Aeltern Freude zu machen. Einst halfen sie ihnen in dem Garten arbeiten. Da sagte der Vater: „Hier in der Ecke sollte noch ein Baum stehen. Ich muß doch machen, daß ich einen bekomme.“

Da nun der Geburtstag des Vaters nahe war, so kauften die guten Kinder von ihrem ersparten Gelde heimlich ein schönes junges Apfelstämmchen, und schlichen sich damit am Vorabende des erfreulichen Tages in den Garten, es einzusetzen.

„Wie wird sich der Vater freuen,“ sagten sie zu einander, „wenn er morgen in den Garten kommt, und das schöne Apfelbäumchen erblickt!“

Christine hielt das Bäumlein, und Gottfried grub mit der Schaufel die Erde auf. Da krachte und klingelte, blinkte und schimmerte es auf einmal in dem Boden. Gottfried hatte mit der Schaufel einen irdenen Topf zerstoßen, in dem mehrere Goldstücke und eine Menge Silbermünzen vergraben waren, und nun im hellen Mondlichte glänzten.

„Ein Schatz! Ein Schatz!“ riefen die Kinder voll Freude, sprangen eilig den Aeltern zu, und verkündeten ihnen den glücklichen Fund.

Der Vater sprach: „Gott hat eure Liebe zu euren

Aeltern belohnt, meine lieben Kinder! Denn immer belohnt Er die kindliche Liebe, wenn gleich nicht immer auf eine so seltene Art. Bleibt auch ferner so gute Kinder, und Gott wird euch noch bessere Schätze geben, als Gold und Silber."

Dem Kinde, das die Aeltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott beschert.

13.

Die Aepfel.

Georg, ein leichtsinniger Knabe, sah eines Morgens aus seinem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten rothen Aepfel im Grase liegen.

Er lief geschwind hinüber, schlüpfte durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und stopfte alle Taschen in Rock und Weste voll Aepfel.

Allein plötzlich kam der Nachbar, mit einem Stecken in der Hand, zur Gartenthür herein. Georg sprang, so schnell er konnte, dem Zaune zu, und wollte eilends wieder hinaus kriechen.

Aber — o weh! Wegen seiner vollgestopften Taschen blieb er in der engen Oeffnung stecken. O wie erschrack er, daß er ertappt worden! Wie schämte er sich, vor dem Nachbar als ein Dieb dazustehen!

Er mußte die gestohlenen Aepfel wieder zurück geben, und der Nachbar sprach, indem er ihm mit

dem Stecken einige derbe Streiche versetzte, „Merk dirs:

Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nicht entkommen.“

14.

Der große Birnbaum.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaums vor seinem Hause. Seine Enkel aßen von den Birnen, und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war, und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden seyn, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte.“

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, sind mehr als hundert Thaler in dem Boden versteckt. Mache nur, daß du sie herausbringst.“

Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch, und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnstamm schenken. Den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen."

Ich setzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs, und wurde der große herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er nun seit vielen Jahren her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein, und noch immer ist er ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deßhalb das Leibsprüchlein des klugen Nachbars nicht vergessen; merkt es euch auch:

Den sichersten Gewinn
Bringt Fleiß und kluger Sinn.

15.

Die Birne.

Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph, als Edelknaben an den fürstlichen Hof. Sie gab ihm beim Abschiede mit weinenden Augen noch die schönsten mütterlichen Lehren. „Lieber Sohn," sagte sie unter anderm, „trage Gott stets im Herzen, und thue Alles, wie vor Seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürsten, deinen Herrn,

und eine brüderliche Liebe gegen deine Mitedelknaben. Besonders aber hüte dich vor deinem Hauptfehler — der Naschhaftigkeit."

Adolph mußte den Fürsten bei der Tafel bedienen. Eines Tages trug er in einer silbernen Schüssel Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihn eine große Lust an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen seiner Mutter fielen ihm wohl ein; allein er folgte nur seiner Begierde. Noch vor der Thür des Speisesaales nahm er geschwind eine Birne, und schluckte sie begierig hinunter. Kaum hatte er aber die Schüssel auf die Tafel gestellt, so fiel der unglückliche Knabe todt zu Boden. Die Birn', die noch sehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

Die böse Lust mußt du bezwingen,
Sonst wird sie dir Verderben bringen.

16.

Die Pflaumen.

Die Frau von Halden besuchte einmal mit ihren vier Kindern den Großvater in seinem schönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Rebenblatte vier Pflaumen, die gelb, wie Gold, und so groß, wie Eier, waren. Er bedauerte, daß noch nicht mehrere reif seyen. „Ihr mögt indeß selbst zusehen," sprach er im Scherze, „wie ihr vier Pflaumen unter

fünf Personen austheilt, ohne daß in der Rechnung ein Bruch vorkommt."

„O, das will ich," sagte Lenore, die älteste Tochter; „nur bitte ich mir aus, daß ich gleich- und ungleich-benannte Zahlen ein wenig untereinander mengen darf."

Sie nahm die 4 Pflaumen, und sprach: „Wir 2 Schwestern und 1 Pflaume machen zusammen 3; meine 2 Brüder und 1 Pflaume machen auch 3; diese 2 Pflaumen und die Mutter sind zusammen abermal 3. So geht Alles gerade und ohne Bruch auf.

Lenorens Geschwister waren mit dieser Theilung sehr zufrieden. Die erfreute Mutter aber bestand darauf, jedes der Kinder solle eine Pflaume bekommen, und der Großvater brachte Lenoren noch überdies einen schönen Blumenstrauß. „Denn," sagte er, „Lorchens sinnreiche Rechnung macht ihrem Witze sehr viel, ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre."

Verstand und Witz gefallen sehr,
Ein edles Herz unendlich mehr.

17.

Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir," rief Ignaz; „denn ich habe sie zuerst gesehen." „Nein, sie gehört mir," schrie Bernhard; „denn

ich habe sie zuerst aufgehoben." Beide geriethen in einen heftigen Streit.

„Ich will den Streit ausmachen," sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufhob; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch."

„Das," setzte er lachend hinzu, „ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse."

Wer Freude hat am Prozessiren,
Wird statt Gewinnes stets verlieren.

18.

Die Nuß in grüner Schale.

Die kleine Helene fand in dem Garten eine Nuß, die noch mit der grünen Schale überzogen war. Lenchen sah sie für einen Apfel an, und wollte sie essen. Kaum hatte aber die Kleine hineingebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!" und warf die Nuß weg.

Konrad, ihr Bruder, der klüger war, hob die Nuß sogleich auf, schälte sie mit den Zähnen ab und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verborgen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird."

Achte keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süßem Lohn erfreut.

19.

Die Haselnußschale.

Der alte Graf von Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böse Menschen wurden deßhalb über ihn so aufgebracht, daß sie zusammen schwuren, ihn umzubringen. Sie bestellten einen Meuchelmörder, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte.

Der edle Graf ahnete nicht, was ihm bevorstand. Am Abende besuchten ihn noch seine Enkel. Er war in Mitte der guten Kinder sehr fröhlich und vergnügt, und bewirthete sie mit Aepfeln, Birnen, Trauben und Nüssen. Nachdem sie fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich in den Schutz Gottes, und schlief unbesorgt ein.

Allein um Mitternacht trat der Mörder, der sich heimlich in den gräflichen Pallast eingeschlichen hatte, leise in das Zimmer. Der gute Graf schlief; ein kleines Nachtlicht brannte hinter einem grünen Schirme; der Mörder erhob in seiner rechten Hand den Dolch von scharf geschliffenem Stahl, und näherte sich dem Bette.

Allein plötzlich krachte etwas in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm von der Wand neben seinem Bette eine Pistole, und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrak, ließ den Dolch fallen, und bat

um Gnade. Er mußte sich gefangen geben, und seine Mitschuldigen entdecken.

Der Graf sah nach, woher das heftige Krachen entstanden war. Und sieh! eines der Kinder hatte von Ungefähr eine Haselnußschale auf den Boden fallen lassen, und der Mörder war darauf getreten. „Guter Gott!" rief der Graf, „so hat denn unter deiner Leitung eine Nußschale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt, und die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit ausgeliefert."

Es ist ein Gott, der über gute Menschen wacht,
Und böse Anschläg' leicht zu nichte macht.

20.

Die vergoldeten Nüsse.

Am heiligen Weihnachtsabende standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume. Die Zweige des immergrünen Tannenbaumes waren mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt. Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, und er wollte sie haben.

Die Mutter sagte: „Diese Nüsse zieren den Baum gar schön; wir wollen sie deßhalb hängen lassen. Sieh, da hast du andere Nüsse!" Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braunen Nüsse; ich will goldene Nüsse. O, die müssen süße Kerne haben!"

Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser strafen, als wenn man ihren Willen thut. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse, und theilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war sehr erfreut, und klopfte die schönen Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl, und seine Geschwister lachten ihn aus.

Der Vater aber sprach: „Diese Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher bloß Nußschalen zusammen, und überzog sie mit ein wenig Goldschaum. Uebrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl sind. Merkt euch daher die gute Lehre:

Kind, traue nicht dem äußern Schein,
Sonst wirst du leicht betrogen seyn!"

21.

Die Kastanien.

Kilian war ein sehr naschhafter Knabe; wo er nur einen Kreuzer bekam, vernaschte er ihn. Eines Tages sah er auf dem Obstmarkte sehr schöne Kastanien. Er kannte sie nicht, und fragte die Obsthändlerin, ob die braunen Dinger gut zum Essen wären?

„Die Kastanien da?" sagte sie, „das denke ich!

Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder!“ sagte das ordentliche Mädchen, „du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig.“

Fritz lachte, kletterte auf den großen Birnbaum, und schrie: „Martha! da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich sogar auf einen grünen Ast gekommen!“

Krach! — brach der Ast. Fritz fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

26.

Der Holzsplitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erschlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube ging, bemerkte er mit Entsetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thür lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen, und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht läugnete Anfangs trotzig die That; allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte und bekannte: Er habe gewußt, daß der Bote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den guten Mann, der ihm nie ein Leid gethan, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte der Mörder uneröffnet unter einem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord beging, nicht einmal gesehen. Er wurde unter einem großen Zulauf des Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das geheime Verbrechen an den Tag gebracht habe, und alle durchdrang ein ehrerbietiger Schauder über Gottes strafende Gerechtigkeit.

Viel Böses bringt Gott hier an's Licht;
Doch Alles einst beim Weltgericht.

sern Bäumen gepflückt; ich bemerkte aber nie, daß du dem lieben Gott so lebhaft gedankt hättest. Und ist denn nicht jede Baumfrucht ein Geschenk Seiner Güte? Sollten wir nicht Seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir nicht trachten, Ihm, der uns so viele Freude macht, auch Freude zu machen? O danke doch künftig Gott herzlicher für Seine Gaben!"

Ihm, der mit Seinen Gaben uns erfreut,
Weih' stets ein Herz voll Dankbarkeit.

23.

Der Weinstock.

Ein Gärtner hatte an seinem Hause einen Weinstock gepflanzt, der die ganze Hauswand mit seinen Blättern bedeckte, und sehr gute Trauben trug.

Sein Nachbar beneidete ihn darum, und schnitt einmal bei Nacht mehrere der längsten Rebzweige ab.

Als der Gärtner am Morgen den Weinstock erblickte, ward er sehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinstocke das Beschneiden sey.

„Ich möchte weinen," sprach der Gärtner, „wie jetzt der Weinstock über seine Verstümmelung zu weinen scheint." Allein sieh da! der Weinstock trug in diesem Jahre so viele und so schöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre.

Womit ein Feind zu schaden denkt,
Wird uns von Gott zum Heil gelenkt.

24.

Der Weinberg.

Ein Vater sagte auf seinem Sterbebette zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück lassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleißig in dem Weinberge, so werdet ihr den Schatz finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil sie ihn so fleißig bearbeitet hatten, eine viel größere Menge von Trauben hervor, als sonst, und sie lösten dafür noch einmal so viel Geld.

Da fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und sie schrieben an die Thüre des Weinbergs mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.

25.

Der grüne Zweig.

Fritz war ein leichtsinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren, ja er machte sich sogar darüber lustig. Eines Tages ging er mit seiner Schwester Martha in den Garten. Martha's

Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder!" sagte das ordentliche Mädchen, „du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig."

Fritz lachte, kletterte auf den großen Birnbaum, und schrie: „Martha! da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich sogar auf einen grünen Ast gekommen!"

Krach! — brach der Ast. Fritz fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

26.

Der Holzsplitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erschlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube ging, bemerkte er mit Entsetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thür lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen, und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht läugnete Anfangs trotzig die That; allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte und bekannte: Er habe gewußt, daß der Bote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den guten Mann, der ihm nie ein Leid gethan, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte der Mörder uneröffnet unter einem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord beging, nicht einmal gesehen. Er wurde unter einem großen Zulauf des Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das geheime Verbrechen an den Tag gebracht habe, und alle durchdrang ein ehrerbietiger Schauder über Gottes strafende Gerechtigkeit.

Viel Böses bringt Gott hier an's Licht;
Doch Alles einst beim Weltgericht.

prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
Der wird mit gleicher Münz bezahlt."

29.

Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren," sagte er; „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt."

Er trug die Rübe in das Schloß. Der Herr des Schlosses lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und schenkte ihm drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das, und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, wie viel werde erst ich für ein so schönes Kalb bekommen!"

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstelle, und sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach

der kluge Herr: „Nun wohl; weil Ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da Ihr aber so besonders freigebig gegen mich seyd, so darf ich mich auch nicht karg finden lassen. Ich will Euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei- bis dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist." Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Versteckter Eigennutz nur Hohn.

30.

Die schöne Purpurfrucht.

Der kleine Ludwig besah in dem Garten die fremden Gewächse, die in zierlichen Töpfen auf dem Blumengestelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit schönen, dunkelgrünen Blättern eine längliche Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

„Welch' eine wunderschöne Frucht!" sprach er. „In dem ganzen Garten gibt es keine schönere. O, die muß wohl auch recht gut schmecken!" Er schaute sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe, riß die Frucht ab und fing an, sie zu essen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er brennendes Feuer im Munde. Er spuckte die Frucht heulend

prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
Der wird mit gleicher Münz bezahlt."

29.

Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren," sagte er; „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt."

Er trug die Rübe in das Schloß. Der Herr des Schlosses lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und schenkte ihm drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das, und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, wie viel werde erst ich für ein so schönes Kalb bekommen!"

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstelle, und sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach

der kluge Herr: „Nun wohl; weil Ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da Ihr aber so besonders freigebig gegen mich seyd, so darf ich mich auch nicht karg finden lassen. Ich will Euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei- bis dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Versteckter Eigennutz nur Hohn.

30.

Die schöne Purpurfrucht.

Der kleine Ludwig besah in dem Garten die fremden Gewächse, die in zierlichen Töpfen auf dem Blumengestelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit schönen, dunkelgrünen Blättern eine länglichte Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

„Welch' eine wunderschöne Frucht!“ sprach er. „In dem ganzen Garten gibt es keine schönere. O, die muß wohl auch recht gut schmecken!“ Er schaute sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe, riß die Frucht ab und fing an, sie zu essen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er brennendes Feuer im Munde. Er spuckte die Frucht heulend

und schreiend wieder aus; allein das heftige Brennen und Beißen wollte gar nicht nachlassen.

Da kam die Mutter herbei und sagte: „O du ungehorsames Kind! Wie oft habe ich dir befohlen, von Beeren und Früchten, die du nicht kennest, sollst du auch nicht essen. Nun bist du für deinen Ungehorsam gestraft. Diese Frucht, wie so manche schöne aber giftige Frucht, die man spanischen Pfeffer nennt, ist übrigens hier ein rechtes Bild der Sünde, die uns mit betrüglichem Scheine lockt, deren Genuß aber nur Schmerz und Tod bringt."

Willst du der Sünde Lust genießen,
So wirst du stets es schrecklich büßen.

31.

Der Goldstrauch.

Der junge Eduard hatte seine Lust daran, die Leute zum Besten zu haben. Einst schrieb er in seinem Zimmer einen Brief, und hatte sechs neue Ducaten auf seinem Schreibtische liegen, die er in den Brief einschließen wollte.

Emilie, sein kleines Schwesterchen, kam in das Zimmer, sah die blinkenden Goldstücke liegen und sagte: „Bruder, wo wächst doch wohl das Gold?"

Eduard sagte: „Die Ducaten wachsen auf dem Goldstrauche. Man steckt sie, wie die Bohnen, in die Erde; da werden große Sträuche daraus, die voll Ducaten hängen."

Er schrieb eifrig weiter. Emilie aber nahm, ohne daß Eduard darauf achtete, die Ducaten, lief in den Garten und steckte sie in die Erde. Als er eben mit dem Briefe fertig war, kam sie wieder herein und sagte: „Eduard, jetzt wirst du recht viele Ducaten bekommen; ich habe sie schon angesäet."

Eduard sprang verdrießlich auf, nahm Emilien bei der Hand, eilte mit ihr in den Garten und sagte: „Sogleich sag mir, wo hast du die Ducaten hingesteckt?" Allein entweder wußte das Kind das rechte Plätzchen nicht mehr zu finden, oder einer der Tagwerker, die in dem Garten arbeiteten, hatte das Geld heimlich herausgenommen — kurz, die Ducaten waren verloren.

Als der Vater die Geschichte vernahm, sprach er: „Eduard, du hast mit deiner Lüge die Strafe von sechs Ducaten wohl verdient. Emilie war freilich sehr einfältig, daß sie Ducaten aussäen wollte; du aber bist sehr boshaft, daß du immer Lügen ausstreuest!"

Die Lügen sind ein böser Samen,
Aus dem nie gute Früchte kamen.

32.

Ein kostbares Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Walpurg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Walpurg aber lachte und scherzte.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, als ich."

Walpurg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Bürde gelegt; daher fühle ich sie kaum."

„Ei!" rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein seyn. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag' mir doch, wie es heißt."

Walpurg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld."

Leichter trägt, was er auch trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

33.

Das Mohnkörnlein.

Ein Kaufmann kam von einer weiten Reise über das Meer zurück und brachte allerlei Kostbarkeiten mit nach Hause.

Seine Anverwandten bewillkommten ihn freudig, und er erlaubte ihnen, von den mitgebrachten schönen Sachen nach Belieben ein oder das andere Stück auszuwählen

Die Männer wählten entweder eine reiche Goldstufe, oder eine rothe, ästige Koralle, oder eine Meerschnecke, die fein bemaltem Porzellan glich; die

Frauen suchten sich gute Perlen, oder farbige Edelsteine, oder einen hellen, funkelnden Diamant aus.

Ein sehr verständiger Mann aber griff nach einem kleinen zusammengelegten Papier, auf dem das Wort „Mohnsamen" geschrieben stand. Als er es öffnete, war aber nur noch ein einziges Samenkörnlein darin; die übrigen waren, weil sie sogar winzig klein sind, auf der Reise herausgefallen und verloren gegangen.

Die Umstehenden lachten ihn aus; er aber sprach: „Alle diese Dinge, die ihr gewählt habt, sind herrliche Werke Gottes; allein dieses kleine Mohnkörnlein ist noch ein größeres Wunder Seiner Weisheit und Güte. — Der Mohn ist übrigens hier zu Lande noch gänzlich unbekannt; ich weiß aber dennoch so viel von ihm, daß ich dieses Körnlein allen diesen Schätzen hier weit vorziehe."

Er brachte das Körnlein in seinem Garten mit großer Sorgfalt in die Erde, und bekam noch im nämlichen Jahre so viel Samen, daß er im nächsten Jahre ein großes Stück Land damit anbauen konnte.

Als die Leute den prächtig blühenden Acker voll großer Purpurblumen sahen, erstaunten sie und riefen: „Wie wunderbar weise hat Gott jenes Körnlein eingerichtet, daß alle diese schönen Blumen daraus hervorkommen konnten!"

Als sie das reine, gute Oel kosteten, das aus den Samenkörnern bereitet ward, betheuerten sie,

jenes einzige kleine Körnlein werde eine große Wohlthat über das ganze Land bringen, und sagten einmüthig:

„Die Segensfülle ist unendlich groß,
Die Gott in manches Samenkorn verschloß.“

34.

Die Kürbisse.

Andreas, der Sohn eines Bauers, hatte auf seinem Kasten mehrere goldgelbe Kürbisse stehen, die ihn sehr freuten. Eines Tages waren sie ihm alle weggekommen, und er war darüber sehr aufgebracht. Er klagte es dem Vater, der mit der Mutter eben in die Stadt fahren wollte.

„Habe wegen einer so geringen Sache keinen so großen Verdruß,“ sagte der Vater, „und geh an deine Arbeit. Schlage diesen Nachmittag das Korn droben auf dem Boden fleißig um, und ich stehe dir dafür, du sollst deine Kürbisse wieder bekommen.“

Abends kam der Vater zurück und fragte: „Hast du den Kornhaufen umgestürzt?“ „Ja!“ sagte der Sohn. „Sind deine Kürbisse zum Vorschein gekommen?“ fragte der Vater weiter. „Nein,“ antwortete der Sohn.

„O du frecher, unverschämter Lügner!“ rief jetzt der Vater mit zorniger Stimme; „habe ich dich jetzt ertappt? Sieh, ich wollte dich nur prüfen, und habe deßhalb die Kürbisse an verschiedenen Stellen in dem

Kornhaufen versteckt. Wenn du das Korn tapfer herumgeschaufelt hättest, so hättest du sie sicher gefunden. Jetzt aber ist deine Lüge am Tag."

Der Sohn wurde feuerroth vor Scham, und bat den Vater flehentlich um Verzeihung. Der Vater sprach: „Ich will dir verzeihen, wenn du mir versprichst, dich zu bessern und dir deßhalb das Sprüchlein zu merken:

So frech dein Mund auch lügen mag,
Man bringt die Lüge leicht an Tag."

35.

Der Kürbiß und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbißstaude, die an dem nächsten Gartenzaune emporwuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Hum! hum! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude eine so große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!"

Kaum hatte er dieses gesagt, so fiel hoch aus dem Gipfel des Baumes eine Eichel herab, und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh!" rief jetzt der erschrockene Mann, „da habe ich

für meine Nasenweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbiß gewesen wäre, so hätte er mir die Nase ganz zerquetscht."

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht,
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

36.

Der schöne Eichbaum.

Ein Schäfer saß in dem Schatten einer Eiche, und sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landwehr dienten, und in ihren blauen Monturen und mit ihren Bärenmützen und glänzenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten.

Sie blieben stehen und bewunderten die prächtige Eiche. „Ein schöner Baum!" sagte der Eine. „Wenn sein Holz zum Verkohlen taugte, wollte ich wohl etwas daran gewinnen!" „Das könnte wohl seyn, Kohlenbrenner!" sagte der Schäfer.

Der Andere rief: „Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohe versehen" „Wohl wahr, Gerber," sagte der Schäfer; „es wäre aber doch Schade um den schönen Baum!"

Der Dritte sprach: „Ei, ei! Wie hängt der Baum so voll Eicheln! Wenn ich sie meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute Würste zu Markt bringen." Der Schäfer sagte: „Die

Eicheln werden bald versteigert; da müßt Ihr auch darauf bieten, Meister Metzger!"

Als die drei Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: „Vater! kennst du diese Männer schon länger?" „Nein," sprach der Schäfer; „ich sehe sie heute zum ersten Mal."

„Aber," fragte der Knabe weiter, „woher weißt du denn, daß der Erste ein Köhler, der Zweite ein Gerber, und der Dritte ein Metzger sey? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle drei wie Soldaten gekleidet."

„An den Kleidern," sprach der Vater, „merkt man es freilich nicht! ich nahm es aber aus ihren Reden ab. — Jeder Mensch redet gern von seinen Geschäften; am allerliebsten aber von dem, wovon ihm das Herz voll ist. So reden gute Menschen nur Gutes; böse Menschen hingegen verrathen sich bald durch böse Reden, und so kann man sie leicht kennen lernen und sich vor letztern in Acht nehmen."

Was tief im Menschenherzen steckt,
Der Mund des Menschen bald entdeckt.

37.

Die große Buche.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwei Jünglinge, Edmund und Oswald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: „Als ich vor drei Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oswald,

den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurück geben."

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: „Ich betheure bei meiner Ehre, daß mir von dem Ringe nicht das Geringste bekannt ist. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bei Sinnen seyn."

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir Jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?"

Edmund sagte: „Leider war Niemand dabei, als ein alter sehr großer Buchbaum im Felde, unter dem wir ausruhten und von einander Abschied nahmen."

Oßwald sagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring."

Der Richter sprach: „Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurück kommt."

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster, und sieh, ob er noch nicht kommt."

Oßwald sagte: „O Herr, so bald kann er noch nicht zurück kommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt."

Da rief der Richter: „O du gottloser Lügner, der du deine Lüge vor Gott, dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, beschwören wolltest! Du weißt um den Ring eben so gut als um den Baum.“

Oßwald erschrack und zitterte. Er mußte den Ring herausgeben, und wurde auf ein Jahr zum Gefängniß verurtheilt. „Dort,“ sagte der Richter, „wirst du Zeit finden, die große Wahrheit zu bedenken:

Es kommt dereinst der Tag der Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken.“

38.

Die Weide und die Eiche.

Eines Morgens, nach einer furchtbar stürmischen Nacht, ging Vater Richard mit seinem Sohne Anselm auf das Feld hinaus, um zu sehen, ob der Sturm Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anselm rief: „Ei, sieh doch, Vater, die große, starke Eiche liegt dort auf dem Boden, und die schwache Weide hier am Bache steht noch schlank und aufrecht da. Ich meinte doch, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden, als mit der stolzen Eiche, die bisher jedem Winde getrotzt hat.“

„Kind,“ sagte der Vater, „die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich nicht biegen konnte; die

geschmeidige Weide aber gab dem Sturme nach, und so konnte er ihr nichts anhaben."

Mit Stolz und Trotz bringt man's nicht weit,
Viel besser ist Nachgiebigkeit.

39.

Die Erdschwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu suchen, weil sie der Vater sehr gern aß. „Mutter," rief das Mädchen, als sie zurück kam, „diesmal hab' ich recht schöne gefunden! Da sieh nur," sagte sie, und öffnete das Körbchen, „sie sind alle schön roth, wie Scharlach, und wie mit weißen Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest; sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen."

„O du einfältiges, thörichtes Kind," rief die erschrockene Mutter. „Diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und die du verschmähtest, gehören ungeachtet ihres schlechten Aussehens unter die besten.

So liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in der Welt. Es gibt Tugenden, die wenig Aufsehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor

bewundert. Ja der betrügerische Schein des Bösen kann uns leicht zur Sünde verführen. Allein

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
Ist süßes Gift — o trau ihr nicht!"

40.

Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas stand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüschen und Haselstauden überwachsen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Ernte, lag Niklas im Schatten einer Haselstaude. Ein Bauer fuhr mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn an ihm vorbei. Niklas sah den vollen Wagen mit schelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb stehen und sagte zu Niklas: „Wenn du von diesem wüsten Boden, der dein Eigenthum ist, täglich nur so viel umarbeiten wolltest, als du mit deinem faulen Körper bedeckst, so könntest du jährlich wohl mehr Korn schneiden, als du auf dem Wagen da siehst."

Dem Niklas leuchtete der gute Rath ein. Er reutete das Gesträuch und die Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihn keinen Kreuzer kostete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bittere Noth,
Dem Fleißigen fehlt's nie an Brod.

41.

Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sey.

„Vater! wie kommt's doch," sagte der Knabe, „daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm seyn; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?"

Der Vater pflückte ein Paar Aehren ab, und sprach: „Sieh diese Aehre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer."

Trägt Einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl — ein eitler Tropf.

42.

Stroh und Reisig.

Eine arme Wittwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüsche, wo sie Reisholz gesammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen, und jeder der Knaben einen kleinen Büschel Weidenzweige auf dem Kopfe, die mit einem Strohbande zusammengebunden waren.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und sie baten ihn um ein Almosen. Der reiche Mann sagte aber zur Wittwe: „Ihr braucht nicht zu betteln. Uebergebt die zwei Knaben mir; da sollen sie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.“

Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann versicherte, es sey wirklich sein Ernst. Da willigte sie endlich ein, und der Kaufmann ließ dem einen Knaben das Korbmachen, und dem andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Strohhüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmanne.

Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Ducaten, und sprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr, ich habe Recht gehabt und Wort gehalten?“

Ihr Kinder seyd dem Fleiße hold,
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

43.

Die Erbsen.

Ein Taschenspieler bat um die Erlaubniß, vor dem Fürsten ein noch nie gesehenes Kunststück zu machen. Der Fürst erlaubte es, und der Künstler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in

das Zimmer, ließ sich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse allemal an der Nadelspitze stecken blieb.

Der Fürst sprach: „Lieber Mann, Ihr habt Euch in der That sehr große Mühe gegeben, und sehr viele Zeit darauf verwendet, es so weit zu bringen. Ich will Euch dafür belohnen.“ Er sagte einem Bedienten etwas in Geheim, und dieser ging hinaus, und kam bald darauf mit einem schweren Sacke wieder herein. Der Künstler freute sich sehr und glaubte, der Sack werde voll Gold seyn.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts als — Erbsen. Der Fürst aber sprach: „Da euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen werden, so dürfte es Euch bald an den dazu nöthigen Erbsen fehlen. Deßhalb ließ ich Euch damit versehen.“

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

44.

Der Lein.

Eine fleißige Landwirthin gab sich viele Mühe, recht schönen Flachs zu bauen. Da kam ein Handelsmann und sagte zu ihr: „Geben Sie mir von Ihrem einheimischen Leinsamen, und ich will Ihnen ausländischen dafür bringen, der ohne Vergleich besser

ist. Sie müssen mir aber für jeden Sack voll alsdann noch einen Ducaten weiter bezahlen."

Die Frau ging den Handel ein, und der Leinhändler brachte den Lein. Als er aber den ersten Sack ausleerte — sieh, da funkelte etwas hell in dem Leine. Es war ein goldener Ring, und die Frau rief verwundert: „Das ist ja mein Ring, den ich im letzten Herbste verloren habe. Als ich mich mit meinem Leine beschäftigte, muß ich ihn abgestreift haben!"

Zu dem Leinhändler aber sagte die Frau: „Ihr seyd ein Betrüger und Euer Betrug ist nun am Tage. Ihr habt meinen eigenen Lein mir für fremden verkaufen wollen. Ihr habt anstatt der Ducaten Schläge verdient." Die Sache blieb auch nicht geheim. Der Handelsmann mußte vor Gericht Strafgeld erlegen, und kam in so üblen Ruf, daß er seine Handelschaft aufgeben mußte.

Betrügerische Leute kamen
Schon oft um Brod und guten Namen.

45.

Der Grenzstein.

Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbars stieß daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbars vergrößern, und rückte heimlich

bei Nacht den Grenzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbars hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirschen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden und zerschmetterte sich an dem Grenzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber hinaus gefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnißweise:

Wie sorglos wälzt der freche Bösewicht
Den Stein herbei, der ihm den Nacken bricht.

Zweite Abtheilung.

1.

Die Vögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste; im Herbste aber waren alle Zweige reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschgen beladen.

Auf den Aesten der Bäume und in den Hecken umher nisteten und sangen allerlei muntere Vögel. Die Aeltern ermahnten ihre Kinder öfter und sagten: „Thut doch diesen Vögelchen nichts zu leid, und rührt ihre Nester nicht an; denn das würde dem lieben Gott, der die Blumen kleidet und die Vögel nährt, sehr missfallen. Auch uns zu lieb gab Gott den Blumen die schönen Farben und die erquickenden Wohlgerüche und den Vögeln den lieblichen Gesang.“

Allein einige böse Buben fingen an, die Nester auszunehmen und zu zerstören. Die Vögel wurden dadurch verscheucht, und zogen nach und nach ganz

aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vögelein mehr singen. Alles war ganz still und traurig.

Die Bosheit dieser Buben hatte aber noch eine andere traurige Folge. Die schädlichen Raupen, die sonst von den Vögeln hinweggefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Ueberflusse zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu essen.

Nimmst du den Vögeln Nest und Ei,
Ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind,
Die Thierchen, die unschädlich sind.

2.

Der Kanarienvogel.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sprach: „Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht folgsam und fleißig seyn wirst, besonders aber, wenn du deinen Vorwitz aufgibst, unnöthige oder gar schädliche Dinge inne zu werden."

Christine versprach es. Eines Tages kam sie aus der Schule nach Hause. Da sagte die Mutter: „Hier auf dem Tische steht ein neues Schächtelchen, mache es bei Leibe nicht auf, und rühre es nicht

einmal an! Wenn du mir folgst, werde ich dir eine große Freude machen."

Die Mutter ging hierauf fort, um den kleinen kranken Wilhelm, ihren Taufpathen, zu besuchen. Kaum war sie zur Thür hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen schon in der Hand. „Es ist so leicht," sagte es, „und in dem Deckel sind kleine Löcherchen! Was mag doch wohl darin seyn?"

Sie machte das Schächtelchen auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vögelein wieder fangen und einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herumjagte — trat die Mutter herein und sagte: „Du ungehorsames, vorwitziges Mädchen! Das schöne Vögelein wollte ich dir schenken: ich wollte dich aber zuvor prüfen, ob du es verdienest. Jetzt aber werde ich es dem guten Wilhelm geben, der gehorsamer, und nicht so vorwitzig ist, wie du."

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
Seh'n es auch gleich die Aeltern nicht.

8.

Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten, und in dem Hausgange eines Landmannes mit

frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte die Mutter: „Kinder, verjagt diese gute Vögel nicht, sondern laßt sie ruhig ein- und ausfliegen. Wer die Schwalben von seinem Hause vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest in seiner Kammer zerstört, und die Eilein zertreten — und von der Zeit an ging es mit seinem Hauswesen zurück, und er gerieth in das Verderben."

Der kleine Christian fragte den Vater, ob das so sey. Der Vater antwortete: „In einem gewissen Sinne ist es wirklich so. Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten seiner Voraltern verlassen. Seine Voraltern und Aeltern duldeten die Schwalben mit milder Schonung, und ließen sich von den muntern geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, wurde unwillig, daß die Schwalben ihn in seinem Morgenschlafe störten, und vertilgte deßhalb ihr Nest Der rohe unfreundliche Sinn des Mannes, mit dem er sich der Faulheit und Verschwendung ergab, und auch die Schwalben vertrieb, war eigentlich die Schuld, daß Glück und Segen von seinem Hause wichen. Und da traf es denn zu:

Wo Sünd' und Laster sich einfinden,
Da müssen Glück und Segen schwinden."

4.

Die Spatzen.

Konrad, ein Schlosser, zerstörte eines Morgens voll Zorn die Spatzennester unter seinem Hausdache. Der kleine Pius des Nachbars sagte zu Konrads Töchterlein: „Du, Hannchen, warum hat dein Vater denn einen gar so argen Zorn über die Spatzen?“

„Ach!“ sagte das Kind, „seit der Vater den goldenen Kelch und die silbernen Leuchter heimgebracht hat, schreien, wie er meint, die Spatzen alle Morgen mit Anbruch des Tages: Dieb! Dieb! —“

Der kleine Pius erzählte das seinen Aeltern. Sie erschracken darüber sehr; denn wirklich war vor einem Jahre in der Kirche des Dorfes ein solcher Diebstahl begangen worden, und man hatte den Thäter noch nicht ausfindig machen können.

Der Vater des Knaben sprach daher im Vertrauen mit dem Amtmanne. Der kluge Beamte hieß ihn schweigen, forschte heimlich nach, fand, daß der Schlosser mehr Geld ausgebe, als er verdiene, und ließ ihn einfangen. Da kam es denn heraus, daß der Schlosser mit seinem Hauptschlüssel die Thüre der Sakristei geöffnet, und den Kirchendiebstahl begangen hatte, und er wurde zum Zuchthause verurtheilt.

„O die verwünschten Spatzen,“ rief der Schlosser; „die sind an meinem Unglücke Schuld!“ Allein

der Amtmann sagte: „Nicht die Spatzen haben dich verrathen, sondern dein Gewissen. Das böse Gewissen ist ein beständiger Ankläger, der nie ruht und schon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat.“

Bewahre dein Gewissen rein
Sonst lebst du stets in Angst und Pein.
Und wirst gestraft noch obendrein.

5.

Die Tauben.

Emmerich und Leopold, zwei muntere Knaben, waren Nachbarn. Der reiche Emmerich hatte mehrere schöne Tauben; der arme Leopold aber nur einige wenige von der gemeinsten Art.

Eines Tages flog von Emmerichs Tauben ein Paar hinüber in Leopolds Schlag, und fing an, hier zu nisten. Der arme Leopold dachte: „Wie glücklich wäre ich, wenn diese Tauben mir gehörten! Sie sind so blendend weiß, wie Schnee; Scheitel und Schweif aber so glänzend schwarz, wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade diese am besten.“

Es kam ihm die Lust an, sie zu behalten und einzusperren. „Aber, nein!“ sagte er; „das darf ich nicht; das wäre ja Sünde. Ich will die Versuchung dazu überwinden.“ Er schloß den Schlag, fing die Tauben, und brachte sie dem Emmerich.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude, nahm bald darauf die ersten Eier, die er von den schönen Tauben erhielt, schlich sich damit heimlich in Leopolds Schlag, und legte sie einer gemeinen grauen Taube anstatt der ihrigen unter.

Als nun die Jungen aus den Eiern krochen und Federn bekamen, war Leopold höchst erstaunt, daß sie gerade so schön weiß und schwarz wurden, wie Emmerichs schönstes Taubenpaar. Er eilte voll Freude zu Emmerich, und verkündete ihm das vermeinte Wunder.

Emmerich lächelte, erzählte, daß er die Eier ausgewechselt habe, um gegen den ehrlichen Leopold sich erkenntlich zu bezeigen, und sagte am Ende der Erzählung: „Bleibe immer so ehrlich, lieber Leopold. Denn:

Des Höchsten bester Segen ruht
Auf dem, der niemals Unrecht thut."

6.

Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um den reichen Müller zu berauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu fin-

den, wo er sein Geld aufbewahrte, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn.

Der jüngere Räuber fuhr zusammen und sagte leise: „Der Hahn hat mich recht erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte aufkommen.“

„Du furchtsamer Tropf!“ sprach der ältere; „wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder. Dann kräht kein Hahn darnach!“

Die Bösewichter versetzten dem Müller, der sich tapfer wehrte, eine tödliche Wunde, und machten sich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide davon erwachten.

„Der verwünschte Hahn,“ sprach der ältere Räuber; „ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider.“

„Geht's dir auch so, wie mir!“ sprach der jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen. Denn seit der Zeit geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz.“

Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da

zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Gespräch gehört, und sogleich bei dem nächsten Amtsgerichte Anzeige davon gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: „So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat.“

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht:
Nimm dich vor Bösesthun in Acht,
Weh' dem, der eine böse That vollbracht.

7.

Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerin, saß eines Abends allein in ihrer Stube und spann. Da kam bei der offenen Thür mit langsam bedächtlichen Tritten eine Henne herein, die der Nachbarin gehörte. Brigitte machte geschwind die Thüre zu, fing die Henne und trug sie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. „Hier will ich sie heimlich füttern,“ sagte sie, „so bekomme ich nach und nach einige Dutzend Eier.“

Wirklich legte die Henne sogleich am nächsten Morgen ein Ei. Allein einen Umstand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ei gelegt war, fing die Henne an, mächtig zu gackſen. Brigitte sprang eilig die Stiege

hinauf, sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarin hatte das Gacksen bereits gehört, trat mit einem Mal laut schmähend in die Kammer, und nahm ihre Henne wieder mit sich fort.

Brigitte hatte von der reichen Nachbarin bisher öfter Mehl, Butter und Eier geschenkt bekommen; allein von nun an erhielt sie nicht mehr das Geringste, und kam überdies noch in den üblen Ruf einer Diebin.

Unrechtes Gut bleib' nicht im Haus,
Es ruft oft selbst den Diebstahl aus.

8.

Das Ei.

Zur Zeit des Krieges drangen die Feinde in eine Stadt ein, und forschten überall nach einem frommen, rechtschaffenen Manne, der ihnen vor allen andern Bürgern verhaßt war, und dem sie den Tod geschworen hatten.

Er flüchtete sich in ein altes großes Gebäude, hoch unter das Dach, und verbarg sich da unter aufgeschichtetem Reisig und Brennholze. Er hörte den Lärmen der Soldaten, die ihn auch in diesem Hause aufsuchten. Sie fanden ihn nicht, quartirten sich aber hier ein.

Er durfte sich nicht hervorwagen. Der Hunger quälte ihn sehr und er betete: „O Du lieber Gott!

Du hast mich diesen Zufluchtsort finden lassen; o laß mich hier nicht verschmachten!"

Horch! da hörte er das Gacksen einer Henne. Er suchte nach, fand ihr Nest, und darin zwei oder drei Eier. Er getraute sich nicht, alle zu nehmen, weil er fürchtete, die Henne möchte ihre Eier sonst nicht mehr hieher legen. Er nahm nur eines davon und erquickte sich damit.

Am folgenden Tage legte die Henne wieder ein Ei, mit dem er sein Leben fristete, und so ging es fort alle Tage, bis die Feinde abgezogen waren, und er zur großen Freude seiner Freunde sich nun wieder öffentlich sehen lassen durfte.

Wie gütig weiß der liebe Gott,
Zu retten uns aus jeder Noth!

9.

Die Gans.

„Die Gans ist ein sehr nützlicher Vogel," sagte Adelbert. „Man nennt sie zwar dumm, und sie mag es auch wohl seyn. Allein sie hat doch drei Geschicklichkeiten, die kein anderes Thier in sich vereinigt; nur den Schwan, die Ente, und noch andere Schwimmvögel ausgenommen. Sie kann Wasser, Luft und Erde zu ihrem Vortheile benützen. Sie schwimmt auf dem Wasser, sie erhebt sich in die Luft und fliegt, sie kann auf der Erde gehen. Welches andere Thier kann dieses Alles?"

„Wohl wahr," sprach Bruder Benno, „allein dieses Alles kann sie nur sehr unvollkommen. Oder kann sie fliegen, wie ein Adler? Schwimmt sie wie ein Fisch? Und was ist ihr wackelnder Gang gegen den schnellen Lauf des wenig geachteten Haasen?"

„Sehr gut bemerkt," sprach der Vater. „Allein ein Thier ist und bleibt nun einmal, wie es geschaffen ist, und kann es in keinem Stücke weiter bringen. Der Mensch allein vermag jede seiner Fähigkeiten zu höherer Vollkommenheit auszubilden. Wer sich jedoch auf zu vielerlei Dinge verlegt, der weiß und kann am Ende nun wohl von allen Etwas, im Ganzen aber nichts. Nur Eine Wissenschaft oder Kunst recht lernen und üben, macht den Meister."

Wer sich befaßt mit gar zu vielen Dingen,
Dem wird wohl selten Eines ganz gelingen.

10.

Die Emmerlinge.

Zwei Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbeikamen, erblickten sie einige Emmerlinge, die hungrig auf der bereiften Hecke saßen. Die kleine Bertha hatte herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein. Sie öffnete den Sack, und streute ihnen ein Paar Händchen voll Körner hin.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr und sagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur, du wirst gewiß weniger Mehl bekommen, und dann werden unsere Aeltern dich deßhalb bestrafen.“

Bertha erschrack und sagte: „Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsere guten Aeltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weise dafür segnen.“

Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, sieh! da war in dem Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal so viel Mehl als in Roberts Sacke. Robert erstaunte, und Bertha war sehr geneigt, dies für ein Wunder anzusehen.

Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, sagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, so darfst du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott beschert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen.“

Den guten mitleidsvollen Seelen
Wird Gottes Segen niemals fehlen.

11.

Die Meise.

„Sieh doch die prächtige Kohlmeise dort auf dem Apfelbaume!“ sagte Lorenz zu seiner Schwester Luzie.

„Die will ich bald haben.“ Er kletterte auf den Baum, stellte dort einen Meisenschlag auf, und verbarg sich dann mit seiner Schwester in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern.

Die Meise ging richtig in die Falle, und Lorenz war sogleich wieder auf dem Baume, fiel aber, indem er den Vogel herausnehmen wollte, sammt dem Meisenschlage herab. Der Vogel war entwischt, und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Aste die Hand verwundet.

Luzie sagte: „O du armer Bruder! deine Hand blutet. Nun wirst du es wohl bleiben lassen, noch einmal auf den Baum zu steigen, um die Meise zu fangen; du könntest sonst noch Arm und Bein brechen.“

„Ei,“ sagte Lorenz lachend, „deßhalb bleibe ich nicht drunten. Allein gegenwärtig wäre meine Mühe vergebens. Denn die Meise scheut den Schlag, in welchem sie schon einmal gefangen war.“

„Wenn das so ist,“ sagte Luzie, „so ist ja die Meise klüger, als du. Sie geht nicht mehr dahin, wo sie Gefahr wittert. Du aber, der du erst diesen Augenblick eine Wunde davon getragen hast, und mit genauer Noth einem noch größern Unglücke entgangen bist, willst dich dennoch mit lachendem Munde auf's Neue in Gefahr wagen?“

Wen kleines Unglück nicht kann weiser machen,
Der wird am Ende weinen, statt zu lachen.

12.

Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beispiele der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?“ so schrie der Staar allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte demselben öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal hinkam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblicke kam der Jäger zur Thüre herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen und rief, wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebstahl sey so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

13.

Der Storch.

Eva, eine Bauerntochter, hatte auf einem grünen sonnigen Plätzchen ihres Baumgartens sehr feines Garn, das sie selbst gesponnen hatte, zum Bleichen ausgebreitet. Barbara, die Tochter des Nachbars,

kam öfter in den Garten herüber, zeigte an dem schönen Garn eine große Freude, und half Even es begießen.

Eines Tages merkte Eva, daß einige Stücke des Garns fehlten. Sie hatte sogleich ihre Gespielin im Verdacht, lief zu ihr hinüber und schrie: „Barbara! Du hast mir mein Garn gestohlen! Kein fremder Mensch kam in den Garten, als du. Sogleich gib es mir zurück!“ Barbara betheuerte vergebens ihre Unschuld; sie wurde im ganzen Dorfe als eine Diebin verschrien.

Im nächsten Jahre wurde das alte Storchennest auf dem Kirchthurme ausgebessert — und sieh, da fand man das Garn in dem Neste. Der Storch hatte es also gestohlen, und Barbara's Unschuld war am Tage. Eva bat sie mit weinenden Augen um Verzeihung. „Ach,“ sagte sie, „ich habe mich arg betrogen. Es ist doch wahr:

Der Argwohn ist ein Schelm, der leicht betrügt,
Wohl dem, der ihn sogleich besiegt.“

14.

Der Kukuk.

1.

An einem lieblichen Maimorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kukuk das erste Mal hören.

„Das ist ein Glücksvogel,“ sagte der abergläubische Jörg: „sein Ruf verkündet mir Glück; zum wenigsten eine Tasche voll Geld.“

„Warum denn gerade dir?“ sprach Michel, der eben so abergläubisch war. „Ich sehe nicht, warum du bei dem Kukuk höher in Gnaden stehen solltest, als ich. Ich bin wohl noch besser als du, und ich behaupte, mir verkünde er Glück.“

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fingen sie nun an zu streiten; vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, im größten Zorn auseinander.

Eigennutz und Aberglauben
Können jede Lust uns rauben.

2.

Beide verwundete Knaben kamen bei dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen sey, und fragten ihn, welchem von ihnen beiden wohl der Kukuk ein Glücksvogel seyn möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden — sondern mir. Denn euch beide hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt — mir aber schafft er Geld in die Tasche.“

Ein Streit wird immer beide reuen,
Und oft den Dritten nur erfreuen.

15.

Das Rebhühnernest.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du," sagte der Größere, „nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel werth, als die Henne."

„Wenn das ist," sagte der Kleine, „so gib mir die Henne, und behalte du die Eier."

Sie fingen nun an, mit einander zu zanken, und geriethen sich in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie Beide gar nichts, und sagten zu einander: „Der Vater hat Recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen."

16.

Das große Vogelnest.

Ein muthwilliger, grausamer Knabe suchte in allen Hecken die Vogelnester auf, und brachte die jungen Vögelein um. Vergebens warnte und bestrafte ihn sein Vater.

Einst stach er voll boshafter Freude mit spitzigen Dornen einigen jungen Finken, die bereits fliegen

konnten, die Augen aus, und belustigte sich daran, wie die blinden Vögelein zu laufen und zu fliegen versuchten, und nicht wußten, wohin.

Die Mutter kam dazu und sprach: „Du gottloses Kind, denke an mich! Wenn du dich nicht besserst, so wird Gott dich gewiß noch strafen.“ Allein der böse Bube lachte heimlich über sie, und machte es je länger, je ärger.

Einmal an einem Sonntage ging er, anstatt in die Kirche, in den Wald, neue Grausamkeiten auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelnest. Er kletterte sogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neste, und warf ihn herab. Schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die alten, die grimmige Raubvögel waren, herbeigeflogen, und hackten mit ihren scharfen Schnäbeln ihm beide Augen aus.

Dem blinden Bösewicht ging es noch sehr übel. Er mußte nach dem Tode seiner Aeltern betteln, und wenige Menschen hatten Mitleid mit ihm. Da rief er in seinem Elende oft laut aus:

O Gott, wie schrecklich wird's an dem gerächt,
Der gottlos Dir zu trotzen sich erfrecht.

17.

Der Papagei.

Ein alter Matrose kaufte in einem fernen Welttheile einen Papagei, der mit prächtigen hellgrünen

Federn prangte. Der gute Mann wollte ihn der Tochter des Kaufmanns, auf dessen Schiffe er diente, als ein Geschenk von der Reise mitbringen.

Auf der Heimfahrt bekam der Matrose einen heftigen Husten, und wurde deßhalb von aller Arbeit freigesprochen. Er lehrte nun in seinen müßigen Stunden dem Vogel einige Worte sprechen, damit die kleine Fanny eine desto größere Freude haben möge.

Als der Matrose das Geschenk übetreichte, rief der Vogel auch wirklich zur großen Freude der Aeltern und der Tochter: „Es lebe Fanny!" Aber kaum hatte der Vogel diese Worte gesprochen, so fing er zum großen Verdrusse des Matrosen an, so abscheulich zu husten und zu räuspern, daß alle in ein Gelächter ausbrachen.

Fanny sagte: „Das ist dumm von dem Papagei, daß er nicht nur die Worte, sondern auch den Husten seines Lehrmeisters nachmachet." Die Mutter befahl, den einfältigen Vogel sogleich aus dem Hause zu schaffen.

Der Vater aber sprach: „So dumm dieser Vogel ist, so gibt er uns doch die weise Lehre: Wir sollen nur das Schickliche und Gute, das wir an Andern bemerken, nachahmen, aber nicht, was unschicklich und böse ist."

Nur Gutes ahm' den Andern nach,
Das Böse brächte dir nur Schmach.

18.

Das schöne Reitpferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Husaren im Quartier. Kurt, der Roßhändler, der zugleich ein Roßdieb war, stahl in der Nacht den Husaren eines der schönsten Pferde und versteckte es im Walde. Als die Husaren fort waren, ritt er mit dem gestohlenen Pferde einer weit entfernten Gegend zu, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wagte sich jedoch nicht hinein, sondern wollte außen daran vorbeireiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wiese eine Schaar Dragoner, die eben anfingen zu exerzieren. Sobald nun die Trompete erklang, setzte das Pferd sammt dem erschrockenen Kurt über den Straßengraben, schloß sich an Reih' und Glieder der Kriegspferde an, und machte nach dem Kommandowort und dem Trompetenschall alle Bewegungen und Schwenkungen, bald im Trab' und bald im Galopp, auf das genaueste mit. Kurt war vor Angst fast außer sich, hielt sich am Sattelknopfe fest, verlor bei dem schnellen Ritte den Hut, und schwitzte große Tropfen. Die Soldaten aber lachten den armen, zitternden Kurt beständig aus.

Als das Exerziren endlich vorbei war, umringten ihn Soldaten und Officiere, und der Oberst sprach

zu ihm sehr bedenklich: „Das ist ein junges, schönes, wohl abgerichtetes Soldatenpferd. Wie seyd Ihr zu dem Pferde gekommen?“ Kurt sagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht bestimmt angeben; er kam in weitere Untersuchung, wurde des Diebstahls überwiesen, und als ein Roßdieb bestraft.

Wer lügt und stiehlt, dem gehts mit Recht,
So klug er sey, doch endlich schlecht.

19.

Das Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem Sohne Thomas über Feld. „Sieh,“ sprach der Vater unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein.“

„Ei,“ sagte Thomas, „das ist ja nicht der Mühe werth, daß man sich darum bücke!“

Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für einige Pfenninge, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen, und Thomas verschmachtete beinahe vor Durst.

Da ließ der Vater, wie von ungefähr, eine Kirsche fallen. Thomas hob sie so begierig auf, als

wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einiger Zeit ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen; Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle Kirschen aufheben.

Als Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lächelnd um, und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen ein einziges Mal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht so viele Male bücken müssen. Erkenne daraus, wie gut und wahr das alte Sprüchlein sey:

Wer kleine Ding' nicht achten mag,
Hat oft um klein're Müh und Plag."

20.

Der Hufnagel.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: „Auf einen Nagel kommt's nicht an," und ritt fort.

Er hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, so verlor das Pferd das Hufeisen. „Wenn eine Schmiede in der Nähe wäre," sprach er, „ließ ich das Pferd beschlagen; indeß werden es drei Eisen auch thun."

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigen Boden den Huf, und fing an zu hinken. Bald darauf sprangen zwei Räuber aus dem Walde

hervor, den Reiter auszuplündern. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen, und sie nahmen ihm das Pferd sammt Zaum, Sattel und Felleisen.

„Das hätte ich nicht gedacht," sagte er, „daß ich wegen eines einzigen Hufnagels das Pferd verlieren würde."

Langsam und betrübt begab er sich zu Fuß wieder nach Hause, und schärfte von nun an seinen Kindern sehr oft das Sprüchwort ein:

Nachlässigkeit in kleinen Dingen,
Wird dich in großen Schaden bringen.

21.

Die Kuh.

Verene, eine Wittwe, lebte mit ihren zwei Töchtern in ziemlich dürftigen Umständen. Was sie die Woche hindurch erwarben, das mußten sie die Woche hindurch wieder verzehren. Ueberdies verloren sie eines Tages ihre einzige Kuh, und waren darüber höchst bestürzt. „Ach," sagten sie, „wenn Gott uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns ist es unmöglich, so viel Geld aufzutreiben, um eine Kuh zu kaufen."

„Thut das Eurige getreu," sagte die Nachbarin; „so wird Gott euch Hülfe senden."

„Aber was sollen wir denn thun?" fragte Verene. Die Nachbarin sprach: „Ihr müßt für's erste

durch Fleiß eure Einnahme vermehren. Ihr seyd eurer drei, und versteht euch gut auf's Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich ein Paar Stunden länger; es müßte doch schlecht seyn, wenn nicht jede ein Paar Kreuzer mehr verdiente, als bisher.

Für's zweite müßt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben vermindern. Ihr trinkt da zum Frühstück täglich so eine Art Brühe, die ihr Kaffee nennt. Obwohl ihr wenig Kaffee und Zucker dazu nehmt, so kostet das Ding euch doch zu viel. Eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter ist, so erspart jede von euch wenigstens ein Paar Kreuzer. Befolgt diese zwei Stücke, legt das, was ihr so verdient und erspart, zurück, und ihr werdet bald so viel Geld beisammen haben, als eine schöne Kuh kostet."

Verene und ihre Töchter befolgten den guten Rath; und als das Jahr verflossen war, hatten sie noch einmal so viel Geld, als sie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was noch mehr ist, sie hatten dabei gelernt, ihre dürftigen Umstände durch Fleiß und Sparsamkeit zu verbessern, und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarin aber sagte: „Seht ihr nun, daß ich Recht hatte? Es bleibt immer wahr:

Es mangelt nie an Gottes Segen,
Willst du nur selbst die Hände regen."

22.

Die Kuhschelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Walde die Kühe. Alle waren mit Schellen versehen; die schönste Kuh aber hatte die schönste Schelle.

Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und sagte: „Das ist eine prächtige Schelle! Was hat sie wohl gekostet?“

„Einen Thaler!“ sagte Wendelin. „Nicht mehr?“ rief der fremde Mann; „ich gebe dir sogleich zwei Thaler dafür.“

Wendelin gab dem Manne die Schelle, und schob die zwei Thaler mit Freuden in die Tasche.

Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin in dem dichten Walde nicht mehr, wo sie war. Die Kuh entfernte sich von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der sich im Gebüsche versteckt hielt, ergriff sie beim Horn und führte sie heimlich davon.

Der arme Wendelin aber sah erst jetzt ein, daß der Schelm ihn betrogen habe.

Wer dir zu viel Gewinn verspricht,
Meint es nicht redlich; trau ihm nicht.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hause, und erzählte die Geschichte. „Ach,“ sagte er, „das

hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deßhalb die Schelle so gut bezahle, um die Kuh zu bekommen!"

Der Vater aber sprach: „Wie der Schelm dich betrogen hat, so will die Sündenlust uns alle betrügen. Sie bringt uns Anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verlust. Läßt man ihr nur einen Finger, so bemächtigt sie sich bald der ganzen Hand. Merke dir daher den Spruch:

Der Sünde trau in keinem Theil,
Sie raubt dir sonst dein ganzes Heil."

3.

Die Mutter sprach: „Aber, lieber Wendelin, dachtest du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?"

„Ach," sagte Wendelin, „das Geld hatte mich ganz verblendet. Ich dachte nur: Da kann ich mit schönster Art einen Thaler gewinnen. Die Schelle ist nur eine unnöthige Zierde; die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erst als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene."

„So geht es leichtsinnigen und leidenschaftlichen Menschen," sprach die Mutter. „Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein in der Folge werden sie mit Schaden klug, und sehen ein, daß solche Gebräuche ihren guten Grund hatten."

Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer sie aufgibt, bald erfahren.

23.

Die Schafe.

1.

Ein junger Schäfer hütete in dem Gebirge seine Schafe. Eines Tages saß er auf einem Felsenstücke in dem Schatten einer Tanne. Er schlief ein und wankte und nickte im Schlafe beständig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schafbock, der nicht weit von ihm graste, meinte, der Schäfer fordere ihn zum Zweikampfe heraus und wolle mit ihm stoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, ging, um einen rechten Anlauf zu nehmen, einige Schritte rückwärts, rannte dann auf den Schäfer zu, und versetzte ihm mit seinen Hörnern einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer, der sich aus seinem süßen Schlummer so unsanft geweckt sah, gerieth in wüthenden Zorn. Er sprang auf, packte den Bock mit beiden Fäusten und schleuderte ihn weit von sich. Der verscheuchte Bock rannte fort und stürzte in den nahen Abgrund. Die Schafe, wohl ihrer hundert, sprangen dem Bocke nach, und wurden an den Felsen elend zerschmettert. Der Schäfer aber raufte sich vor Jammer die Haare aus, und rief:

„Weh' dem, der seinen Zorn nicht meistern kann,
Er richtet hundertfältig Unglück an."

2.

Die Geschichte von der unglücklichen Schafherde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter

Schäfer, der sehr verständig und rechtschaffen war, machte von der Geschichte noch eine sehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt gehen, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch. Dort geht es nicht immer zum Besten zu. Ich suchte euch bisher immer vor dem Verderbnisse der Welt rein zu bewahren; allein dort könntet ihr leicht verdorben werden."

Die Kinder sagten: „Ei, Andere gehen ja auch dahin!"

Der Vater sprach hierauf: „Es gingen schon Viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht, wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennet sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil Andere es auch so machen, ist um nichts klüger — sondern ein wahrer Schafskopf."

Stürzt sich ein Mensch in Sünd' und Schmach:
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

24.

Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Morgens sprach sie zu ihrer Magd: „Crescenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Wenn du über die Straße gehst, um Wasser zu holen, oder in den Garten, um Bohnen zu pflücken, schließ die Hausthüre zu. Ich habe dir das schon öfters befohlen, und erwarte, daß du mir doch endlich einmal gehorchen wirst. Es könnte sich sonst leicht Jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten."

Die Frau ging, Crescenz räumte die Zimmer auf, ging dann zum Brunnen, und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. „Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen," sagte sie, und lachte über die allzuängstliche Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Crescenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Ziegenbock zur Hausthür hinein, sprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sey noch ein Bock da, stutzte, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Da sprang der rechte Bock plötzlich auf den eingebildeten los, und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Crescenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthüre herein, und hörte das Geklapper der Glasscherben, lief eilends in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen aus dem Hause. — Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams fortgeschickt, und bekam zu einigem Ersatz des angerichteten Schadens keinen Lohn. In ihrem neuen Dienste durfte man ihr es nicht mehr befehlen, die Thüre zu schließen. Es traf nunmehr das Sprüchlein bei ihr zu:

Unachtsame Leute müssen,
Oft den Leichtsinn theuer büßen.

25.

Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tannau, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so lange, bis sie ihn einem wackern Jäger in die Lehre geben konnte. Er wurde ein trefflicher Forstmann, und erhielt den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsche, fehlte ihn, und in dem

Gebüsche rief eine klägliche Stimme: „O Gott, ich bin getroffen!“ Hubert eilte hin und — sieh! ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfing ihn, bat ihn laut jammernd um Vergebung und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin jener Wildschütz, der deinen Vater erschossen hat. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden, und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen!

Gott ist gerecht!“ seufzte er noch, indem er verschied. Ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein, und einer aus ihnen rief:

„Es trifft, o Gott! dein Strafgericht
Früh oder spät den Bösewicht.“

26.

Der Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen

furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe stürzte grimmig auf den armen Menschen los — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, sprang voll Freude um ihn herum, und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir hinein und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt, und beide gefangen — und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden."

Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Thieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch! Es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde frei gelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig, wie ein zahmes Hündchen, ohne Jemanden ein Leid zu thun.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen:
Laß dich, o Mensch! von ihnen nicht beschämen.

27.

Die Maus.

Melcher war ein Tagwerker, der in einem Seitengäßchen, nicht weit vom Posthause, wohnte; da er sich sehr gut auf das Kutschieren verstand, so nahm ihn der Postmeister zum Postknecht an.

Allein bald wurde Melcher bei seinem Herrn verklagt, daß er ihm Haber stehle. Erst gestern Nacht, hieß es, habe er sich heimlich mit einem Sack voll Haber nach Hause geschlichen.

Der Postmeister ging sogleich in Melchers Haus, und stellte ihn zur Rede. „Herr," sprach Melcher, „durchsucht mein ganzes Haus; wenn ihr ein Körnlein Haber findet, so will ich meinen Dienst verlieren." Der Postmeister suchte, von Melcher begleitet, auf dem Dachboden und in allen Kammern nach — und fand nichts.

Als Beide wieder in Melcher's Stube traten, sagte Melcher: „Dem Herrn Postmeister kann ich es nicht verdenken, daß er die Sache untersuchte; aber die falschen Leute, die mich verleumdeten, müssen mir meine Ehre wieder geben." Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Stube zitterte. Aber sieh — plötzlich fing es an, Haberkörner auf den Tisch herab zu regnen.

Melcher hatte den gestohlenen Haber zwischen den Brettern der Stubendecke und des Dachbodens

versteckt. Eine Maus hatte die Stubendecke durchnagt, und auf den Faustschlag waren die Körner durch das Loch herabgefallen. Melcher wurde todtenblaß, konnte den Diebstahl nicht mehr läugnen, und mußte den gelben Rock für immer ausziehen. Da entstand das Sprüchwort:

Sey noch so schlau bei bösen Thaten,
Ein Mäuslein kann die List verrathen.

28.

Der Wolf.

Hans hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!"

Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie jedoch nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim, und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf! der Wolf!" Die Bauern kamen wieder heraus, wiewohl nicht mehr so zahlreich, als gestern. Da sie aber keine Spur von einem Wolfe erblickten, schüttelten sie die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „Zu Hülfe! zu Hülfe! Der

27.

Die Maus.

Melcher war ein Tagwerker, der in einem Seitengäßchen, nicht weit vom Posthause, wohnte; da er sich sehr gut auf das Kutschieren verstand, so nahm ihn der Postmeister zum Postknecht an.

Allein bald wurde Melcher bei seinem Herrn verklagt, daß er ihm Haber stehle. Erst gestern Nacht, hieß es, habe er sich heimlich mit einem Sack voll Haber nach Hause geschlichen.

Der Postmeister ging sogleich in Melchers Haus, und stellte ihn zur Rede. „Herr," sprach Melcher, „durchsucht mein ganzes Haus; wenn ihr ein Körnlein Haber findet, so will ich meinen Dienst verlieren." Der Postmeister suchte, von Melcher begleitet, auf dem Dachboden und in allen Kammern nach — und fand nichts.

Als Beide wieder in Melcher's Stube traten, sagte Melcher: „Dem Herrn Postmeister kann ich es nicht verdenken, daß er die Sache untersuchte; aber die falschen Leute, die mich verleumdeten, müssen mir meine Ehre wieder geben." Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Stube zitterte. Aber sieh — plötzlich fing es an, Haberkörner auf den Tisch herab zu regnen.

Melcher hatte den gestohlenen Haber zwischen den Brettern der Stubendecke und des Dachbodens

versteckt. Eine Maus hatte die Stubendecke durchnagt, und auf den Faustschlag waren die Körner durch das Loch herabgefallen. Melcher wurde todtenblaß, konnte den Diebstahl nicht mehr läugnen, und mußte den gelben Rock für immer ausziehen. Da entstand das Sprüchwort:

Sey noch so schlau bei bösen Thaten,
Ein Mäuslein kann die List verrathen.

28.

Der Wolf.

Hans hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!"

Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie jedoch nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim, und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf! der Wolf!" Die Bauern kamen wieder heraus, wiewohl nicht mehr so zahlreich, als gestern. Da sie aber keine Spur von einem Wolfe erblickten, schüttelten sie die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „Zu Hülfe! zu Hülfe! Der

Wolf! der Wolf!" Allein dießmal kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe.

Der Wolf brach in die Heerde ein, erwürgte mehrere Schafe, und darunter das artigste Lämmchen, das dem Knaben selbst gehörte, und das er ungemein lieb hatte.

Wer einmal Lügen sich erlaubt,
Dem wird die Wahrheit nicht geglaubt.

29.

Der Bär.

In einem dicken Walde hielt sich ein großer Bär auf. Hubert und Eustach, zwei reisende Jägerbursche, hörten davon und sagten: „Den wollen wir bald haben."

Sie gingen nun alle Tage in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abende kamen sie dann, wiewohl sie kein Geld hatten, in das Wirthshaus, und tranken vom besten Weine. „Der Bär," sagten sie zum Wirthe, „wird die Zeche mit seiner Haut bezahlen."

Eines Tages, als sie wieder den Wald durchstrichen, kam endlich der Bär fürchterlich brummend auf sie zu.

Hubert schoß vor Schrecken fehl, und kletterte eilends auf einen Baum. Eustach, dem sein Gewehr gar nicht losging, legte sich auf den Boden, und stellte sich todt. Der Bär beroch ihn an Mund,

Nase und Ohren, und trappte, da die Bären nichts Todtes anrühren, wieder weiter.

Hubert stieg von dem Baume herab und sagte im Scherze zu Eustach: „Du, was hat dir der Bär denn in das Ohr gesagt?"

Eustach antwortete: „Er hat gesagt, wir sollen künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben."

Borg' nicht auf das, was du erst willst erwerben;
Denn sonst geräthst du sicher in's Verderben.

30.

Der Affe.

Ein reicher Geizhals, der niemals einem Armen einen Heller Almosen gab, hatte einen Affen wohlfeil gekauft, weil er ihn viel theurer wieder zu verkaufen hoffte.

Eines Tages war der hartherzige Mann ausgegangen. Da sah der Affe, daß der wohlthätige Nachbar einem Armen ein Geldstück aus dem Fenster hinab warf. Sogleich machte der Affe sich über die vollen Geldkisten seines Herrn, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenster hinaus auf die Gasse.

Die Leute liefen schaarenweise herbei, rauften und schlugen sich um das Geld, und rafften zusammen, so viel sie nur bekommen konnten.

Da die Kisten schon fast leer waren, kam der Geizige die Gasse herauf, und sah mit Entsetzen, was vorging. „O das häßliche, das abscheuliche, das dumme Thier!" schrie er, und drohte dem Affen schon von weitem mit geballter Faust.

Der Nachbar aber sagte zu dem zornigen Manne: „Gib dich zufrieden. Es ist freilich dumm, das Geld zu dem Fenster hinaus zu werfen, wie dieser Affe; aber ist es denn viel vernünftiger, wenn man es bloß in Kisten einsperrt, und davon gar keinen Gebrauch macht?

Ich lobe den, der Geld und Gut besitzt,
Wenn er's für sich und And're wohl benützt."

31.

Die Schlange.

Die Frau von Grünthal saß eines Morgens in ihrem Zimmer und nähte. Ihre sechs Kinder waren um sie versammelt. Zwei Knaben lasen und schrieben, zwei Mädchen strickten, und die zwei kleinsten Kinder spielten mit einander. Da kam der Gärtner mit einem Körblein voll Blumen, stellte es auf den Tisch und sagte, er bringe es den Kindern zum Geschenke.

Die Kinder drängten sich sogleich alle jubelnd um das Körblein, und betrachteten die schönen Blumen. Die Mutter stand dabei, und freute sich noch mehr über die fröhlichen Gesichter ihrer Kinder, als über die lieblichen Blumen.

Aber sieh — da fingen die Blumen an, sich wie von selbst zu regen, und plötzlich erhob eine giftige Natter zischend ihren Kopf aus den Blumen. Die Kinder entflohen mit Entsetzen nach allen Seiten.

Der Gärtner tödtete die Natter, die eine der gefährlichsten Schlangen war, und sagte, er habe das Körblein gestern Abends schon mit Blumen gefüllt; allein da er die Herrschaft nicht zu Hause angetroffen, es in den Garten gestellt, damit die Blumen in der Nacht mit Thau benetzt würden, und frisch blieben. Da müsse die Schlange, ohne daß er etwas davon merkte, hineingekrochen seyn.

Die Mutter rief die erschrockenen Kinder wieder zusammen und sprach zu ihnen: „Euer Schrecken kann euch für euer ganzes Leben heilsam seyn. Seht da, so versteckt sich unter den Freuden und Lüsten dieser Welt die Verführung. Seyd daher vorsichtig, und vergeßt nie das Wort eurer Mutter:

Oft findet man bei dem Vergnügen,
Die Schlange unter Blumen liegen."

32.

Die Eidechse.

Eine arme Mutter ging mit ihren zwei Kindern auf den Schloßberg, nicht weit von ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheken zu sammeln. „Seht," sagte sie, als sie oben war, zu den Kindern, „hier an diesen Felsen herum ist alles roth-

von Erdbeeren; pflückt und esset nach Herzenslust! Ich will indessen zwischen jenen alten Mauern Kräuter suchen."

Sie ging. Allein kaum hatte sie einige Kräuter abgepflückt, so fing das kleine Lieschen an laut zu schreien. Die Mutter sprang erschrocken hin — und das Mädchen stand mit Augen voll Thränen da und sagte: „O Mutter! ein böses, giftiges Thier wollte mich beissen!" Allein der Knabe lachte und sagte: „Es war nichts als eine Eidechse!"

„Nun," sprach die Mutter, „da hättest du nicht erschrecken sollen; das schöne, goldgrüne Thierchen thut keinem Menschen ein Leid." Allein da die Mutter noch redete, entstand plötzlich ein so furchtbares Getöse, als donnerte es, und der Berg ward so erschüttert, wie bei einem Erdbeben. Alle blickten erschrocken umher, und sieh — die dicke Mauer, an der die Mutter Kräuter gesammelt hatte, war eingefallen.

„O Kinder!" sprach die Mutter, „laßt uns Gottes heilige Vorsehung anbeten. Durch eine Eidechse — wer sollte es glauben! — rettete mir Gott das Leben. Hätte die Eidechse nicht eben in dem rechten Augenblicke Lieschen so erschreckt, da es laut schrie — so läge ich jetzt unter jenen Steinen begraben!"

Der Mensch sieht — hat er helle Augen nur —
Von Gottes Vorsicht überall die Spur.

33.

Die kostbaren Fische.

Ein Kaufmann hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen, die man Lampreten nennt, zu bewirthen. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam eine große verdeckte Schüssel, in der man die Lampreten vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke darin.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde! Die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreimal theurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagwerker krank liegt, und mit seinen Kindern Hunger leiden muß. Von dem Golde, das für das einzige Gericht zu bezahlen wäre, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen sie nun, meine Herren, von den Seefischen essen, so werde ich sie unverzüglich kommen lassen, und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen sie aber das Geld dem armen Manne überlassen, so werde ich sie mit schmackhaften, wiewohl minder theuren Flußfischen bewirthen."

Alle Gäste gaben ihm Beifall; jeder legte noch

ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus seiner Noth geholfen.

Verschwende nicht dein Geld für Leckerbissen,
Wenn And're bittern Hunger leiden müssen.

34.

Die Karpfen.

Ein Fischer hatte neben seiner Hütte einen Weiher voll schöner Karpfen, und Ottmar, der Fischerjunge, mußte von Zeit zu Zeit ein Lägel voll auf seinem Rücken zum Verkaufe austragen.

Einmal stahl nun Ottmar aus dem herrschaftlichen Teiche einen schönen Karpfen, und that ihn heimlich in das Lägel zu den übrigen Fischen. Als er aber zu der Frau Amtmännin kam, rief sie, sobald sie diesen Karpfen erblickte: „Ach, der ist aus dem herrschaftlichen Weiher; ich kenne ihn genau.“ Ottmar bekam nichts für den Fisch, und wurde noch überdieß als ein Dieb vier und zwanzig Stunden lang eingesperrt.

Nach einer Zeit stahl Ottmar der Herrschaft abermals einen Karpfen; er kam damit zu dem Förster. Der Förster betrachtete die Karpfen in dem Lägel und sagte: „Diesen da hast du der Herrschaft gestohlen!“ und Ottmar kam nun auf drei Tage bei Wasser und Brod in den Thurm.

Der junge Dieb wollte sein Glück noch einmal versuchen. Er stahl aus dem Weiher der Herrschaft

einen großen Spiegelkarpfen und trug ihn auf den Fischmarkt in die Stadt, wo man von Ottmar und seinen Streichen nichts wußte. Allein ein Marktaufseher, der auf dem Fischmarkte umherging, rief auf einmal: „Das ist ein gestohlener Fisch!“ Ottmar mußte mit dem Manne vor das Stadtgericht, und bekam viele Schläge.

„Mich wundert nichts,“ sagte Ottmar, „als wie man es diesen Fischen sogleich ansieht, daß sie gestohlen sind!“ Das Kunststück bestand aber darin, daß der Verwalter den jungen Karpfen, ehe er sie in den Teich that, ein klein wenig von der Schwanzfloße abstutzte, und nur einigen vertrauten Leuten davon sagte. Wer nicht davon wußte, konnte es kaum bemerken. Nachdem Ottmar lange vergebens nachgesonnen, sagte er: „Sey das, wie es wolle, ich weiß nun doch so viel:

Ein Diebstahl ist schwer zu verhehlen;
Am Besten ist's — gar nicht zu stehlen.“

35.

Der goldene Angel.

Ein Prinz bekam Lust zu angeln. Auf seinen Befehl verfertigte man ihm eine zierliche Angelruthe, woran an einer seidenen Schnur ein goldener Angelhacken hing.

Der Prinz ging an den See, warf den Angel aus — und zog sogleich ein Fischlein aus dem

Wasser. Er warf den Angel wieder aus — ein großer Hecht biß an, zerriß aber die Schnur, und schwamm mit dem goldenen Hacken davon.

Da sprach der Prinz: „So hab' ich denn für mein Gold nichts, als ein elendes kleines Fischlein! Bringt mir einen eisernen Angelhacken; denn es ist übel gethan, viel daran zu wagen, wo nur wenig zu gewinnen ist."

Von dieser Zeit an ward das Sprichwort gebräuchlich, das von allen theuren Spielen, besonders aber von der Lotterie gilt:

Der Spieler fischt mit gold'nem Angel,
Er tauscht für Gold Verdruß und Mangel.

36.

Die Biene.

1.

Alois kam in den Garten des Nachbars, und sah einen blühenden Rosenstrauch. Er pflückte eine Rose und sagte: „Nun will ich mir einmal daran satt riechen!" Als er aber sein kleines Näschen begierig in die halb geöffnete Rose hineinsteckte, empfand er mit Einem Mal einen entsetzlichen Schmerz. Ein Bienlein war in der Rose versteckt, und stach ihn — weil er es fast zerdrückt hatte — in die Nase.

Mit Unverstand genoss'ne Freuden,
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

Gefängniß einsperre. Denn es fiel ihm wohl nicht ein, daß ich ihm eine große Wohlthat erwies, und daß ich es mit Anbruch der lieblichen Morgenröthe wieder aus seinem Kerker befreien werde.

So beklagen wir Menschen uns nicht selten über Gott, der aus den weisesten und liebevollsten Absichten über uns Leiden kommen läßt, um uns vor dem Verderben zu bewahren und uns der künftigen Herrlichkeit des Himmels theilhaft zu machen."

Kurz währt das Leiden dieser Zeit,
Doch ewig jene Seligkeit.

39.

Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte einmal: „Wozu hat wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich würde sie alle von der Erde vertilgen."

Sein Lehrer sprach: „Die ganze Schöpfung, diese große Haushaltung Gottes ist so weise eingerichtet, daß alle, auch die geringsten Geschöpfe, ihren Nutzen haben, obwohl wir denselben nicht immer bestimmt angeben können."

„Nun wohl!" sagte der Prinz, „für das Ganze der Natur mögen dergleichen Thierchen immerhin nützlich seyn. Allein dem einzelnen Menschen sind sie doch oft recht zur Plage."

38.

Die zwei Schmetterlinge.

1.

Eines Abends saß Vater Richard mit seinen Kindern in seinem Gartenhause. Da kamen durch das offene Fenster zwei kleine Schmetterlinge mit purpurrothen und goldverzierten Flügelchen herein, und flogen munter um das brennende Kerzenlicht herum, das man eben angezündet hatte. Der Vater suchte vergebens, ihnen abzuwehren. Eines der artigen Thierchen stürzte in die Flamme, versengte die zarte Flügelchen und Füßchen, fiel herab und zuckte sterbend auf dem Tische.

„So,“ sprach der Vater, „geht es den Menschen, die sich von dem eiteln Schimmer der Welt blenden lassen. Ihr Ende ist Tod und Verderben.“

Den Leichtsinn bringt ein Augenblick
Oft um des ganzen Lebens Glück.

2.

Das andere Sommervögelchen, das auf dem Tische ruhte, wollte eben auffliegen und der Flamme zueilen. Da bedeckte es der Vater, um es vor dem Tode zu erretten, schnell mit einer leeren Porzellanschale, die auf dem Tische stand.

„Wenn dieses Thierchen denken und reden könnte,“ sprach der Vater, „so würde es sich über mich beschweren, daß ich es so unbarmherzig in ein dunkles

Gefängniß einsperre. Denn es fiel ihm wohl nicht ein, daß ich ihm eine große Wohlthat erwies, und daß ich es mit Anbruch der lieblichen Morgenröthe wieder aus seinem Kerker befreien werde.

So beklagen wir Menschen uns nicht selten über Gott, der aus den weisesten und liebevollsten Absichten über uns Leiden kommen läßt, um uns vor dem Verderben zu bewahren und uns der künftigen Herrlichkeit des Himmels theilhaft zu machen."

Kurz währt das Leiden dieser Zeit,
Doch ewig jene Seligkeit.

39.

Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte einmal: „Wozu hat wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich würde sie alle von der Erde vertilgen."

Sein Lehrer sprach: „Die ganze Schöpfung, diese große Haushaltung Gottes ist so weise eingerichtet, daß alle, auch die geringsten Geschöpfe, ihren Nutzen haben, obwohl wir denselben nicht immer bestimmt angeben können."

„Nun wohl!" sagte der Prinz, „für das Ganze der Natur mögen dergleichen Thierchen immerhin nützlich seyn. Allein dem einzelnen Menschen sind sie doch oft recht zur Plage."

„Auch dem einzelnen Menschen," sprach der Lehrer, „kann Gott durch das kleinste Seiner Geschöpfe die größte Wohlthat erweisen, ja wohl gar ihm das Leben retten."

„Ich halte es für unmöglich," sagte der Prinz, „daß ich je einer Fliege oder Spinne die Rettung meines Lebens zu danken haben könnte."

Nach einigen Jahren zog der Prinz in den Krieg, und mußte sich einmal vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein in eben diesem Augenblicke kam eine Fliege und stach den Prinzen so heftig in die Wange, daß er erwachte.

Er sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh," rief der eine, „da hinein wird er sich versteckt haben!" „Nein," sagte der andere, „da drinnen kann er nicht seyn; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen."

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie

dank' ich Dir! Gestern hast Du mir durch eine Fliege, und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist Alles, was Du gemacht hast."

Ein Thierchen sey auch noch so klein,
Es kann dem Menschen nützlich seyn.

40.

Die Perlen.

1.

Ein Wanderer verirrte sich in der Wüste eines fernen Welttheiles. Er fand zwei Tage lang nichts zu essen und zu trinken, und verschmachtete fast vor Hunger und Durst. Endlich erreichte er einen schattigen Baum und eine frische Quelle. An dem Baume waren aber keine Früchte; bei der Quelle lag jedoch ein kleines Säckchen. „Gottlob!" sagte der Mann, indem er das Säckchen anfühlte, „das sind vielleicht Erbsen, die mich vom Hungertode erretten." Er machte das Säckchen begierig auf, und — rief erschrocken: „Ach Gott! es sind nur Perlen!"

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

2.

Der arme Mann hätte nun neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungern müssen. Allein er betete inbrünstig zu Gott — und plötzlich sah er einen Mohren auf einem Kameele in

großer Eile auf sich zukommen. Der Mohr hatte die Perlen liegen lassen, und freute sich, sie wieder zu finden. Er erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel.

„Sieh,“ sagte der Mohr, „wie wunderbar Gott Alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück für dich. Denn Gott hat es so gefügt, daß ich wieder hieher kommen, und dir das Leben retten mußte.“

Vertraue auf den lieben Gott,
Er ist der Helfer in der Noth.

41.

Das Gold.

Zwei Brüder, Gustav und Ludwig, reisten über das Meer, und wollten in einem fernen Welttheile ihr Glück versuchen.

Gustav erhielt für wenige Thaler ein Stück ungebautes Land, richtete es mit großem Fleiße zu, und hatte bald Brod im Ueberflusse.

Ludwig begab sich in das Gebirg, um Goldkörner zu sammeln, mußte sich dort kümmerlich mit Wurzeln und Baumrinden ernähren und kam endlich mit einem Sack voll Gold zu seinem Bruder zurück.

„Sieh, Bruder,“ rief er, „wie glücklich ich war. All dieses Gold ist mein. Gib mir aber jetzt nur

gleich zu essen. Denn ich bin ganz matt und kraftlos vor Hunger."

„Gut," sagte Gustav, „ich will dir zu essen geben; allein du mußt mir alles Brod mit Gold aufwägen." Das verdroß Ludwig sehr; er mußte es sich aber gefallen lassen, weil er zu schwach und abgezehrt war, weiter zu reisen.

Als Gustav nach wenigen Tagen alles Gold seines Bruders hatte, sprach er: „Da hast du dein Gold wieder, liebster Bruder! Ich bin nicht so grausam, dir das Deinige zu nehmen; ich wollte dir nur zeigen, daß Reichthum nicht glücklich mache, und daß Fleiß besser sey, als Gold."

Genügsam sich mit Arbeit nähren,
Läßt Gold und Reichthum leicht entbehren.

42.

Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab.

Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwei der schönsten Steine fehlten. Er hatte den Lehrjungen im Verdachte, und suchte in dessen Schlafkammer nach. Da fand er die Edelsteine in einem

Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht gestohlen; allein der Meister züchtigte ihn sehrt hart, sagte, daß er das Henken verdient habe, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche.

Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Aelster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf den Arbeitstisch geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel, und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen Knaben Unrecht gethan habe. Er nahm ihn wieder an, behandelte ihn von nun an sehr gütig, und hatte nie mehr so leicht auf Jemand einen Argwohn.

Wer den Argwohn nicht bezwingt,
Sich und Andern Kummer bringt.

43.

Die Kieselsteine.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte sich durch Branntweintrinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt sprach zu ihm: „Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgibst, so mußt du sterben; denn er ist Gift für die Jugend.“

Der Kranke sagte: „Das kann ich nicht; ich bin ihn schon zu sehr gewohnt. Dieses Fläschlein hier muß ich täglich austrinken."

Der Arzt sprach: „Je nun, so muß ich auf ein ganz besonderes Heilmittel sinnen." Am folgenden Tage brachte er ein buntes Schächtelchen voll Kieselsteinchen und sprach: „Wirf alle Tage eines von diesen Steinchen in deine Branntweinflasche; laß es aber allemal darin, so wird der Branntwein dir unschädlich seyn."

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unschädlich zu machen, und that täglich eines in die Flasche. So trank er täglich, ohne es selbst zu merken, einige Tropfen weniger, und als die Flasche am Ende voll Steinchen war, hatte er sich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, sich zu bessern, täglich etwas thut,
Der wird allmählich fehlerfrei und gut.

44.

Der Pflasterstein.

Ein reicher Mann warf einen armen Tagwerker, mit dem er Streit angefangen hatte, im Zorn mit einem Steine. Der Arme hob den Stein auf, nahm ihn mit sich nach Hause und dachte: „Vielleicht kommt eine Zeit, da ich den feindseligen Mann wieder

werfen kann, ohne daß ich eine fernere Unbild von ihm zu befürchten habe."

Der Reiche ward durch Uebermuth, Müßiggang und Verschwendung zum Bettler, und ging einmal, in Lumpen gekleidet, an der Hütte des Armen vorbei.

Da langte der Tagwerker den Stein hervor, um den unglücklichen Menschen zu werfen. Allein plötzlich hielt er inne und sagte: „Jetzt fühle ich, daß man sich nie rächen soll. Denn so lange mein Feind reich und mächtig war, hielt ich es nicht für klug, da er aber unglücklich ist, so wäre es grausam."

Er warf den Stein weg und gab dem ehemaligen reichen Manne, der sehr verhungert aussah, ein großes Stück Brod.

Ein wahrer Christ, voll Edelmuth —
Auch seinen Feinden Gutes thut.

45.

Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte seine Nachbarin, eine arme Wittwe, um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umherging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte Euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hineingeht." Der Reiche

sagte: „Diese thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren.“

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde, und sprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte. Seyd so gut, und helft mir den Sack auf die Schulter nehmen!“

Der Reiche hatte keine Lust dazu, und schlug es ihr unwillig ab. Allein die Wittwe ließ mit Bitten nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als aber der Mann, dem schwere Arbeit etwas Ungewohntes war, den Sack aufheben wollte, rief er: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!“

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da Euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen könnten, Euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrack über diese Rede, und gab ihr den Acker wieder zurück.

Scheu' unrecht Gut als eine Bürde,
Die ewig dich beschweren würde.

Dritte Abtheilung.

1.

Die Sonne.

Eines Abends, da es bereits dunkel war, kam eine fleißige Mutter mit ihren zwei Kindern von der Feldarbeit nach Hause. Sieh! da stand auf dem Tische ein brennendes Oellicht.

Georg rief erstaunt: „Es war doch kein Mensch zu Hause; wer hat denn das Licht angezündet?"

„Ei," sagte Gretchen, „wer anders, als der Vater. Gewiß ist er indeß aus der Stadt nach Hause gekommen."

Die Kinder suchten ihn, und fanden ihn zu ihrer großen Freude sogleich in der nächsten Kammer.

Am folgenden Tage recheten Aeltern und Kinder auf ihrer großen Wiese Heu auf. Die Sonne schien ungemein hell und schön, und die Kinder bezeigten darüber ihre Freude.

„Nun, Kinder," sprach der Vater, „ihr habt gestern sogleich errathen, daß ich das Licht in unserer Stube angezündet habe; wenn ihr nun aber dieses

schöne herrliche Licht da droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, sollte euch nicht einfallen, wer es angezündet habe?"

„O, ja wohl," sagte Gretchen, „das hat der liebe Gott gethan. Das kleinste Oellichtlein zündet sich ja nicht von selbst an; es muß also auch Einer seyn, der die Sonne angezündet hat."

„So ist es!" rief Georg freudig. „Gott hat Alles gemacht. Sonne, Mond und Sterne, Gras, Blumen und Bäume, und Alles, was wir nur immer um uns her erblicken, ist Sein Werk."

Der gold'nen Sonne Glanz und Pracht,
Lobpreisen Gott, der sie gemacht.

2.

Der Mond.

Vater Hermann war Morgens mit seinem kleinen Fritz in die Stadt gegangen; die Mutter und die kleine Thekla gingen ihnen Abends entgegen. Es ward ziemlich spät, bis sie einander endlich begegneten. Die Mutter sagte, sie habe schon angefangen zu sorgen. Allein Fritz sprach: „Es hatte keine Gefahr! Der Mond dort über den waldigen Bergen leuchtete uns auf das freundlichste, und ging uns von dem Stadtthore an bis hieher immer getreulich zur Seite." Thekla sagte: „Auch uns hat er von unsrer Hausthür an bis hieher beständig begleitet!" Fritz rief: „Das glaub' ich nicht! Wie könnte der

Mond zu gleicher Zeit den Weg von der Stadt zum Dorfe und von dem Dorfe zur Stadt machen? Kann er zugleich vorwärts und rückwärts gehen? Ich könnte es einmal nicht. Kurz, es ist unmöglich."

Der Vater sprach: „Lieber Fritz! Was dir unbegreiflich scheint, begreife ich sehr wohl. Ich könnte es dir auch erklären; allein mit deinem kleinen Verstande würdest du die Erklärung noch nicht fassen. Die Sache muß dir also vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben. Indeß mag der schöne freundliche Mond, dessen Wandel am Himmel du nicht begreifst, dir die gute Lehre geben: Da es schon unterm Monde viele Sachen gibt, die wir nicht begreifen; so darf es uns nicht wundern, daß es auch über dem Monde einige solche gebe. Manches ist uns in unserer heiligen Religion unbegreiflich; allein bloß unser beschränkter Verstand ist Schuld daran."

Mit gutem Grunde glaubt ein Christ,
Was ihm ein heiliges Geheimniß ist.

3.

Der schönste Stern.

1.

„Sieh doch, Schwester! wie hell und schön der Abendstern glänzt!" sagte Karl. „Er ist doch der schönste Stern am ganzen Himmel; er leuchtet ja so stark, daß die Bäume hier im Garten einen Schatten werfen." „Er ist sehr schön," sagte Friderika; „aber

der freundliche Morgenstern ist doch noch viel schöner und glänzender." Sie fingen an zu streiten, und brachten ihren Streit vor den Vater. „Was redet ihr da von zweierlei Sternen? Ihr unwissenden Kinder!" sprach der Vater. „Eben dieser nämliche Stern da heißt Morgenstern, wenn er Morgens, hingegen Abendstern, wenn er Abends am Himmel steht."

Oft hört man um zwei Namen streiten,
Die Eine Sache nur bedeuten.

2.

Als der freundliche Stern wieder Morgenstern war, weckte der Vater die Kinder einmal sehr frühe. Beide Kinder riefen: „Der Morgenstern glänzt heller, als der Abendstern!" Der Vater aber sprach: „Dieser schöne Stern leuchtet am Abende, weil er uns dann viele Millionen Meilen näher steht, zwar heller als am Morgen. Allein am frühen Morgen kommt er uns dennoch schöner und heller vor, weil wir da heiterer und fröhlicher, und zu Allem besser aufgelegt sind, als am späten Abende. Wir wollen für den gesunden Schlaf, der uns so wunderbar stärkt und ermuntert, dem lieben Gott recht von Herzen danken, und die goldenen Morgenstunden immer wohl benützen. Der freundliche Morgenstern ladet uns gleichsam dazu ein und sagt uns:

Viel besser ist es früh aufsteh'n,
Als Abends spät zu Bette geh'n."

4.

Sonnenschein und Regen.

„Wenn doch nur immer die Sonne schiene!“ sagten die Kinder an einem trüben, stürmischen Regentage. Ihr Wunsch schien bald in Erfüllung zu gehen. Denn mehrere Monate lang erblickte man kein Wölklein am Himmel. Die lange Trockenheit richtete aber großen Schaden auf Aeckern und Wiesen an. Im Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und der Flachs, auf den sich die Mädchen so sehr gefreut hatten, wurde kaum Fingers lang.

„Seht ihr nun,“ sprach die Mutter, „daß der Regen eben so nothwendig ist, als der Sonnenschein? Lernt aber zugleich aus dieser weisen Einrichtung Gottes die heilsame Wahrheit, daß es auch für uns Menschen nicht gut wäre, wenn wir lauter heitere, frohe Tage hätten. Es müssen auch trübe Tage, Trübsale und Leiden, von Zeit zu Zeit über euch kommen, damit ihr zu guten Menschen heran wachset.“

Sonnenschein, und Sturm und Regen,
Freud' und Leid sind Gottes Segen.

5.

Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst vom Jahrmarkt nach Hause, und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem

Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch und durch naß. Darüber war er unzufrieden und klagte sehr, daß Gott ihm ein so schlechtes Wetter zur Reise gebe.

Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Hier sah er mit Entsetzen einen Räuber stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte und sie abdrückte. Er wäre ohne Rettung verloren gewesen; allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte — ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn, und entkam glücklich der Gefahr.

Als er in Sicherheit war, sprach er bei sich selbst: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter verwünscht, und es nicht als eine Schickung Gottes geduldig angenommen habe. Wäre der Himmel heiter, und die Luft rein und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben. Künftig will ich nicht mehr vergessen, was das Sprüchlein sagt:

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es uns oft anders scheint."

6.

Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder nach Hause

baume zu. Allein zu seinem Erstaunen stand der arme Knabe nun im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewahr. Durchnäßt vom Regen und traurig kehrte er zurück und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: „Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne eine kleine Weile so schön gefärbt. Allein so, mein liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns etwas zu seyn, ist aber nur eitler Schein.“

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
Sonst kehrt in Schmerz sich dein Vergnügen.

8.

Das Regenbogenschüsselein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offnen Fenster, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. „Liebe Mutter,“ fing sie nach einer Weile an, „man sagt, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, falle ein goldenes Schüsselein vom Himmel; aber nur ein Sonntagskind könne es finden. Gibt es ein solches goldenes Kleinod? Und wer sind die Sonntagskinder, denen es beschert ist?“

Die Mutter sagte: „Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen

es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren seyn. Die Hauptsache ist, daß sie keine alltäglichen Menschen, sondern immer und überall so fromm und sittsam seyen, wie Sonntags in der Kirche. Sey du ein solches Sonntagskind, und du wirst jenes Kleinod sicher erlangen."

Lina befliß sich von ganzem Herzen, fromm und gut zu seyn; und da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Als nun wieder einmal ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: „Nun, Lina, gehst du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?"

„Liebe Mutter," sprach Lina, „ich war ein thörichtes Kind; jetzt aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold."

„So ist es, liebste Lina," sprach die Mutter. „Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte, und das alle Erdenschätze weit übertrifft, ist die wahre Glückseligkeit des Menschen. Außer uns, in der Welt, suchen wir sie vergebens; wir finden sie nur innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen."

Ein Herz, das wahrhaft gut und rein,
Wird schon auf Erden selig seyn.

baume zu. Allein zu seinem Erstaunen stand der arme Knabe nun im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewahr. Durchnäßt vom Regen und traurig kehrte er zurück und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: „Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne eine kleine Weile so schön gefärbt. Allein so, mein liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns etwas zu seyn, ist aber nur eitler Schein.“

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
Sonst kehrt in Schmerz sich dein Vergnügen.

8.

Das Regenbogenschüsselein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offnen Fenster, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. „Liebe Mutter,“ fing sie nach einer Weile an, „man sagt, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, falle ein goldenes Schüsselein vom Himmel; aber nur ein Sonntagskind könne es finden. Gibt es ein solches goldenes Kleinod? Und wer sind die Sonntagskinder, denen es beschert ist?“

Die Mutter sagte: „Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen

es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren seyn. Die Hauptsache ist, daß sie keine alltäglichen Menschen, sondern immer und überall so fromm und sittsam seyen, wie Sonntags in der Kirche. Sey du ein solches Sonntagskind, und du wirst jenes Kleinod sicher erlangen."

Lina befliß sich von ganzem Herzen, fromm und gut zu seyn; und da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Als nun wieder einmal ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: „Nun, Lina, gehst du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?"

„Liebe Mutter," sprach Lina, „ich war ein thörichtes Kind; jetzt aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold."

„So ist es, liebste Lina," sprach die Mutter. „Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte, und das alle Erdenschätze weit übertrifft, ist die wahre Glückseligkeit des Menschen. Außer uns, in der Welt, suchen wir sie vergebens; wir finden sie nur innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen."

Ein Herz, das wahrhaft gut und rein,
Wird schon auf Erden selig seyn.

9.

Der Widerhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle. Einmal schrie er auf der Wiese: „Ho, hopp!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!“ Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?“ die Stimme rief auch: „Wer bist du?“ Er schrie: „Du bist ein dummer Junge! und — „dummer Junge!“ hallte es aus dem Walde zurück

Georg ward ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemanden finden.

Hierauf lief er nach Hause und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: „Diesmal hast Du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen, als den Widerhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurück gekommen.

So geht es aber im gewöhnlichen Leben. Das Betragen Anderer gegen uns ist meistens nur der Widerhall des unsrigen gegen sie. Begegnen wir den Leuten freundlich, so begegnen sie auch uns freundlich. Sind wir aber gegen sie unfreundlich,

rauh und grob, so dürfen wir von ihnen nichts Besseres erwarten."

Wie du hineinrufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegenhallt.

10.

Die Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervorbrach.

Wilhelm hatte wohl gehört, man solle nicht trinken, wenn man erhitzt ist. Allein, selbstklug, verachtete er diese Warnung, folgte nur seiner Begierde, trank von dem eiskalten Wasser, und — sank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hause, und verfiel in ein gefährliches Fieber.

„Ach!" seufzte er auf seinem Krankenbette, „wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthält!"

Allein Wilhelms Vater sprach: „Die reine Quelle ist an deiner Krankheit nicht schuld, sondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltsamkeit."

Der liebe Gott hat Alles gut
Zu unserm Wohl erschaffen;
Doch Lüsternheit und Uebermuth
Verwandelt es in Strafen.

11.

Die vier Elemente.

„Ich will ein Gärtner werden," sagte Philipp, als er vierzehn Jahre alt war und ein Handwerk lernen sollte. „Es ist schön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben." Allein nach einiger Zeit kam er wieder nach Hause und klagte, er müsse sich da immer zur Erde bücken und darauf herumkriechen; Rücken und Knie thäten ihm davon wehe, und er habe die Gärtnerei aufgegeben.

Hierauf wollte Philipp ein Jäger werden. „Im grünen, schattigen Walde," sagte er, „da ist's ein herrliches Leben." Allein bald kam er wieder, und beschwerte sich, er könne früh vor Tag die freie Luft nicht vertragen, die ihm bald feucht und nebelig, bald grimmig kalt um die Nase wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. „Auf dem hellen, klaren Flusse im leichten Schifflein dahinfahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Netze voll Fische aus dem Wasser zu ziehen, das ist lustig," sagte er. Allein auch diese Freude war ihm bald verleidet. „Das ist ein nasses Handwerk," sagte er; „das Wasser ist mir ganz zuwider."

Endlich wollte er ein Koch werden. „Dem Koche," sagte er, „müssen Gärtner, Jäger und Fischer Alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß ge-

winnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen." Allein er kam abermal mit Klagen nach Hause zurück. „Es wäre Alles gut," sagte er, „wenn nur das Feuer nicht wäre. Wenn ich so am flammenden Herde stehe, so ist's mir nicht anders, als müßte ich vor Hitze verschmelzen."

Allein der Vater gab es nun nicht mehr zu, daß Philipp zum fünften Male ein anderes Handwerk wähle, sondern sprach vielmehr in großem Ernste: „Wenn du zufrieden leben willst, so mußt du die Beschwerden des Lebens mit männlichem Muthe ertragen lernen. Wer allem Unangenehmen ausweichen wollte, das die vier Elemente hie und da für uns haben, der müßte aus der Welt hinaus gehen. Denke nur fleißig an das Gute, an dem es deinem gegenwärtigen Stande gewiß nicht fehlt, so werden dir allmählig seine Mühseligkeiten gering erscheinen."

Philipp folgte seinem Vater, und wenn späterhin andere Leute klagten, beruhigte er sie, indem er sagte: „Ich hab's erfahren, was das heißt:

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

12.

Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „In diesem Korbe da ist für jedes von euch ein Brod. Nehmt es, und kommt alle Tage zu dieser Stunde wieder, bis Gott bessere Zeiten schickt."

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und ging dann stille und sittsam nach Hause.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als sie aber nach Hause kam, und ihre kranke Mutter das Brod anschnitt — da fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrack und sagte: „Gib das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in den Teig hineingekommen."

Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige

Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brod hineinbacken lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig und nachgiebig. Wer lieber mit dem kleinern Brode zufrieden ist, als um das größere zankt, dem bringt es reichlichern Segen, als wäre Geld in das Brod hineingebacken."

Genügsam, friedlich, dankbar seyn,
Bringt mehr, als Zank und Streiten ein.

13.

Wasser und Brod.

Zur Zeit großer Theurung kam Paul, ein armer Knabe, aus dem Gebirge herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brod. Peter, der Knabe eines reichen Bauers, saß vor seiner Hausthüre, und hatte ein großes Stück Brod in der Hand.

„Gib mir auch einen Bissen davon," sagte der arme Paul; „mich hungert gar sehr." Allein Peter sagte hartherzig: „Geh weiter! ich habe für dich kein Brod."

Ein Jahr etwa nachher kam Peter hinauf in das Gebirg, seine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne schien sehr heiß, und er verschmachtete beinahe vor Durst; allein nirgends fand er eine Quelle.

Endlich sah er im Schatten eines Baumes den

armen Paul sitzen, der die Schafe hütete, und einen vollen Wasserkrug neben sich stehen hatte. „Gib mir doch zu trinken," sagte der reiche Peter; „mich durstet gar sehr." Allein Paul sagte: „Geh weiter! ich habe für dich kein Wasser."

Da erinnerte sich Peter, daß er einst dem armen Paul einen Bissen Brod unbarmherzig abgeschlagen habe. Die Thränen drangen ihm in die Augen, und er bat den Paul um Vergebung. Paul überwand sich, verzieh ihm, und reichte ihm den Krug. Peter aber sprach: „Gott wolle dir diesen Trunk Wasser hier und dort belohnen."

Gerne geben, gern vergeben,
Heißt in Wahrheit christlich leben.

14.

Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazirte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einem schattigen Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch, und aß nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah traurig zu, und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör, und aß begierig fort. Als er nun bereits die Milch aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der irdenen Schüssel einen Reim. Er las ihn mit Erröthen, ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen, und sich ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brod selbst ein, und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen.

„Den Spruch," sagte Ferdinand, „der in der Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben." Der Spruch aber lautet so:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

15.

Die Suppe.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzen, ich kann sie nicht essen!" sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg.

„Nun wohl," sagte die Mutter; „ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen."

Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln.

Nachdem Beide nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser." Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittags stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast."

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmecket jede Suppe gut.

16.

Die Martinsgans.

„Heute ist mein Namenstag," sagte der kleine Martin zu seinen Geschwistern; „heute auf die Nacht bekommen wir eine gebratene Gans." Sobald man Abends das Licht anzündete, setzten sich die Kinder voll Freuden um den gedeckten Tisch, und konnten den seltenen Braten kaum erwarten.

Endlich kam die Magd herein, sah nach der Gans, die in dem Ofen der Stube gebraten wurde, und sagte: „Vor einer halben Stunde kann man noch nicht essen." Die Kinder fingen vor Ungeduld an zu weinen. Die Magd wollte eine List gebrauchen und sprach: „Draußen geht heute ein fürchterlicher Mann herum, Klaubauf genannt, welcher ungeheu-

fame Kinder in seinen Sack steckt. Wenn ihr nicht schweigt, so geb' ich ihm die Gans."

Die Kinder achteten wenig auf diese Rede, und verlangten mit noch größerem Ungestüm, man solle einmal anrichten. Nun machte die Magd das Fenster auf, bot die Pfanne mit der Gans hinaus, und sagte: „Da, Klaubauf, hast du die Gans." „Ich danke," rief draußen mit rauher Stimme ein Dieb, riß ihr die Pfanne sammt der Gans aus der Hand, und lief damit eilig davon.

Die Kinder schrien jämmerlich zusammen, und auf ihr Geschrei kam die Mutter in die Stube. Als sie vernahm, was geschehen war, sagte sie: „Ihr Kinder seyd nun für euer gewaltthätiges Wesen bestraft, und könnet nun anstatt des Bratens mit einer Suppe vorlieb nehmen. Dir aber," sprach sie zur Magd, „habe ich deine albernen Mährchen schon oft untersagt; ich werde dir nun für deine übel abgelaufene List — Gans und Pfanne an deinem Lohne abziehen."

Wohl dem, der sanft und redlich ist,
Denn selten hilft Gewalt und List.

17.

Die köstlichsten Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

aber sehr frühe, und Heinrich kam auf das Land zu dem Bruder seiner Mutter.

Hier wollte es ihm nun Anfangs gar nicht gefallen. In dem Hause seiner Aeltern ging er meistens müßig; hier mußte er fleißig arbeiten. Vorhin genoß er allerlei köstliche Speisen; jetzt mußte er mit einer sehr einfachen Kost vorlieb nehmen. In der Stadt währten die lustigen Gesellschaften oft bis spät in die Nacht; hier auf dem Lande ging man nach vollendetem Tagwerke zu rechter Zeit schlafen.

Obwohl Heinrich sich etwas schwer an diese neue Lebensart gewöhnte, so sah er die guten Folgen davon doch bald ein. Er war vorhin fast beständig krank, hatte ein blasses Aussehen, und mußte öfter Arznei nehmen. Nun wurde er aber gesund und kräftig, wie ein Baum, bekam ein blühendes Aussehen, und bedurfte nie mehr einer Arznei. Da sagte er denn sehr oft: „Der Vetter hat doch Recht:

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh',
Schließt dem Arzt die Thüre zu."

20.

Das Goldstück.

1.

Die kleine Agnes hatte ihren Geburtstag das fünfte Mal erlebt. Der Vater ließ ihr auf diesen Tag ein neues hübsches Kleidchen machen, und die Mutter bereitete eine kleine festliche Mahlzeit. Der

Taufpathe, der dazu eingeladen war, beschenkte das Kind mit einem seltenen Goldstück.

Während die Aeltern nach Tische mit dem Taufpathen über allerlei Angelegenheiten redeten, gerieth das Kind mit dem Goldstücke vor die Hausthüre. Ein Weib vom Lande ging mit einem Korbe voll Obst vorbei.

„Sieh," rief das Kind, „ich habe ein schönes Geld!" „Sieh," sagte das Weib, „mein Apfel ist doch noch viel schöner. Ich gebe ihn dir aber doch für dein Geld, weil du so artig und mir so lieb bist."

Die Kleine gab das Goldstück freudig hin und griff mit beiden Händchen nach dem Apfel. Das Weib machte sich eilig davon; das Kind aber sprang in die Stube und rief: „Da seht einmal, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen schönen rothen Apfel eingekauft habe!"

Die Mutter jammerte und der Vater zankte mit dem Kinde; der Taufpathe aber sprach: „Wir können die kleine liebe Agnes nun eben nicht thöricht nennen. Sie kannte das Geld nicht, und in ihren Augen mußte ein Apfel allerdings mehr werth seyn. Allein wie viele Erwachsene gibt es, die recht eigentlich, ja höchst thöricht handeln. Wir wissen, daß die Güter dieser Erde eitel und vergänglich sind, und daß nur Frömmigkeit und Tugend einen bleibenden Werth für die Ewigkeit haben. Und dennoch geben die

aber sehr frühe, und Heinrich kam auf das Land zu dem Bruder seiner Mutter.

Hier wollte es ihm nun Anfangs gar nicht gefallen. In dem Hause seiner Aeltern ging er meistens müßig; hier mußte er fleißig arbeiten. Vorhin genoß er allerlei köstliche Speisen; jetzt mußte er mit einer sehr einfachen Kost vorlieb nehmen. In der Stadt währten die lustigen Gesellschaften oft bis spät in die Nacht; hier auf dem Lande ging man nach vollendetem Tagwerke zu rechter Zeit schlafen.

Obwohl Heinrich sich etwas schwer an diese neue Lebensart gewöhnte, so sah er die guten Folgen davon doch bald ein. Er war vorhin fast beständig krank, hatte ein blasses Aussehen, und mußte öfter Arznei nehmen. Nun wurde er aber gesund und kräftig, wie ein Baum, bekam ein blühendes Aussehen, und bedurfte nie mehr einer Arznei. Da sagte er denn sehr oft: „Der Vetter hat doch Recht:

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh',
Schließt dem Arzt die Thüre zu."

20.

Das Goldstück.

1.

Die kleine Agnes hatte ihren Geburtstag das fünfte Mal erlebt. Der Vater ließ ihr auf diesen Tag ein neues hübsches Kleidchen machen, und die Mutter bereitete eine kleine festliche Mahlzeit. Der

Taufpathe, der dazu eingeladen war, beschenkte das Kind mit einem seltenen Goldstück.

Während die Aeltern nach Tische mit dem Taufpathen über allerlei Angelegenheiten redeten, gerieth das Kind mit dem Goldstücke vor die Hausthüre. Ein Weib vom Lande ging mit einem Korbe voll Obst vorbei.

„Sieh," rief das Kind, „ich habe ein schönes Geld!" „Sieh," sagte das Weib, „mein Apfel ist doch noch viel schöner. Ich gebe ihn dir aber doch für dein Geld, weil du so artig und mir so lieb bist."

Die Kleine gab das Goldstück freudig hin und griff mit beiden Händchen nach dem Apfel. Das Weib machte sich eilig davon; das Kind aber sprang in die Stube und rief: „Da seht einmal, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen schönen rothen Apfel eingekauft habe!"

Die Mutter jammerte und der Vater zankte mit dem Kinde; der Taufpathe aber sprach: „Wir kennen die kleine liebe Agnes nun eben nicht thöricht nennen. Sie kannte das Geld nicht, und in ihren Augen mußte ein Apfel allerdings mehr werth seyn. Allein wie viele Erwachsene gibt es, die recht eigentlich, ja höchst thöricht handeln. Wir wissen, daß die Güter dieser Erde eitel und vergänglich sind, und daß nur Frömmigkeit und Tugend einen bleibenden Werth für die Ewigkeit haben. Und dennoch geben die

Menschen nicht selten diese ewigen, einzig wahren Güter für nichtswürdige irdische Dinge hin."

Wie Manchem ist sein ewig Heil
Für eitle Erdengüter feil!

2.

Der Taufpathe, ein wohlhabender Kaufmann, ging wieder nach Hause. Abends kam das Obstweib mit dem leeren Korbe in seinen Laden. Sie kaufte Kaffee und Zucker, und gab ihm das mit Betrug erworbene Goldstück, es zu wechseln.

Er aber sagte: „Ei, ei! Wie kommst du zu dem Goldstücke, deßgleichen weit und breit keines mehr zu finden ist? Ich kenne dieses Gold sehr gut, und deßhalb — auch dich. Warte, ich will dich lehren, den Kindern Aepfel für Goldstücke zu verkaufen!"

Er ließ sie nicht mehr zum Laden hinaus, und schickte seinen Ladendiener zum Stadtrichter. Sogleich kamen zwei Gerichtsdiener, und nahmen die Betrügerin gefangen. Am andern Tage stellte man sie auf den Pranger, und hängte ihr eine Tafel an den Hals, auf der geschrieben stand:

Es folget Strafe, Schimpf und Schmach,
Betrügern auf dem Fuße nach.

21.

Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, sagte öfters: „Wer Gott recht von Herzen liebt, dem wird es leicht, das Gute zu thun und das Böse zu meiden.“

Er hatte aber einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfters, er solle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.“

Eines Morgens sprach Fridolin zu ihm: „Mathias, sieh da einen schönen neuen Thaler! Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibst und kein zorniges Wort aus deinem Munde hören lässest.“ Dem Knechte gefiel dieser Antrag, und er nahm ihn mit Freuden an.

Die übrigen Dienstboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf hin, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwischte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler, sagte aber dabei: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu Lieb deinen Zorn so gut überwinden kannst, aber aus Liebe zu Gott es nicht thun magst.“

Der Knecht besserte sich, und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Wird Liebe gegen Gott dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

22.

Das wohlangelegte Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht, und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

„Aber wo thut ihr doch euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?" sagte einmal sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: „Ich zahle mit dem Gelde theils Schulden ab, theils leihe ich es auf Zinsen aus." „Ei," rief der Dreher, „ihr scherzt! Ihr habt weder Schulden zu bezahlen, noch irgendwo ein Kapital auf Zinsen ausliegen."

„Es ist doch so," sprach der Schreiner; „laßt euch die Sache nur erklären. Seht, all' das Geld, das meine gute Aeltern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß: das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um ihnen etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Kapital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, sammt den Zinsen, zurück bezahlen werden."

„Wie meine Aeltern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Aeltern zu vergelten, so hoffe ich, werden auch meine Kinder diese ihre nämliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt."

Wie viel thun gute Aeltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder zahlt es ihnen treulich einst zurück!

23.

Der übelangewandte Reichthum.

Joachim hatte nur ein geringes Bauerngut; er lebte aber bei Arbeit, Gebet und Sparsamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt an nichts Mangel, und konnte noch jährlich eine kleine Summe Geld für seine Kinder zurücklegen.

Eines Tages reinigte er den Schöpfbrunnen in seinem Hofe; da fand er tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferhafen voll Gold und Silber, und glaubte, jetzt erst mit dem vielen Gelde ziehe er die wahre Glückseligkeit aus dem Brunnen herauf.

Er überließ nun den Feldbau seinen Knechten, kleidete sich weit über seinen Stand, aß, was gut und theuer war, fing das Trinken und Spielen an, dachte nicht mehr an Gott und Ewigkeit, und hatte

in kurzer Zeit, anstatt der gefundenen Schätze eine große Schuldenlast aufgehäuft.

Der übelangewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauerngütchen wurde zum Verkauf ausgeboten, seine Gesundheit war durch die verschwenderische Lebensart zerstört, jeder Funken von Gottesfurcht in seinem Herzen erloschen. Da ging er hin an eben den Brunnen, aus dem er den reichen Schatz heraufgezogen hatte, und stürzte sich verzweifelnd hinunter.

Viel Geld scheint dir das größte Glück auf Erden;
Und doch kann's leicht dir zum Verderben werden.

24.

Der Geldbeutel.

1.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde und jammerte, weinte und betete. Ein vornehmer Herr, in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust, jagte eben im Walde, kam herbei und sprach: „Kleiner, warum weinest du?"

„Ach," sagte Norbert, „meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein verloren."

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Geldbeutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke

waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelein?“ „O nein,“ sagte Norbert, „das meinige war nur ganz schlecht, und es war kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses seyn?“ sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches Beutelein aus der Tasche. „Ach ja,“ rief Norbert voll Freude, „dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr sagte: „Weil du so herzlich gebetet hast und so ehrlich bist, so schenk' ich dir diesen Beutel mit Geld noch dazu.“

Gebet erlöst aus Aengsten;
Und ehrlich währt am längsten.

2.

Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, hörte von dieser Geschichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, setzte Stephan sich unter eine Tanne im Walde, und schrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verloren!“

Der Herr kam auf das Geschrei herbei, zeigte ihm eine volle Geldbörse und fragte ihn: „Ist dieses der Beutel, den du verloren hast?“ „Ja!“ rief Stephan, und griff mit beiden Händen darnach.

Allein der Jäger, der neben dem Herrn stand, sprach mit trotziger Stimme: „Unverschämter Bube! Den Fürsten unterstehest du dich anzulügen? Ich

will dich mit anderer Münze dafür bezahlen." Er züchtigte ihn mit einer Gerte, die er vom nächsten Haselstrauche riß, so nachdrücklich, als es der boshafte Betrüger verdient hatte.

Untreue schlägt den eignen Mann,
Und Falschheit kommt oft übel an.

25.

Der Diamantring.

Der Kaufmann William reiste über das Meer in einen fernen Welttheil, gelangte dort durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einem großen Vermögen, und kehrte nach vielen Jahren in sein Vaterland zurück.

Als das Schiff anlandete, hörte er, seine Anverwandten seyen eben bei einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhause versammelt. Er eilte sogleich dahin, und nahm sich in der Freude seines Herzens nicht einmal Zeit, anstatt seines grauen Rockes, der von der Seereise ziemlich abgetragen war, ein besseres Kleid anzuziehen.

Allein, da er in den hell erleuchteten Saal trat, zeigten seine Herren Vettern und Frauen Basen wenig Freude, ihn wieder zu sehen; denn wegen seines dürftigen Anzuges meinten sie, er sey arm zurückgekommen.

Ein junger Mohr, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten sehr aufgebracht, und sagte:

„Das sind schlechte Menschen, die ihren Freund nach so langer Zeit nicht einmal freundlich grüßen.“

„Warte nur,“ sagte der Kaufmann leise zu ihm, „sie werden bald andere Gesichter machen.“ Er steckte einen Ring, den er bei sich trug, an den Finger — und sieh! da erheiterten sich schnell alle Gesichter, und jeder drängte sich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der Eine drückte ihm die Hand, und der Andere umarmte ihn; Alle stritten sich um die Ehre, wer ihn in sein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

„Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern?“ fragte der erstaunte Schwarze. „O nein,“ sagte William; „an dem funkelnden Diamantringe, der seine tausend Thaler werth ist, sehen sie bloß, daß ich reich bin, und der Reichthum geht ihnen über Alles.“

„O ihr verblendeten Menschen!“ rief jetzt der Mohr, „so hat euch denn nicht der Ring, sondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchsichtige Kiesel höher schätzen, als einen so edlen Mann, wie mein Herr ist?“

Wahrlich:

Bei Narren nur kann Gold und Edelstein
Beliebter als die Tugend seyn!

26.

Die goldene Dose.

Ein Oberster zeigte den Offizieren, die bei ihm speisten, bei Tische eine neue, sehr schöne goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Priese Tabak nehmen, suchte in allen Taschen, und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa von Ihnen einer sie in Gedanken eingesteckt habe.“

Alle standen sogleich auf, und wendeten die Taschen um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen, und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sey genug.“ Die Offiziere gingen kopfschüttelnd aus einander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberst rufen, und sprach: „Die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche eine Naht aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie ihre Tasche nicht zeigen wollten, was doch alle übrige Herren Offiziere gethan haben?“

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gern bekennen. Meine Aeltern sind arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und esse Mittags nichts Warmes. Als ich bei Ihnen

eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beim Umwenden der Tasche ein Stück schwarzes Brod und eine Wurst herausgefallen wäre."

Der Oberst sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Aeltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bei mir speisen." Er lud alle Offiziere zu einem festlichen Gastmahle ein, bezeugte vor ihnen allen die Unschuld des Fähnrichs, und überreichte ihm zum Beweise seiner Hochachtung, die goldene Dose als ein Geschenk.

Wer seine Aeltern liebt und ehrt,
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

27.

Der Tabackspfeifenkopf.

Franz Braun war der Sohn einer armen Wittwe auf dem Lande, wurde wegen seiner schönen Stimme als Singknabe an dem Musikchore der Stiftskirche in der Stadt aufgenommen, fing an zu studiren, gab fernerhin Unterricht im Latein und in der Musik, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und brachte es durch seine ausgezeichneten Talente und seinen unermüdeten Fleiß so weit, daß er Doktor der Rechtsgelehrsamkeit wurde, und daß ihn der Präsident der Regierung zu seinem Sekretär nahm.

Der neue, überaus geschickte Herr Sekretär machte sich gegründete Hoffnung, bald ein einträgliches Amt,

doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder, und schlief fest ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, da überfiel ihn Schrecken und Entsetzen.

Er lag unter dem Galgen, und über seinem Kopfe hing ein Dieb, um den sich eine ganze Schaar krächzender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“ Er kniete nieder und gelobte Gott heilig an, künftig jeder Versuchung sogleich und ernstlich zu widerstehen.

Je stärker die Versuchung droht,
Je fester halte dich an Gott.

29.

Das Uhrbändchen.

Die Schülerinnen einer Strickschule beschlossen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, übernahm aus Menschenfreundlichkeit dieses Geschäft.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin im Perlenstricken hielt, dachte: „Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätzt. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht

sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit."

Sie ging in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte und fragte, was es koste. „Dieses kann ich nicht anders lassen," sagte die Frau, „als für 36 Kreuzer."

„Und was kostet das hier?" fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch schöneres, von einer andern Mitschülerin. „Das kostet 48 Kreuzer," sagte die Frau.

„Wie hoch kommt aber dieses zu stehen?" fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte, und das sie für das allerschönste hielt. „Ach, das da!" sagte die Frau; „wenn Sie die andern zwei nehmen, so schenke ich Ihnen das in den Kauf."

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: „Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedauere sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch nur hieher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt."

Ein eitles Herz läßt sich
Von Schmeichelei bethören;
Bescheid'ner Sinn will nichts
Als lautre Wahrheit hören.

doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder, und schlief fest ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, da überfiel ihn Schrecken und Entsetzen.

Er lag unter dem Galgen, und über seinem Kopfe hing ein Dieb, um den sich eine ganze Schaar krächzender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“ Er kniete nieder und gelobte Gott heilig an, künftig jeder Versuchung sogleich und ernstlich zu widerstehen.

Je stärker die Versuchung droht,
Je fester halte dich an Gott.

29.

Das Uhrbändchen.

Die Schülerinnen einer Strickschule beschlossen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, übernahm aus Menschenfreundlichkeit dieses Geschäft.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin im Perlenstricken hielt, dachte: „Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätzt. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht

sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit."

Sie ging in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte und fragte, was es koste. „Dieses kann ich nicht anders lassen," sagte die Frau, „als für 36 Kreuzer."

„Und was kostet das hier?" fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch schöneres, von einer andern Mitschülerin. „Das kostet 48 Kreuzer," sagte die Frau.

„Wie hoch kommt aber dieses zu stehen?" fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte, und das sie für das allerschönste hielt. „Ach, das da!" sagte die Frau; „wenn Sie die andern zwei nehmen, so schenke ich Ihnen das in den Kauf."

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: „Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedauere sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch nur hieher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt."

Ein eitles Herz läßt sich
Von Schmeichelei bethören;
Bescheid'ner Sinn will nichts
Als lautre Wahrheit hören.

30.

Das Strickkörbchen.

In einem Dorfe konnten die Mädchen nicht einmal stricken, und viele gingen barfuß. Der Herr des Dorfes gab nun wohl strenge Befehle, alle Schulmädchen sollen bei der Schullehrerin das Stricken lernen. Allein es wollte nicht gehen. Einige schienen zu ungeschickt dazu; andere versäumten unter allerlei Vorwänden die Strickschule. Von zwanzig Mädchen lernte nur ein einziges hübsch und fertig stricken.

Der Schullehrer, der ein sehr verständiger und liebreicher Mann war, dachte: „Ich will es doch noch dahin bringen, daß sie alle gerne stricken.“ Er verfertigte aus Pappendeckel und schön gefärbtem Papier ein sehr niedliches Strickkörblein, und schenkte es der geschickten kleinen Strickerin. Nun wollten alle Mädchen solche Körbchen haben. Allein der Lehrer sagte: „Sobald ihr stricken könnet, sollt ihr die Körblein bekommen; denn jetzt nützten sie euch zu nichts.“

Die Mädchen lernten nun mit großer Begierde stricken — und bald sah man ganze Schaaren Mädchen mit ihren Strickkörbchen am Arm durch das Dorf ziehen, oder im Grünen beisammen sitzen, die alle sehr fleißig strickten. Sie versahen nicht nur ihr Haus, sondern auch die Nachbarschaft mit ihren schönen Arbeiten, und verdienten in Stunden, die

sie sonst müßig verplaudert hätten, mit leichter Mühe vieles Geld.

Was manchmal Strafen nicht erzwingen,
Kann durch Belohnung leicht gelingen.

31.

Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände, und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?"

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, ging in die Nebenkammer seiner Zelle, brachte über eine Weile ein kleines versiegeltes Kästchen, und sprach: „Dieses Kästlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Kästlein wieder zurück."

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen, und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich heraustragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie

habe. Sie gestand unter vielen Zähren, daß sie für die zehn Ellen Taffet fünfzehn Gulden bezahlt habe, und nun neun Gulden daran verliere.

Der Vater aber sprach: „Das ist die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du hast dich durch deine eigene Schuld um dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir der Jude bezahlt hat, hiemit wieder zurück — und gebe dir, weil du so falsch gegen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide."

Merk: Nichts gewinnt,
Wer Lügen spinnt!

33.

Der schöne Taffethut.

Ein reicher Edelmann vom Lande kam in einen ansehnlichen Kaufladen der Hauptstadt, um für seine Gemahlin einen Hut zu kaufen, den er ihr mit nach Hause bringen wollte. „Ich überlasse es Ihnen," sagte er zur Putzhändlerin, „den allerschönsten auszuwählen, den Sie im Laden haben." Die Frau brachte einen prächtigen Hut, der mit schönen, kunstreichen Blumen geziert war.

„Nun wohl," sprach der Herr, „er ist überaus schön, und gefällt mir sehr wohl. Was fordern Sie dafür?" „Nichts," sagte die Frau; „der Hut ist schon längst bezahlt." „Wie soll ich das verstehen?" rief der Herr; „ich begreife es nicht."

Die Frau sagte: „Vielleicht erinnern Sie sich noch, daß Sie vor vielen Jahren auf dem Obstmarkte einem armen Mädchen Pomeranzen abgekauft haben. Sie überreichten dem Mädchen einen Dukaten, und verlangten, darauf herauszugeben. Das dürftig gekleidete Kind sagte: „Ich habe heute nur anstatt meiner Mutter, die wirklich krank liegt, das Obst feil; ich habe keine Münze zum herausgeben, und verstehe mich auch nicht auf Goldstücke." Da sprachen Sie sehr freundlich: „Nun, so bring' dieses Gold deiner kranken Mutter." Dieses großmüthige Geschenk kam damals meiner Mutter und mir sehr wohl. Unser kleiner Obsthandel wäre sonst in das Stocken gerathen. Durch eine glückliche Heirath bin ich in den Besitz dieses Kaufladens gekommen. Haben Sie die Gnade, für ihr großes Geschenk diesen Hut als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit nicht zu verschmähen."

Der Edelmann war so erstaunt, als erfreut. „Meine Frau muß Sie auch kennen lernen," sprach er. „Besuchen Sie uns diesen Frühling auf unserm Schlosse." Bevor aber die Handelsfrau auf das Land kommen konnte, kam die Gemahlin des Edelmanns in die Stadt, und beide wurden vertraute Freundinnen.

Wohlthätigkeit erfreut —
Nicht minder Dankbarkeit.

habe. Sie gestand unter vielen Zähren, daß sie für die zehn Ellen Taffet fünfzehn Gulden bezahlt habe, und nun neun Gulden daran verliere.

Der Vater aber sprach: „Das ist die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du hast dich durch deine eigene Schuld um dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir der Jude bezahlt hat, hiemit wieder zurück — und gebe dir, weil du so falsch gegen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide."

Merk: Nichts gewinnt,
Wer Lügen spinnt!

33.

Der schöne Taffethut.

Ein reicher Edelmann vom Lande kam in einen ansehnlichen Kaufladen der Hauptstadt, um für seine Gemahlin einen Hut zu kaufen, den er ihr mit nach Hause bringen wollte. „Ich überlasse es Ihnen," sagte er zur Putzhändlerin, „den allerschönsten auszuwählen, den Sie im Laden haben." Die Frau brachte einen prächtigen Hut, der mit schönen, kunstreichen Blumen geziert war.

„Nun wohl," sprach der Herr, „er ist überaus schön, und gefällt mir sehr wohl. Was fordern Sie dafür?" „Nichts," sagte die Frau; „der Hut ist schon längst bezahlt." „Wie soll ich das verstehen?" rief der Herr; „ich begreife es nicht."

Die Frau sagte: „Vielleicht erinnern Sie sich noch, daß Sie vor vielen Jahren auf dem Obstmarkte einem armen Mädchen Pomeranzen abgekauft haben. Sie überreichten dem Mädchen einen Dukaten, und verlangten, darauf herauszugeben. Das dürftig gekleidete Kind sagte: „Ich habe heute nur anstatt meiner Mutter, die wirklich krank liegt, das Obst feil; ich habe keine Münze zum herausgeben, und verstehe mich auch nicht auf Goldstücke.“ Da sprachen Sie sehr freundlich: „Nun, so bring' dieses Gold deiner kranken Mutter.“ Dieses großmüthige Geschenk kam damals meiner Mutter und mir sehr wohl. Unser kleiner Obsthandel wäre sonst in das Stocken gerathen. Durch eine glückliche Heirath bin ich in den Besitz dieses Kaufladens gekommen. Haben Sie die Gnade, für ihr großes Geschenk diesen Hut als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit nicht zu verschmähen.“

Der Edelmann war so erstaunt, als erfreut. „Meine Frau muß Sie auch kennen lernen,“ sprach er. „Besuchen Sie uns diesen Frühling auf unserm Schlosse.“ Bevor aber die Handelsfrau auf das Land kommen konnte, kam die Gemahlin des Edelmanns in die Stadt, und beide wurden vertraute Freundinnen.

Wohlthätigkeit erfreut —
Nicht minder Dankbarkeit.

34.

Die Perlenschnur.

Eine Edelfrau fuhr mit ihren zwei Töchtern zu einem Hochzeitfeste, das auf einem fürstlichen Jagdschlosse tief im Walde gefeiert wurde. Alle waren prächtig gekleidet und mit Gold und Perlen geschmückt.

Am Eingange des Waldes kam die Kutsche einer Hecke zu nahe. Eine Dornstaude verwickelte sich in das Haar des einen Fräuleins, und zerriß eine Perlenschnur, daß die Perlen weit umher zerstreut wurden.

Auf das Geschrei der erschrockenen Mutter und Töchter hielt der Kutscher augenblicklich, und sie brachten wohl eine Stunde zu, die kostbaren Perlen aus dem Grase und den Gesträuchen heraus zu finden. Die beiden Fräulein jammerten sehr, daß sie nun zur Hochzeit zu spät kämen.

Allein jetzt kam ein Holzhacker fast athemlos aus dem Walde hervor und sagte: „Hören Sie auf zu jammern, und danken Sie vielmehr Gott. Denn in dem Walde lauern mehrere Räuber auf Sie. Ich wollte Ihnen die Nachricht sogleich bringen. Allein ich konnte nur auf großen Umwegen hieher gelangen, weil die Räuberbande den Wald besetzt hält. Wären Euer Gnaden nicht aufgehalten worden, so wäre ich zu spät gekommen, und Sie wären gänzlich ausge-

plündert worden, und hätten wohl gar das Leben verlieren können."

Die Frau beschenkte den Mann, befahl dem Kutscher sogleich umzukehren, und sprach zu ihren Töchtern: „O meine lieben Kinder! Wie gut weiß Gott alles zu lenken! An dem Seidenfaden, an dem die Perlen angefaßt waren, hing unser aller Leben. Wäre dieses Fädelein nicht abgebrochen, so wären wir alle des Todes. Der Aufenthalt, den uns die zerrissene Perlenschnur verursachte, war also, so unangenehm er uns fiel, unser Glück. So gereichen alle kleinen und großen Widerwärtigkeiten nur zu unserm Besten."

O wüßten wir, warum uns Gott betrübe,
So wüßten wir, wie herzlich Er uns liebe.

35.

Das zerbrochene Kreuzchen.

Therese hatte ein kleines niedliches Kreuzchen zum Geschenke bekommen. Es war von schwarzem Ebenholze, und die vier Enden waren in Gold gefaßt. Sie trug es zur Zierde an einem blauen Bande.

Einst brach das kleine Querholz des Kreuzes heraus, und Therese bat den Vater, das Kreuzchen wieder zurecht zu machen.

„Das will ich gern," sprach der Vater; „ja, ich will dich überdies noch lehren, wie du machen

kannst, daß kein Leiden in der Welt für dich ein Kreuz seyn soll.

Da sieh einmal her: Ohne das Querholz ist das längere Holz kein Kreuz. Erst wenn das Querholz hinzu kommt, wird ein Kreuz daraus.

So ist es mit jedem Leiden, das wir ein Kreuz nennen. Der Wille Gottes ist gleichsam das längere Holz; unser Wille aber, der den göttlichen Willen immer durchkreuzen möchte, ist das Querholz.

Nimm daher bei jedem Kreuze, das dich einst treffen wird, das Querhölzlein heraus, so wird es für dich kein Kreuz mehr seyn."

Ergebenheit in Gottes Willen
Kann alles Kreuz und Leiden stillen.

36.

Der Spiegel.

Mathilde war sehr jähzornig. Die Mutter stellte ihr oft nachdrücklich vor, wie sündlich, abscheulich und verderblich der Zorn sey, und ermahnte sie zur Sanftmuth. Allein Mathilde besserte sich nicht.

Einmal saß sie an ihrem Nähtischlein, auf dem ein zierliches Geschirr voll Blumen stand. Ihr kleines Brüderchen stieß von ungefähr das Geschirr herab, daß es in Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn fast außer sich. Ihre Augen funkelten, die Stirnadern liefen ihr auf, und ihr ganzes Gesicht war entstellt.

Da hielt ihr die Mutter geschwind einen Spiegel

vor das Gesicht. Mathilde erschrak über ihre eigene Gestalt. Der Zorn verging ihr, und sie fing an zu weinen.

„Siehst du nun," sprach die Mutter, „was es Häßliches um den Zorn ist? Wenn du ihn zur Gewohnheit werden läßt, so bleiben dir nach und nach diese häßlichen Mienen, und alle Anmuth verschwindet aus deinem Angesicht."

Mathilde nahm sich dieses zu Herzen, und gab sich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde sehr sanftmüthig, und die Sanftmuth verschönerte noch ihr Angesicht.

Die Mutter sagte aber öfters: „Wie es mit dem Zorn und der Sanftmuth ist, so ist es mit allen Lastern und Tugenden.

Das Antlitz ist der Seele Bild;
Das Laster macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild."

37.

Das Porträt.

Vor vielen hundert Jahren starb in einer großen Stadt des Morgenlandes ein Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der sich auf Reisen befand; allein Niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angesicht.

Nach einiger Zeit kamen drei Jünglinge in der

Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe sey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes Bildniß des Vaters bringen und sprach: „Wer von euch dreien das Zeichen, das ich hier auf der Brust des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, dessen soll die Erbschaft seyn."

Der Erste schoß und traf sehr nahe; der Zweite noch näher; der Dritte aber fing, indem er zielte, an zu zittern, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde, und rief: „Nein, ich kann nicht schießen; ich will lieber die ganze Erbschaft verlieren!"

Nun sprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du bist der wahre Sohn und der rechte Erbe; die andern zwei, die so gut geschossen haben, sind es nicht. Denn ein ächter Sohn kann das Herz seines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeile durchbohren."

O Heil dem Kind', das seine Aeltern liebt,
Um Alles von der Welt sie nicht betrübt.

38.

Das neue Kleid.

Frau von Thalheim ließ ihrer Tochter auf das Weihnachtsfest ein neues Kleid von himmelblauem Atlas machen. Der Schneider brachte es noch spät am Weihnachtabende. Fräulein Appollonie zog das Kleid sogleich an, um zu sehen, ob es recht gemacht

sey. Es war zu ihrer großen Freude ihr wie angegossen.

Die Mutter sprach, indem sie das Geld zählte, zu Apollonie: „Es ist heute Abend sehr kalt! Bring dem geschickten Kleidermacher ein Gläschen von unserm guten Liqueur. Zünde aber ein Licht an; denn es ist bereits ziemlich dunkel, zumal draußen im Kämmerchen.“

Apollonie ging, brachte eine gläserne Flasche, reichte dem Meister ein gefülltes Gläschen, und blieb voll Freundlichkeit vor ihm stehen, um ihm nochmal einzuschenken. Der Mann nahm den Mund ziemlich voll — sprudelte aber erschrocken sogleich alles wieder heraus.

Apollonie war zu bequem gewesen, ein Licht anzuzünden, und hatte anstatt der Flasche mit dem dunkelrothen Getränke die Tintenflasche erwischt. Ihr schönes himmelblaues Kleid war über und über so dicht mit großen und kleinen Tintenflecken besäet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war. Das arme Mädchen weinte heiße Thränen; die Mutter aber sprach: „So geht's, wenn man nicht gehorsam ist; du kannst nun morgen in deinem alten Kleide zur Kirche gehen, und bevor ein Jahr vorüber ist, laß ich dir kein neues mehr machen.“

Der Vater, der eben zur Thür herein kam, machte über die Begebenheit noch eine besondere Anmerkung. „Der Thor,“ sagte er, „der die Finsterniß dem Lichte

und die Dummheit dem Verstande vorzieht, mag hier die Richtigkeit des Spruches erkennen:

Fehlt es im Haus — und Kopf' am Lichte,
So gibt's manch' garstige Geschichte."

39.

Der alte Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf, und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Tagwerker sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und schneiete und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden war, und in dem Dorfe sich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers, und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und sieh! am späten Abende kam ein junger, schöner Offizier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Brust in das Dorf geritten, und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolph!" rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolph hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen, und war wegen seiner vorzüglichen Gei-

stesgaben, wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er hörte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweisers sich überzeugt, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freuden, und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet.

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet auch der liebe Gott.“

40.

Die Schuhe.

Der arme Meinrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber so gering, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr an den Füßen; denn es war bereits spät im Herbste, und das Wetter sehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der

wegen Diebstahls schon ein Paar Male in das Zuchthaus gesperrt worden war, und sagte: „Mein Handwerk ist einträglicher. Geh zu mir in den Dienst, so laß ich dir neue Schuhe machen. Dann darfst du dich nicht mehr so quälen, und nicht mehr im Kothe barfuß gehen.

Allein der Knabe antwortete: „Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Koth beschmutzen, als die Hände — und die Seele mit schlechten Thaten beflecken.

Arm, doch ehrlich und gerecht,
Das ist mehr, als reich — und schlecht."

41.

Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmied Ohnerast saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte, und hämmerte darauf los, daß die Funken umher sprühten.

Der Sohn seines reichen Nachbars, des Herrn von Berg, kam täglich herüber, und sah ihm oft Stunden lang zu.

„Lernen Sie zum Zeitvertreibe auch einen Nagel machen, junger Herr," sagte einst der Nagelschmied; „denn wer weiß, wozu dies einmal gut ist."

Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Amboß, und erwarb

sich bald die Geschicklichkeit, daß er einen guten brauchbaren Schuhnagel zu Stande bringen konnte.

Der alte Herr von Berg starb; der Sohn aber verlor durch den Krieg seine Güter, und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In diesem Dorfe lebten mehrere Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel in die Stadt trugen, und sie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Armee gefertigt.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend ging, besann sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm behülflich seyn wollten, eine Werkstätte zu errichten. Sie halfen ihm dazu, und nun ernährte er sich sehr reichlich.

„Es ist doch gut," sagte er oft, „wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hunderttausend Gulden feil gewesen wäre."

Ein Handwerk, welches man recht kann,
Ernähret sicher seinen Mann.

42.

Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters mit einander uneins wurden. Ueber dem Zanken und

Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu Nutzen zu machen, und die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbtheil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, welcher diesen Bündel Stäbe entzwei bricht, zahle ich hundert große Thaler baar."

Einer nach dem Andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem vergeblichen Bemühen: „Es ist gar nicht möglich!"

„Und doch," sagte der Vater, „ist nichts leichter." Er löste den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei" riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!"

Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen, und Niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umher liegen."

Das Haus, die Stadt, das ganze Land,
Besteht nur durch der Eintracht Band.

43.

Die Kette.

Simon war ein unredlicher Bursche, und um nichts besser, als ein Dieb. Er stahl zwar nicht gerade zu; allein wo er etwas fand, behielt er es für sich, wenn er gleich vermuthen konnte, wem es gehöre.

Eines Morgens ging er an der Schmiede vorbei. Nicht weit von der Thür lag eine schöne eiserne Kette auf dem gepflasterten Boden. Simon schaute erst sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe — und griff dann geschwind nach der Kette. Aber plötzlich that er einen entsetzlichen Schrei, und ließ die Kette wieder fallen. Die Kette war beinahe glühend heiß, und er hatte sich alle fünf Finger jämmerlich verbrannt.

Der Schmied, der die heiße Kette dahin gelegt hatte, damit sie sich abkühle, kam auf den Schrei zur Thür heraus, und sagte: „Es ist dir recht geschehen, daß du dir deine Diebsfinger verbrannt hast. Damit dir nicht ein noch größeres Uebel widerfahre, so laß dir's gesagt seyn:

Die fremden Sachen rührt ein braver Mann
So wenig als ein glühend Eisen an."

44.

Der Strick.

Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick, und stritten und zankten sich darum, daß Berg und Thal widerhallten. Veit hielt den Strick an dem einen Ende, Klaus zog an dem Andern Ende, und Einer suchte ihn dem andern mit Gewalt aus den Händen zu reißen. Auf einmal riß der Strick entzwei, und beide Knaben fielen jämmerlich in den Koth.

Ein Mann, der dazu gekommen war, sagte: „So geht's den Streitsüchtigen! Ueber ein kleines schlechtes Ding fangen sie großen Lärm und Zank an, und was haben am Ende beide Theile gewonnen? Nichts, als daß sie sich mit Spott und Schande bedecken, wie ihr beide jetzt mit Koth beschmutzt seyd."

Sey friedsam; denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das dich nicht erfreut.

45.

Der Jahrmarkt.

Eine wohlhabende Frau auf dem Lande hatte keine Kinder, und wollte daher ein fleißiges und sittsames Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen.

Sie begab sich deßhalb einstens dahin, und kaum war ihr Vorhaben bekannt geworden, so fanden sich

auch sogleich mehrere Mädchen bei ihr ein, empfahlen sich ihr, und rühmten sich mit ihr verwandt zu seyn.

Die Frau ließ dieses vorerst auf sich beruhen, und gab jedem der Mädchen ein Geldstück, indem sie sagte: „Es ist heute Jahrmarkt; kauft euch auf dem Markte selbst etwas von dem ein, was euch lieb und werth ist. Dann kommt aber wieder, und laßt mich sehen, was ihr gekauft habt."

Die Mädchen eilten fort, und kamen voll Freuden wieder zurück. Fast alle brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaaren, und zeigten die vermeinten Herrlichkeiten der Base.

Nur ein einziges Mädchen, die arme Auguste, hatte nichts von dergleichen Dingen gekauft, sondern ein Gebetbüchlein und einen Spinnrocken nebst einem Dutzend Spindeln.

Das gefiel der Frau. Sie nahm Augusten freundlich bei der Hand, und sagte: „Es freut mich, liebes Kind, daß du deinen Sinn schon frühe auf das Beten und Arbeiten richtest. Die Andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Putz und Eitelkeit mehr gelegen ist, als an Frömmigkeit und Arbeitsamkeit. Du bist von nun an meine Tochter! Fahre so fort, werde immer frömmer und besser, und sey immer fleißig, so wird der liebe Gott immer mit dir seyn, und sein Segen wird dir überall folgen. Arbeite

fleißig, bete gern, das ziert dich mehr als Band und Stern.

Des Menschen ganzer Werth besteht
In treuer Arbeit und Gebet."

46.

Die Maskerade.

Ein Edelmann gab einigen Gästen eine prächtige Abendmahlzeit. Während man an der Tafel saß, kamen zwei Masken in den Saal, die nicht größer waren, als Kinder von fünf bis sechs Jahren, und einen vornehmen Herrn und eine vornehme Frau vorstellten. Der Herr hatte ein scharlachrothes Kleid mit goldenen Borden an; seine große wollichte Perücke war schneeweiß gepudert, und in der Hand hielt er einen bordirten Hut. Die Frau war in goldgelben Taffet mit silbernen Flittern gekleidet, und hatte ein niedliches Hütchen mit hohen Federn auf dem Kopf, und einen Fächer in der Hand. Beide tanzten sehr zierlich und machten öfter sehr köstliche Sprünge. Jedermann sagte, man könne die Geschicklichkeit dieser artigen Kinder nicht genug bewundern.

Da nahm ein alter Offizier, der mit zu Tische saß, einen Apfel von der Tafel, und warf ihn zwischen das tanzende Paar. Plötzlich stürzten Herr und Dame auf den Apfel los, stritten und zerrten sich darum wie wüthend, rissen sich Masken und

Kopfputz ab — und anstatt des Paars geschickter Kinder kam ein Paar garstiger Affen zum Vorschein. Alle an der Tafel erhoben ein lautes Gelächter; der alte Offizier aber sprach sehr ernsthaft: „Affen und Narren mögen sich immerhin prächtig herausputzen; es kommt doch bald an den Tag, wer sie sind."

Was nützt ein prächtiges Gewand,
Fehlt dir's an Tugend und Verstand.

47.

Der Schatz im Walde.

Ambros besuchte in einem benachbarten Dorfe seine Großmutter, und sie schenkte ihm einen Korb voll Aepfel. Wie er nun mit seinem Aepfelkorb auf dem Kopfe am späten Abende durch den dunklen Wald nach Hause ging, sah er unter einem alten Eichbaume etwas glänzen, wie lauter Silber. „Das ist ein Schatz!" dachte er, schüttete die Aepfel auf die Erde, füllte den Korb mit den gefundenen Kostbarkeiten, und lief damit voll Freude nach Hause. Als er aber den Fund am nächsten Morgen beim Lichte der Sonne betrachtete, sieh, da hatte er für seine schönen Aepfel, die in der vergangenen Nacht von den Wildschweinen aufgezehrt worden — nichts, als faules Holz, das manchmal im Dunkeln leuchtet.

Es ist beim Strahl des rechten Lichts
Manch Erdenglück ein glänzend Nichts.

wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen; sie verkünden uns die Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters.

Mein Gewissen sagt mir, was ich zu thun und zu lassen habe.

Die heilige Schrift aber, dieses Buch aller Bücher, lehrt uns, wie Gott sich von Erschaffung der Welt an, den Menschen geoffenbart, und wie der Sohn Gottes unser Herr und Heiland Jesus Christus, in diese Welt gekommen ist, und was Er geboten und verheißen, gethan und gelitten hat, um uns heilig und selig zu machen."

Was wir glauben, hoffen, lieben,
Was wir thun und meiden müssen,
Steht in Gottes Wort geschrieben,
In der Schöpfung, im Gewissen.

50.

Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeers, wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine Felsenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wußten nichts

mehr von dem großen, festen Land; Brod, Milch, Obst, und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Aeltern hatten eine große Freude, und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, Alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen — und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache bretterne Fahrzeug stieg, und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es besser — und ihr Alle kommt ja bald nach!"

Als das Schifflein wieder kam, und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns Alle wieder!"

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern, und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Aeltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O wie thöricht war unsere

wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen; sie verkünden uns die Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters.

Mein Gewissen sagt mir, was ich zu thun und zu lassen habe.

Die heilige Schrift aber, dieses Buch aller Bücher, lehrt uns, wie Gott sich von Erschaffung der Welt an, den Menschen geoffenbart, und wie der Sohn Gottes unser Herr und Heiland Jesus Christus, in diese Welt gekommen ist, und was Er geboten und verheißen, gethan und gelitten hat, um uns heilig und selig zu machen."

Was wir glauben, hoffen, lieben,
Was wir thun und meiden müssen,
Steht in Gottes Wort geschrieben,
In der Schöpfung, im Gewissen.

50.

Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeers, wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine Felsenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wußten nichts

mehr von dem großen, festen Land; Brod, Milch, Obst, und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Aeltern hatten eine große Freude, und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, Alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen — und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache bretterne Fahrzeug stieg, und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es besser — und ihr Alle kommt ja bald nach!"

Als das Schifflein wieder kam, und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns Alle wieder!"

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern, und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Aeltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O wie thöricht war unsere

Furcht!" sagten die Kinder; „nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen."

„Liebe Kinder," sprach der Vater, „unsere Ueberfahrt von der wüsten Insel in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung.

Es steht uns Allen noch eine weitere Reise in ein viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein, wiewohl nur schwaches Bild des Himmels; die Ueberfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, auf der uns schwarz gekleidete Männer einst forttragen werden. Aber, wenn jene Stunde schlägt, da wir, ich, eure Mutter oder ihr, diese Welt verlassen müssen: so erschreckt nicht. Der Tod ist für fromme Menschen, die Gott lieb gehabt und seinen Willen gethan haben, nichts als ein Uebergang in's bessere Land."

Der Christ soll Tod und Grab nicht scheuen,
Er darf sich auf den Himmel freuen;
Ihn führet Gottes Vaterhand
Hinüber in das bess're Land.

Vierte Abtheilung.

1.

Der gute Vater.

Ein guter Vater hielt sich wichtiger Geschäfte wegen in der Hauptstadt auf; die Mutter und die Kinder lebten indessen weit von ihm entfernt, auf dem Lande.

Da schickte der Vater den Kindern einmal eine große Kiste voll schöner Sachen und schrieb ihnen: „Liebe Kinder! Seyd fromm und gut, dann dürft ihr bald zu mir kommen. Dahier, wo ich wohne, habe ich noch viel schönere Geschenke für euch aufbewahrt.“

Die Kinder hatten eine große Freude und sagten: „Wie gut ist doch unser Vater! Wie liebt er uns, daß er uns so reichlich beschenkt! Wir wollen ihm gewiß recht dankbar seyn, und Alles thun,

was in dem Briefe steht. O wie freuen wir uns den guten Vater einmal zu sehen!"

Die Mutter sprach hierauf: „Liebe Kinder! Euer Vater auf Erden ist wohl recht gütig gegen euch, allein noch viel gütiger ist der himmlische Vater gegen alle Menschen.

Wir sehen jetzt den lieben Gott freilich noch nicht, wie ihr euren Vater jetzt nicht seht. Allein Gott läßt uns — Sonne, Mond und Sterne leuchten, und Blumen, Obst und Feldfrüchte wachsen. Durch diese reichen Geschenke gibt Er uns Seine Liebe zu erkennen. Die heilige Schrift, aus der ich euch schon Vieles erzählt und vorgelesen habe, ist gleichsam ein Brief von Ihm, darin Er uns Seinen Willen offenbaret, und uns den Himmel verspricht. O dort warten noch schönere Gaben und größere Freuden auf uns, als diese Welt uns geben kann!

Wir wollen Gott wieder lieben, Seinen Willen thun, und auf den Himmel hoffen. Dort werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, und unsere Seligkeit wird unbeschreiblich groß seyn."

Gott ist die laut're Lieb' und Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe.

Anton vollendete seine Lehrjahre treu und redlich, ward dann selbst Handlungsdiener, und erwarb sich durch Fleiß und Geschicklichkeit einiges Vermögen.

Endlich vernahm er, sein Vater befinde sich als Sklave in der Türkei, und er entschloß sich augenblicklich, ihn zu befreien. Er zog all' sein erspartes Geld ein, verkaufte seine besten Kleider und Alles, was er sonst an Geldeswerth hatte, verdingte sich, um die Kosten der Fahrt über das Meer zu verdienen, als Schiffsknecht, kam zu dem reichen Türken, dessen Sklave sein Vater war, und erbot sich, seinen Vater loszukaufen.

Allein der Türke forderte eine so große Summe Geldes, daß Alles, was Anton mitgebracht hatte, nicht zur Hälfte hinreichte. „Nun denn," sprach Anton, „so nimm mich anstatt meines Vaters als Sklaven an. Ich bin jung, und kann dir mehr Dienste leisten, als mein Vater, der bereits alt ist."

Auf Befehl des Türken kam der Vater, fiel seinem Sohne erstaunt um den Hals, und beide weinten heiße Thränen. Als der Vater aber hörte, sein Sohn wolle für ihn Sklave werden, weinte er noch heftiger, und wollte es durchaus nicht zugeben.

Der Sohn aber sprach unter Thränen: „O liebster Vater! Ich bin nicht nur bereit für dich die Sklavenkette zu tragen, sondern selbst das Leben zu

geben. Nimm das Lösegeld, das ich mitbrachte, zum Reisegeld, und lebe wohl!"

Da wurde der Türke bis zu Thränen gerührt, und sagte zu Anton: „Du bist ein treuer, edler Sohn! Ich schenke deinem Vater die Freiheit unentgeltlich, und gebe dir so viel Geld, daß ihr beide ein eigenes Handelshaus errichten könnet. Denn du, lieber Anton, hast gehandelt, wie ein guter Sohn nach Gottes Willen sich gegen seinen Vater betragen soll."

Ein gutes Kind wird selbst das Leben
Aus Liebe für die Aeltern geben.

4.

Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Ernte kamen zwei rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauern: „Wir beide wollen euch die ganze Erntezeit hindurch helfen, euer Getreide herein zu bringen, wenn ihr uns die Kost und zehn Thaler Lohn gebt!"

„Zehn Thaler ist zu viel," sagte der Bauer; „ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug." „Nein," sagten die Jünglinge, „es müssen gerade zehn Thaler seyn; mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollt ihr uns nicht so viel geben, so bieten wir unsre Dienste einem Andern an."

„Wozu habt ihr denn so viel Geld nothwendig?“ fragte der Bauer. „Seht,“ sagten sie, „wir haben zu Hause einen jüngern Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwei ältere Brüder uns denn verabredet, dieses Geld zu verdienen.“

„Nun wohl,“ sagte der Bauer, „wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr so fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden seyn kann.“

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Erntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichtes; sie waren Morgens am frühesten auf, und legten sich Abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Ernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Thaler, und sprach: „Ihr habt euern Lohn redlich verdient, und da gebe ich Jedem von euch noch einen Thaler darüber.“

Wenn Geschwister einig leben,
Treulich sich zu helfen streben —
Kann es etwas Schön'res geben?

geben. Nimm das Lösegeld, das ich mitbrachte, zum Reisegeld, und lebe wohl!"

Da wurde der Türke bis zu Thränen gerührt, und sagte zu Anton: „Du bist ein treuer, edler Sohn! Ich schenke deinem Vater die Freiheit unentgeltlich, und gebe dir so viel Geld, daß ihr beide ein eigenes Handelshaus errichten könnet. Denn du, lieber Anton, hast gehandelt, wie ein guter Sohn nach Gottes Willen sich gegen seinen Vater betragen soll."

Ein gutes Kind wird selbst das Leben
Aus Liebe für die Aeltern geben.

4.

Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Ernte kamen zwei rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauern: „Wir beide wollen euch die ganze Erntezeit hindurch helfen, euer Getreide herein zu bringen, wenn ihr uns die Kost und zehn Thaler Lohn gebt!"

„Zehn Thaler ist zu viel," sagte der Bauer; „ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug." „Nein," sagten die Jünglinge, „es müssen gerade zehn Thaler seyn; mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollt ihr uns nicht so viel geben, so bieten wir unsre Dienste einem Andern an."

„Wozu habt ihr denn so viel Geld nothwendig?“ fragte der Bauer. „Seht,“ sagten sie, „wir haben zu Hause einen jüngern Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwei ältere Brüder uns denn verabredet, dieses Geld zu verdienen.“

„Nun wohl,“ sagte der Bauer, „wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr so fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden seyn kann.“

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Erntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichtes; sie waren Morgens am frühesten auf, und legten sich Abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Ernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Thaler, und sprach: „Ihr habt euern Lohn redlich verdient, und da gebe ich Jedem von euch noch einen Thaler darüber.“

Wenn Geschwister einig leben,
Treulich sich zu helfen streben —
Kann es etwas Schön'res geben?

5.

Die ungleichen Brüder.

1.

Der leichtsinnige Valentin nahm seinen jüngern Bruder Philipp mit an den Fluß, stieg mit ihm in ein Schifflein, und stieß vom Lande.

Der reißende Strom warf das Schifflein an die Felsen, daß es in Stücke zerbrach. Valentin schwamm mühsam an den steilen Felsen umher, konnte aber nirgends daran emporklimmen; den Philipp riß der Fluß weit mit sich fort.

Ein Fischer, der das Geschrei der beiden Knaben gehört hatte, lief herbei, sprang in das Wasser, schwamm mit eigener großen Lebensgefahr dem kleinen Philipp nach, erreichte ihn, brachte ihn glücklich an das Land, und freute sich unbeschreiblich, ihn gerettet zu haben.

Es wagt ein edler guter Mann
Für And're gern das Leben d'ran.

2.

Während der gute Fischer den Philipp aus dem Wasser heraus holte, war Valentin ertrunken. Die Leute, die zusammen gelaufen waren, sagten zu dem Fischer: „Da du nicht alle beide retten konntest — warum hast du dein Leben daran gewagt, diesem zu

helfen? Den andern hättest du ja ohne große Mühe und mit geringerer Gefahr aus dem Wasser ziehen können!"

Der Fischer sprach: „Der leichtfertige Valentin, der ertrunken ist, hat mir oft Fische und Krebse gestohlen, und mir Vieles an meinen Netzen verdorben; der gute Philipp hat mir, als ich wegen eines bösen Fußes lange nichts verdienen konnte, oft sein Abendbrod gebracht, und mir manchen Kreuzer geschenkt. Wie hätte ich nun einen so guten Knaben nicht zuerst retten sollen!"

Es bringt gar oft auf Erden schon
Das Böse Straf', das Gute Lohn.

6.

Die fromme Schwester.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen, und es uns recht wohl schmecken lassen!"

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so geh' ich mit dir."

„Nun," sagte Jakob, „so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahmes verzehren."

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet."

„So komm mit mir in die Küche," sagte Jakob; „in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig. In diesem wollen wir unser Brod eintunken."

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin herein sehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt."

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen," sagte Jakob. „Dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß Niemand sieht."

Anna sprach: „O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und in's Dunkle sieht?"

Jakob erschrak und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun."

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten stand geschrieben:

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Gott überall zugegen ist.

7.

Die liebevollen Schwestern.

Eine vermögliche Frau hatte ein armes Waisenmädchen an Kindes statt angenommen. Das Mädchen war überaus fromm, folgsam, fleißig, und immer freundlich und fröhlich.

Da sagte die Frau einmal: „Therese, weil du ein so gutes Kind bist, so will ich dich auf das nahe Weihnachtsfest neu kleiden lassen. Ich habe mit der Handelsfrau schon gesprochen. Da hast du das Geld; geh hin und hole dir den schönen Zeug von himmelblauer Farbe, der dir so wohl gefällt.“

Die Frau gab ihr zwei große Thaler. Therese betrachtete das Geld, und sagte: „Ach, liebste Pflegemutter! Ich habe schon Kleider genug. Meine Schwester Franziska ist aber an keinen so guten Ort gekommen, wie ich. Sie ist sehr ärmlich gekleidet. Es würde sie betrüben, wenn sie das schöne neue Kleid an mir sähe. Darf ich ihr diese zwei Thaler nicht schicken? Sie hat mich so lieb, und als ich krank lag, eilte sie sogleich hieher, und war mir die liebreichste Krankenwärterin.“

„Du gutes Kind,“ sagte die Frau, „schreib deiner Schwester, sie soll zu uns kommen. Ich will euch dann beide gleich kleiden lassen. Da ihr gleiche

9.

Der Edelknabe.

Ein Edelknabe, Namens August, hatte in dem Vorzimmer des Königs die Nachtwache. Der König konnte nicht schlafen, und klingelte, um sich ein Buch bringen zu lassen.

Allein August war fest eingeschlafen, und hörte es nicht. Der König klingelte öfters und immer stärker; aber vergebens. Endlich kam er selbst aus seinem Schlafzimmer heraus in das Vorzimmer.

Der noch zarte Jüngling saß in tiefem Schlafe an einem Schreibtische, auf dem ein brennendes Kerzenlicht stand; ein Brief, den er noch nicht ganz zu Ende geschrieben hatte, lag vor ihm.

Der König las den Brief, der so anfieng: Liebste Mutter! Es ist heute bereits die dritte Nacht, daß ich für die andern Edelknaben die Nachtwache übernommen habe Ich kann es beinahe nicht mehr aushalten. Aber wie freue ich mich, daß ich auf diese Art seit einigen Wochen her zehn Thaler verdient habe. Ich schicke sie Ihnen, damit Sie in Ihren dürftigen Umständen einige Erquickung finden mögen.

Diese kindliche Liebe gefiel dem Könige überaus wohl. Er holte eine Rolle Goldstücke, und steckte sie dem guten Sohne in seine Rocktasche. Der König

war überzeugt, August werde das Geschenk seiner Mutter schicken, und begab sich wieder zur Ruhe.

Als der Edelknabe erwachte, und in seiner Tasche das Geld fand, merkte er wohl, wer ihn so reichlich beschenkt habe. Sobald Morgens der König aus seinem Schlafzimmer heraus kam, fiel August ihm zu Füßen, dankte ihm für das reiche Geschenk, und bat wegen seines Fehlers ihn um Verzeihung.

Der König lobte die kindliche Liebe des guten Sohnes, setzte von dieser Zeit an großes Zutrauen in ihn, und beförderte ihn in der Folge zu hohen Ehrenstellen. August aber verwaltete die ihm anvertrauten Aemter auf's gewissenhafteste — aus frommer Ehrfurcht gegen Gott und treuer Anhänglichkeit an den König.

Die treue Lieb', womit ein Kind die Aeltern ehrt,
Auch gegen Gott und König sich bewährt.

10.

Der fröhliche Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe, und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich, und sprach zu ihm: „Warum bist du denn so gar lustig, lieber Kleiner?"

9.

Der Edelknabe.

Ein Edelknabe, Namens August, hatte in dem Vorzimmer des Königs die Nachtwache. Der König konnte nicht schlafen, und klingelte, um sich ein Buch bringen zu lassen.

Allein August war fest eingeschlafen, und hörte es nicht. Der König klingelte öfters und immer stärker; aber vergebens. Endlich kam er selbst aus seinem Schlafzimmer heraus in das Vorzimmer.

Der noch zarte Jüngling saß in tiefem Schlafe an einem Schreibtische, auf dem ein brennendes Kerzenlicht stand; ein Brief, den er noch nicht ganz zu Ende geschrieben hatte, lag vor ihm.

Der König las den Brief, der so anfieng: Liebste Mutter! Es ist heute bereits die dritte Nacht, daß ich für die andern Edelknaben die Nachtwache übernommen habe Ich kann es beinahe nicht mehr aushalten. Aber wie freue ich mich, daß ich auf diese Art seit einigen Wochen her zehn Thaler verdient habe. Ich schicke sie Ihnen, damit Sie in Ihren dürftigen Umständen einige Erquickung finden mögen.

Diese kindliche Liebe gefiel dem Könige überaus wohl. Er holte eine Rolle Goldstücke, und steckte sie dem guten Sohne in seine Rocktasche. Der König

war überzeugt, August werde das Geschenk seiner Mutter schicken, und begab sich wieder zur Ruhe.

Als der Edelknabe erwachte, und in seiner Tasche das Geld fand, merkte er wohl, wer ihn so reichlich beschenkt habe. Sobald Morgens der König aus seinem Schlafzimmer heraus kam, fiel August ihm zu Füßen, dankte ihm für das reiche Geschenk, und bat wegen seines Fehlers ihn um Verzeihung.

Der König lobte die kindliche Liebe des guten Sohnes, setzte von dieser Zeit an großes Zutrauen in ihn, und beförderte ihn in der Folge zu hohen Ehrenstellen. August aber verwaltete die ihm anvertrauten Aemter auf's gewissenhafteste — aus frommer Ehrfurcht gegen Gott und treuer Anhänglichkeit an den König.

Die treue Lieb', womit ein Kind die Aeltern ehrt,
Auch gegen Gott und König sich bewährt.

10.

Der fröhliche Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe, und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich, und sprach zu ihm: „Warum bist du denn so gar lustig, lieber Kleiner?“

allem Reichthume, womit die Gnade meines Königs mich überhäuft hat!"

Ein frommes Herz, ein froher Muth
Macht glücklicher, als Geld und Gut.

12.

Der junge Korbflechter.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Aeltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob aber, der Sohn des armen Nachbars, lernte mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten, und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beiden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an dem Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwei Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fieng an, ein

zierliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei, und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten unter ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie räumten dem Jakob eine Hütte ein, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard solle auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schlugen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte auf ihren Befehl seinen Sammetrock dem Jakob geben, Jakobs schlechten, rauhen Kittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geschickte Hand,
Erwirbt sich Brod in jedem Land.

13.

Der kleine Fischer.

Dionys, ein leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischgrube unweit des Dorfes, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme,

allem Reichthume, womit die Gnade meines Königs mich überhäuft hat!"

Ein frommes Herz, ein froher Muth
Macht glücklicher, als Geld und Gut.

12.

Der junge Korbflechter.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Aeltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob aber, der Sohn des armen Nachbars, lernte mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten, und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beiden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an dem Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwei Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fieng an, ein

niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei, und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten unter ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie räumten dem Jakob eine Hütte ein, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard solle auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schlugen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte auf ihren Befehl seinen Sammetrock dem Jakob geben, Jakobs schlechten, rauhen Kittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geschickte Hand,
Erwirbt sich Brod in jedem Land.

13.

Der kleine Fischer.

Dionys, ein leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischgrube unweit des Dorfes, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme,

so tief er konnte, in das Wasser, und wühlte lange darin herum.

„Ha," sagte er, „endlich habe ich einmal einen herrlichen Fisch; es ist, glaube ich, gar ein Aal." Er zog den Arm heraus — und sieh, um seine Hand wand sich eine gräuliche Wasserschlange. Er that vor Entsetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser, und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken; denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm.

„Dieses Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen lassen," sagte der Fischer. „Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Gereicht uns immer zum Verderben."

14.

Die faulen Mägde.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwei Mägde alle Morgen zur Arbeit, sobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig, und brachten ihn um, damit sie länger

schlafen dürften. Allein die alte Hausmutter, die wenig schlafen konnte, und jetzt gar nicht mehr wußte, wie sie in der Zeit war, weckte die Mägde von nun immer noch früher, ja oft schon um Mitternacht.

Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt Mancher sich in größere Leiden.

15.

Die eitle Philippine.

Philippine trat Morgens an einem Sonntage festlich gekleidet aus der Hausthür. „Ei, wie schön und hold, wie frisch und roth!“ sagte ein fremder Mann, der eben mit dem Nachbar redete.

Philippine neigte sich höflich gegen ihn, und dankte ihm für den Lobspruch. Beide Männer fingen an zu lachen. Der Nachbar aber sprach: „Dich hat er nicht gemeint, du eitles, bleiches Kind; sondern die schöne Rose, die du vor die Brust gesteckt hast. Diese Rose ist die erste, die wir in diesem Jahre sehen.“

Wie oft betrügen Eitle sich,
Und machen sich nur lächerlich!

16.

Die hochmüthige Albertine.

Fräulein Albertine wohnte in einem prächtigen Schlosse, und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr, und sprach: „Mein Vater, der todkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl etwas Wichtiges seyn, was so ein armer Mann mit mir zu reden hat! Geh', ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Ueber eine Weile kam Maria wieder, und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen, und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr so lange warten.“

Fräulein Albertine eilte nun, so sehr sie konnte; als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen; ließ bald da, bald dort im Schlosse die

Mauern aufbrechen; fand aber nicht das Geringste von einem Schatz.

O, wie bereute sie es nun, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte! Obwohl diese Reue zum Theil nur aus Eigennutz herkam, und deßhalb nicht viel werth war, so sah sie doch die Wahrheit der Worte ein:

Ein stolzer Sinn, ein hartes Herz
Bereitet sich und Andern Schmerz.

17.

Das geschickte Dienstmädchen.

Lenchen war sehr geschickt; sie bildete sich aber auf ihre Geschicklichkeit nicht wenig ein. Ihre Mutter verdingte sie als Dienstmädchen zu einer Bäuerin, und sagte beim Abschiede: „Bitte täglich Gott, daß Er dir in deinem Dienste Glück und Segen gebe." Lenchen aber sagte: „Mir ist nicht bange; ich verlasse mich auf meine Geschicklichkeit."

Sogleich am ersten Morgen sollte Lenchen einheizen, und bemühte sich eine halbe Stunde lang vergebens, Feuer zu schlagen; endlich lief sie zur Nachbarin, Licht zu holen. Allein sie glitschte auf dem Eise und zerbrach die Laterne. Da bekam sie schon den ersten Verweis; indeß entschuldigte sie

sich damit, von dem Thauwetter sey der Zunder feucht geworden und auf der Straße Glatteis entstanden.

Hierauf mußte Lenchen in der Kammer unter dem Dache ein Körbchen voll Eier holen. Wie sie das Körbchen nehmen wollte, sprang eine Maus, die sich dahinter versteckt hatte, plötzlich hervor, und Lenchen erschrak so sehr, daß ihr das Körbchen aus der Hand fiel und die Eier zerbrachen. Die Bäuerin, die noch wegen der Laterne zornig war, achtete wenig auf Lenchens Entschuldigung, und gab ihr einen noch schärferen Verweis.

Ueber eine Weile wollte Lenchen mit einem irdenen Topf voll Milch, den sie sehr vorsichtig auf dem Kopfe trug, zur Hausthür hineingehen. Allein ein Eiszapfen fiel vom Dache in den Topf und schlug ihm den Boden aus. Als Lenchen, ganz mit Milch übergossen, in die Stube trat, ward die Bäuerin so aufgebracht, daß sie Lenchen gar nicht zu Worte kommen ließ, und sie als ein ungeschicktes, tölpisches Mädchen fortschickte.

Lenchen kam beschämt und mit verweinten Augen nach Hause, und die Mutter sagte: „Siehst du nun, wie nöthig es sey, um Gottes Segen zu bitten! Tausend kleine Umstände sind nicht in unserer Gewalt, und nur Gott kann sie so lenken, daß sie uns unschädlich oder gar nützlich werden.“

Der Mensch bringt ohne Gottes Segen,
Nicht das geringste Werk zuwegen.

18.

Der muthwillige Spötter.

Andreas, ein blinder Jüngling, ging einst mit Hülfe seines Stabes sehr langsam und bedächtlich aus der Kirche nach Hause. Lukas, ein muthwilliger Bauernbursch, spottete über ihn, und rief: „Wollen wir nicht mit einander eine Wette anstellen? Gilt's zehn Thaler, ich laufe schneller, als du?"

Der Blinde Andreas sagte: „Ja, es gilt — wenn ich einen Weg wählen darf, den ich kenne, und eine Zeit, die mir gelegen ist." Lukas schlug sogleich mit Lachen ein, und nahm alle Umstehenden zu Zeugen. Der blinde sagte: „Nun gut! So wollen wir heute Nacht um zwölf Uhr zur Wette in die Stadt laufen."

Mit dem zwölften Glockenschlage gingen sie ab. Die Nacht war sehr finster und der Weg führte durch einen dunkeln Wald. Andreas, welchem Tag oder Nacht einerlei war, erreichte noch vor Anbruch der Morgenröthe die Stadt. Der spöttische Lukas aber verirrte sich im Walde, stieß bald den Kopf an einen Baumast, fiel bald über eine Wurzel, verwickelte sich bald in den Dornen, und kam erst in der Stadt an, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Er mußte die zehn Thaler bezahlen, und Jedermann sagte: „Es ist ihm recht geschehen, und er hätte noch eine größere Strafe verdient."

Treib mit Unglücklichen nie Spott,
Sonst straft dich der gerechte Gott.

19.

Der Horcher.

Anselm hatte den Fehler, daß er gern horchte. Der Vater warnte ihn oft; allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten, und sagte, er habe Einiges in Geheim mit ihm zu reden. Der Vater ging mit ihm in das Gartenhaus, und machte die Thür zu.

Anselm schlich sogleich herbei, und hielt das Ohr an ein kleines Astloch, das in der Thür war. Allein auf einmal ward ihm ganz wunderlich in seinem Ohre. Es war ihm, als krieche und krabbele etwas darin herum, und bald darauf empfand er so entsetzliche Schmerzen, daß er laut schreien mußte, und fast von Sinnen kam.

Der Vater eilte mit dem Bürger erschrocken aus dem Gartenhause. Man ließ einen Arzt holen. Dieser spritzte dem Anselm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohre hervor, der sich

in dem Astloche versteckt hatte, und dem Anselm in das Ohr gekrochen war.

„Bist du nun für dein Horchen bestraft?" sagte der Vater. „Laß es dir künftig zur Warnung dienen! Manchem Horcher sind schon viel schlimmere Würmer, als ein Ohrwurm, in das Ohr, ja in Kopf und Herz gekrochen; ich meine Mißverständnisse, Haß und Feindschaft. Du mußt dir diesen Fehler abgewöhnen, wenn du einst ein braver Mann werden willst."

Ein Mann von Ehre und Verstand
Schämt sich des Horchens an der Wand.

20.

Die reinliche Wirthin.

Ein Küfer aus der Stadt besserte einem Wirthe auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirthin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Nun, Frau Sonnenwirthin, wie geht's?" fragte der Küfer. „Nicht zum Besten," sagte die Wirthin. „Die Leute aus der Stadt kehren fast alle bei meinem Nachbar, dem Sternwirthe ein; meinen Wein aber, der offenbar viel besser ist, verschmähen sie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt."

Der Küfer sprach: „Ich könnte es der Frau

könnte. Da fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohnte, und arm und alt war, krank liege. „Diese will ich heute besuchen," sagte sie; „spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen."

Sie nahm das einzige Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Kunigunde," sagte sie, „ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Möchtest du nicht zu mir ziehen, und meine Krankenwärterin werden? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen, und dein Spinnen und meine kleine Erbschaft würden wohl hinreichen, uns beide zu ernähren." Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog sogleich zu ihr, und konnte nun nach langer Zeit das erste Mal wieder ruhig und sorgenfrei schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr so wohl gefallen hatte, sehr oft:

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht;
Das macht den Tag erträglich,
Und eine gute Nacht.

22.

Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein, und wäre bald ertrunken. Allein der Schmid, der jenseits des Baches wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmid es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fing in dem brennenden Hause an zu schreien; allein kein Mensch wollte sich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, sprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmid in die Arme und sagte:

„Gott sey gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hülfe Eure Tochter aus dem Feuer errettet.“

Dem, der sich Andern hülfreich zeigt,
Sind sie zu helfen auch geneigt.

könnte. Da fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohnte, und arm und alt war, krank liege. „Diese will ich heute besuchen," sagte sie; „spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen."

Sie nahm das einzige Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Kunigunde," sagte sie, „ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Möchtest du nicht zu mir ziehen, und meine Krankenwärterin werden? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen, und dein Spinnen und meine kleine Erbschaft würden wohl hinreichen, uns beide zu ernähren." Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog sogleich zu ihr, und konnte nun nach langer Zeit das erste Mal wieder ruhig und sorgenfrei schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr so wohl gefallen hatte, sehr oft:

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht;
Das macht den Tag erträglich,
Und eine gute Nacht.

22.

Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein, und wäre bald ertrunken. Allein der Schmid, der jenseits des Baches wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmid es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fing in dem brennenden Hause an zu schreien; allein kein Mensch wollte sich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, sprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmid in die Arme und sagte:

„Gott sey gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hülfe Eure Tochter aus dem Feuer errettet.“

Dem, der sich Andern hülfreich zeigt,
Sind sie zu helfen auch geneigt.

23.

Der barmherzige Reiche und der dankbare Arme.

Der arme Tagwerker Thomas betrachtete an einem kalten Wintermorgen das wenige Holz, das er unter dem Vordache seiner Hütte aufgeschichtet hatte. „Ach mein Gott!" sprach er, schmerzlich zum Himmel blickend. „Die Kälte nimmt immer zu, und mein Holz immer mehr ab. Ich werde damit nicht ausreichen. Erbarme dich doch meiner, lieber Gott!" Von diesem Tage an nahm das Holz nicht mehr ab, und Thomas dankte Gott für diesen wunderbaren Segen.

Gott hatte es so gefügt, daß Andreas, der Sohn der Nachbarin, einer reichen Wittwe, den Kummer und den Blick des guten Thomas bemerkt hatte. Von dieser Zeit legte Andreas, mit Gutheißen seiner Mutter, zu Nacht immer so viele Scheiter auf den kleinen Holzstoß, als Thomas bei Tage weggenommen hatte. Thomas sah dieses einmal in einer mondhellen Nacht.

Andreas trat im nächsten Frühlinge seine Wanderschaft an. Als er nach etlichen Jahren im Herbste zurück kam, besah er seinen großen Baum=

garten, den er nicht im besten Zustande verlassen hatte, indem zwar viele Bäume darin standen, aber nur schlechtes, ganz gemeines Obst trugen. Allein jetzt prangten alle Bäume mit den auserlesensten Aepfeln, Birnen und Pflaumen. „Wie kommt das?" rief Andreas erstaunt; „mich dünkt es sehr wunderbar." Die Mutter erzählte ihm, daß der arme Nachbar für die Holzscheite, die ihm so heimlich mitgetheilt worden, edle Zweige auf die Obstbäume gepfropft habe.

Andreas eilte sogleich zu ihm, bezeigte ihm seine Freude über die Veredlung der Bäume, und forderte ihn auf, in jeder künftigen Noth sich an ihn zu wenden. „Denn," sagte er, „gegen einen so dankbaren Mann kann man nicht wohlthätig genug seyn."

Ihr Reichen, habt mit Dürftigen Erbarmen;
Seyd dankbar, ihr erquickten Armen.

24.

Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theurung kam an einem rauhen, kalten Wintertage eine unbekannte arme Frau in das Dorf und bat flehentlich um Almosen. Ihre Kleidung war reinlich, aber sehr abgetragen und vielfältig geflickt. Ihren Kopf hatte sie, da es heftig schneite und wehte, mit einem Tuche dicht umhüllt.

In der rechten Hand führte sie einen langen Stab; am linken Arme trug sie einen Korb.

Aus den meisten Häusern wurden ihr nur geringe Gaben zum Fenster heraus gereicht; von einigen reichen Leuten wurde sie mit unfreundlichen Worten abgewiesen; nur ein armer Bauer rief sie herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben einen Kuchen gebacken hatte, gab ihr davon ein schönes, großes Stück.

Am folgenden Tage wurden ganz unerwartet und zur allgemeinen Verwunderung alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie lag, auf einigen aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deßhalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt, und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt — daß man

euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde."
Diese Geschichte hat sich in England zugetragen, und die Frau hieß Lady Grey.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So erntet man in jener Welt.

25.

Der arme Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde, und nahm Niemand mit sich, als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet.

Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge, und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen; es war ihm bange vor dem Feinde, und überdies ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte.

Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder, und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: „O Gott! erbarme dich eines armen Prinzen!"

Diese Worte hörte der Bauer, und sprach am Morgen zu dem Bedienten: „Ich weiß, Euer Herr

ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist!" Der Bediente gestand die Wahrheit, und bat, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer, und sprach: „Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade, und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit seyn sollen."

Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an, ward in der Folge ein großer Feldherr, und ersetzte dem braven Bauer das Geld zehnfach.

Bet' recht von Herzen in der Noth,
So rettet dich der liebe Gott.

26.

Der freigebige Gärtner.

Ein alter, freundlicher Gärtner war sehr wohlthätig gegen die Armen. Manches Stück Geld, für das er sich ein schöneres Kleid, zierlicheres

Hausgeräth oder irgend ein Vergnügen hätte verschaffen können, gab er den Nothleidenden, die ihn um Hülfe ansprachen. Dabei sagte er gewöhnlich: „Je nun, ich muß wieder ein Aepfelein über den Zaun werfen!“

Man fragte ihn einmal, was er mit den sonderbaren Worten sagen wolle. Da erzählte der Gärtner: „Ich rief einst einige Kinder in meinen Baumgarten, erlaubte ihnen von dem Obste, das unter den Bäumen lag, so viel zu essen, als sie wollten, verbot ihnen aber, etwas davon in die Tasche zu schieben, und mit sich zu nehmen. Ein Knabe war jedoch so listig, und warf einige der schönsten Aepfel über den Zaun, um sie dann draußen wieder zu finden.

Der Knabe handelte allerdings, gleich dem Haushälter im Evangelium, sehr schlecht, und ich ließ ihn deßhalb nie mehr in meinen Garten. Allein wie die Biene aus mancher giftigen Blume Honig zieht, so lernte ich aus dieser bösen That etwas Gutes.

Sieh, fiel mir ein, es ist mit uns Menschen in der Welt, wie mit den Kindern in diesem Garten. Wir dürfen die Güter dieser Welt zwar gebrauchen, aber nichts davon mitnehmen. Was wir aber davon den Armen geben, das werfen wir gleichsam über den Gartenzaun, und wir werden

es einmal jenseits des Zaunes — in der Ewigkeit wieder finden."

Was wir dahier den Armen geben,
Bleibt aufbewahrt für jenes Leben.

27.

Der Gartendieb.

Kolumban war ein ausgemachter Gartendieb. Einmal, in einer finstern stürmischen Herbstnacht, da alles im Dorf bereits im tiefen Schlafe lag, schlich er in den Schloßgarten. An dem Schlosse war ein prächtiger Weinstock aufgezogen, an dem ganz oben noch sehr viele vorzüglich schöne Trauben hingen. Kolumban kletterte an dem Geländer wie an einer Leiter hinauf, schnitt mit seinem Messer die Trauben ab, und legte sie in den Tragkorb, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte. Es freute ihn sehr, als er fühlte, wie die Last des gestohlenen Gutes immer schwerer und schwerer wurde. Allein da der Korb bereits voll war — brach von der zu schweren Last plötzlich die Latte, auf der Kolumban stand. Er stürzte herab, fiel in das Messer, und versetzte sich einen tödtlichen Stich.

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände,
Sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende.

28.

Der Räuber.

Ein Räuber stand mit geladener Flinte im Gebüsche, und lauerte auf einen reichen Kornhändler. Der Kornhändler kam, und hatte einen schweren Geldgurt um den Leib. Der Räuber spannte den Hahn, und ließ sich, um sicherer zu zielen, auf ein Knie nieder. Allein er kniete auf eine Schlange, die im dürren Laube versteckt war. Die ergrimmte Schlange fuhr auf — fiel ihn wüthend an, und der Schuß ging fehl. Auf den Schuß und das Jammergeschrei des Räubers sprang der Kornhändler herbei. Da sah er mit Entsetzen, wie der unglückselige Mensch auf dem Boden lag, wie die Schlange sich ihm um Arm und Hals gewickelt hatte — und ihn mit giftigen Bissen tödtete. „Ach," seufzte der Sterbende, indem er den Kornhändler erblickte; „mir geschieht es recht! In eben dem Augenblicke, da ich dir das Leben rauben wollte, komme ich selbst darum."

Oft trifft den frechen Bösewicht
Gleich auf der That sein Strafgericht.

29.

Die drei Räuber.

Drei Räuber ermordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch einen Wald reiste. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle, und schickten den jüngsten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, sprachen die zwei zu einander: „Was sollen wir diese großen Reichthümer mit diesem Burschen theilen? Wenn er zurück kommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Antheil uns zu."

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! ich will meine zwei Gefährten vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein." Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift an den Wein, und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu, stießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein, und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie todt.

Gott läßt die Bösen hier auf Erden
Oft ihre eignen Henker werden.

30.

Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand, und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt metzgen."

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser!" sagten sie leise zu einander, und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hofthor verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer, und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!"

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei, und flehten auf den Knien, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß ihr uns diesen Morgen metzgen wollet." Allein der Wirth rief: „O ihr thörichten Kinder! euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da versteht man Vieles unrichtig, hat Andere leicht im falschen Verdacht, macht sich selbst unnöthige Sorgen, geräth in Angst, und zieht sich manchen Verdruß zu."

Der Horcher wird gar Manches hören,
Wodurch ihn Angst und Furcht bethören.

31.

Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwei Säcke mit Obst, und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr. Die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Der erschrockene Dieb that einen Schrei, ließ den Sack fallen, und sprang, was er konnte. Der

schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, und sprang eben so schnell neben Martin her bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur, daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen, und sagte zu ihm:

„Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber, das du zu sehen glaubtest, war weiter nichts als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond aufging, an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest.“

Wer Unrecht thut, ist nie ohne Furcht; den Uebelthäter erschreckt ein rauschendes Blatt, und er läuft vor seinem eigenen Schatten davon.

Bewahr ein unbefleckt' Gewissen,
So wirst du niemals zittern müssen.

32.

Der kluge Landmann und sein Pferd.

Einem Bauersmanne wurde zu Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste fünf-

zehn Stunden weit auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen.

Aber sieh — unter den feilen Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bei dem Zügel, und schrie laut: „Der Gaul ist mein! Vor drei Tagen wurde er mir gestohlen."

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seyd unrecht daran, lieber Freund. Ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht euer Roß, es sieht ihm nur gleich."

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit beiden Händen die Augen zu, und rief: „Nun, wenn ihr den Gaul schon lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?"

Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrak. Weil er indeß doch etwas sagen mußte, so sagte er auf Gerathewohl: „Auf dem linken Auge."

„Ihr habt es nicht getroffen," sagte der Bauer, „auf dem linken Auge ist das Thier nicht blind."

„Ach!" rief jetzt der Mann, „ich habe mich nur versprochen! Auf dem rechten Auge ist es blind."

Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes wieder auf, und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her, der Gaul ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen."

Die Leute, die umherstanden, lachten, klatschten

in die Hände, und riefen: „Ertappt, ertappt!“ Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurück geben, und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

So schlau und fein ein Dieb auch ist,
Er stößt einmal auf größ're List.

33.

Der Gärtner und sein Esel.

Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmarkt gehen, und lud seinem Esel so viele und mancherlei Gemüse auf, daß man von dem armen Thiere beinahe nichts mehr sah, als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüsch. Der Gärtner schnitt von den Weiden einige Büschel zu Bindruthen ab. „Eine so kleine Bürde kann der Esel schon noch tragen,“ sagte der Gärtner, und lud sie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haselgesträuch. Der Gärtner suchte sich ein Paar Dutzend schlanke Stecken zu Blumenstäben aus. „Sie sind so leicht, daß sie der Esel kaum spürt,“ sagte er, und lud auch sie ihm auf.

Unterdessen war die Sonne höher gestiegen, und schien bereits sehr heiß. Der Gärtner zog daher seinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Last. „Es ist nicht mehr weit zur Stadt,“ sagte er;

„an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht erliegen.“

Allein kaum hatte er dieses gesagt, so stolperte der Esel über einen Stein, fiel zu Boden, und stand, von der zu schweren Last erdrückt, nicht mehr auf.

Da klagte der erschrockene Gärtner laut jammernd: „Jetzt seh' ich zu meinem großen Schaden ein, daß man Menschen und Thieren nicht zu viel aufbürden soll.“

Wer schon mit großer Last beladen,
Dem bringt auch kleine Bürde Schaden.

34.

Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. „Faß! faß!“ rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bei den Ohren, und sagte zum Hunde: „Laß! laß!“ Der Hund ließ ihn sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugesehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: „Diesem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Geizigen zu: „Faß! faß!“ und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften

den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod, und sagt: „Laß! laß!“ und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurücklassen.

Was sammelst du dir Schätze hier auf Erden,
Die alle dir vom Tod entrissen werden?

35.

Der Müller und sein Sohn.

Einst trieben ein Müller und sein Sohn einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Da begegnete ihnen ein Mann zu Pferde, und sagte lachend: „Ihr seyd nicht gescheid, daß ihr den Esel leer laufen laßt, und keiner von euch beiden aufsitzt.“ Der Vater hieß den Sohn aufsitzen.

Ueber eine Weile begegnete ihnen ein Lastwagen. Der Fuhrmann rief dem Sohne laut zu: „Schämst du dich denn nicht, du junger Bursch, daß du reitest, während dein alter Vater zu Fuß nebenher gehen muß?“ Als der Sohn diese Rede hörte, sprang er eilends vom Esel herab, und ließ den Vater aufsitzen.

Nachdem sie auf sandigem Wege wieder eine Strecke zurückgelegt hatten, begegnete ihnen eine Bäuerin, die einen Korb voll Obst auf dem Kopfe

trug. Diese sprach zum Vater: „Ihr seyd ein unbarmherziger Vater, daß ihr es euch auf dem Esel so bequem macht, und euren armen Sohn im tiefen Sande nachwaten laßt.“ Da nahm der Vater den Sohn zu sich auf den Esel.

Als ein Schäfer, der am Wege die Schafe hütete, beide auf dem Esel vorbeireiten sah, rief er laut: „Ach, das arme Thier! Unter der doppelten Last muß es zu Grunde gehen! Ihr seyd grausame Thierquäler.“ Da stiegen beide ab, und der Sohn sagte zum Vater: „Was sollen wir nun mit dem Esel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Am Ende müssen wir ihm gar noch die Füße zusammenbinden, und ihn an einer Stange auf unsern Schultern zu Markte tragen.

Allein der Vater sprach: „Du siehst nun, mein Sohn, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath sehr weise ist:

Such' deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler schimpfen oder lachen.“

36.

Der Arzneikrämer.

Ein gut gekleideter Reisender kam an einem Sonntage auf den Abend in eine Dorfschenke, und ließ sich ein Paar gebratene Hühner und eine Flasche vom besten Weine geben. Sobald er aber den

ersten Bissen in den Mund steckte, fing er an erbärmlich zu winseln, hielt ein weißes Tuch an den Backen, und sagte, daß die Zahnschmerzen, mit denen er schon seit vierzehn Tagen entsetzlich geplagt sey, sich in diesem Augenblicke wieder zu regen anfingen. Alle Bauern in der Stube hatten großes Mitleid mit ihm.

Ueber eine Weile kam ein Arzneikrämer herein, setzte sich in eine Ecke, und verlangte ein Glas Branntwein. Als er hörte, was dem fremden Herrn fehle, sagte er: „Da kann ich auf der Stelle helfen!" Er langte aus seinem Kästchen ein kleines, nett zusammengelegtes Goldpapier hervor, machte es auf und sprach: „Mein Herr! benetzen Sie einmal Ihre Fingerspitze, dupfen Sie damit in dieses weiße Pulver, und berühren Sie damit den Zahn." Der Fremde machte es so, und rief sogleich laut aus: „Wie ist mir? Aller Schmerz ist wie weggeblasen!" Er gab dem Arzneikrämer einen großen Thaler, und nöthigte ihn, mit ihm zu essen und zu trinken.

Alle Gäste und alle Leute im Dorfe wollten nun von dem Pulver haben, und der Krämer verkaufte wohl hundert Päckchen, das Stück zu zwölf Kreuzer. Wenn nun Jemand im Dorfe Zahnweh kriegte, kam man sogleich mit dem Wunderpulver, und zur Verwunderung aller — half es keinem Einzigen.

Der Betrug kam endlich an den Tag. Die zwei Reisenden hatten den Handel mit einander verab-

redet. Das weiße Pulver war nichts, als ein wenig geschabte Kreide. Beide Betrüger aber wurden wegen dieser und ähnlicher Betrügereien in das Zuchthaus gesperrt.

Kaufst du von Fremden Arzenei'n,
So wirst du oft betrogen seyn.

37.

Der Schatzgräber.

Es kam einmal in der Abenddämmerung ein fremder, seltsam gekleideter Mann, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu dem Bauer Lienhard, und sprach zu ihm:

„Ich muß Euch ein Geheimniß offenbaren. In einem eurer Aecker liegt ein großer Schatz von Gold und Silber vergraben. Wenn Ihr mir den zehnten Theil davon geben wollet, so will ich den Schatz erheben. Ihr könnet so mit einem Mal steinreich werden.“

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Nachts um zwölf Uhr gingen beide, mit Schaufeln und einem Schiebkarren versehen, auf den Acker, gruben, ohne ein Wort zu reden, ein großes Loch in den Boden, fanden wirklich eine schwere Kiste, und brachten sie auf dem Karren glücklich in das Haus des Bauers. Der Schatzgräber besah nun die Kiste

auf allen Seiten, berührte sie bald da, bald dort mit seinem Stäbchen, las dabei aus seinem Buche allerlei unverständliche Worte, und schüttelte den Kopf.

Endlich sagte er: „Wenn uns der Schatz nicht zu Kohlen werden soll, so müssen da, bevor wir die Kiste öffnen, ganz besondere geheime Mittel angewendet werden. Es hat sie aber Niemand, sondern nur ein alter Apotheker zehn Stunden von hier, und unter zwanzig Dukaten gibt er sie nicht her."

Der Bauer, der vor einem Paar Tagen gerade so viele Dukaten für ein Pferd eingenommen hatte, zählte sie in der Freude seines Herzens dem Manne sogleich hin. Der Schatzgräber machte sich noch in der Nacht auf den Weg — und kam nicht mehr zurück.

Der Bauer schlug nach langem Warten die Kiste auf, und fand darin weder Gold, noch Silber, noch Kohlen, sondern lauter Kieselsteine aus dem Bache, der an seinem Acker vorbei floß. Dabei lag ein Zettel, auf dem die Worte standen:

Sieh, wie man durch Schatzgräberei
In Bälde reich — an Steinen sey.

38.

Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst

ein sehr reicher Ritter. Er verwendete sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren; den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich weiter gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gern antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?“ „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Euerm Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn!“

„Nun,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnet, und immer einer dem andern Platz machet — was seyd ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherbergt. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt

den Pilger über Nacht, und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
Nur, was wir Gutes thun, besteht.

39.

Der Einsiedler.

Ein Prinz, der sich auf seine Schönheit, seinen Reichthum und hohen Rang nicht wenig einbildete, jagte einmal in einer einsamen Gegend des Gebirges. Da erblickte er einen alten Einsiedler, der vor seiner Zelle saß, und sehr ernsthaft einen Todtenschädel betrachtete.

Der Prinz ging zu ihm hin, und fragte mit einem spöttischen Lächeln: „Warum betrachtest du diesen Schädel so aufmerksam? Was willst du daran sehen?" Der Einsiedler sah den Prinzen sehr ernsthaft an und antwortete: „Ich möchte gerne entdecken, ob dies der Schädel eines Fürsten oder eines Bettlers sey. Ich vermag es aber nicht heraus zu bringen."

Wie eitel Schönheit, Gold und Ehren,
Kann dich ein Todtenschädel lehren.

40.

Der belehrte Götzendiener.

Ein frommer Knabe lebte in dem Hause eines Götzendieners, und sagte öfter zu ihm: „Es ist nur

Möchte ich mein ganzes übriges Leben ohne Sünde zubringen — wie würde dann selbst der Tod, der dem Menschen so bitter ist, für mich nichts anders seyn, als ein sanfter Schlaf!"

Diese Worte gingen dem Diebe so zu Herzen, daß er alles liegen und stehen ließ, zum Fenster hinaus eilte, und von der Zeit niemals mehr, auch nur eines Kreuzers werth, stahl. Auf seinem Sterbebette erzählte er diese Geschichte seinen Kindern, und ermahnte sie das Wort Gottes immer im Herzen zu tragen, und recht oft andächtig zu beten.

Wen sollt' Gebet und Gotteswort nicht rühren,
Wen nicht zurück auf Gottes Wege führen?

42.

Das Land der redlichen Leute.

1.

In einem weit entfernten Lande traten einst zwei Bauern vor den Richter. Der eine sagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundstück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin; den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden, und habe an den Schatz kein Recht."

Der andere sagte: „Ich kann das viele Gold und Silber eben so wenig mit gutem Gewissen annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben, und es gehört

mir also auch nicht. Ueberdies verkaufte ich dem Nachbar den Boden mit allem, das darin war, und behielt mir nichts vor."

Beide sagten: „Entscheide nun du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre."

Der Richter sprach zu ihnen: „Ich habe gehört, der Sohn des Einen und die Tochter des Andern wollen einander heirathen. Gebt den zwei Kindern den Schatz zum Heirathgute."

Die ehrlichen Männer versprachen es zu thun, und gingen erfreut nach Hause.

Wie schön ist doch die Ehrlichkeit —
Die Gott und gute Menschen freut!

2.

Ein fremder Mann, der dabei stand, war höchst erstaunt, und sagte: „In meinem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen. Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem Verkäufer nur einen Heller zu geben, und hätte deßwegen den Schatz verheimlicht. Wäre ihm dieses nicht gelungen, so hätte der andere geklagt, und den Schatz für sich gefordert. Der Prozeß aber, der daraus entstanden wäre, hätte vielleicht mehr gekostet, als der ganze Schatz betrug."

Der Richter verwunderte sich, und sprach: „Scheint in deinem Lande auch die Sonne?" „O ja," sagte der Mann. „Regnet es dort auch?" fragte der Richter weiter. „Freilich!" sagte der

Mann. „Das ist sonderbar," sprach der Richter; „allein gibt es bei euch auch Kühe und Schafe?" „Sehr viele!" sagte der Fremde.

„Nun wohl," rief der Richter, „so wird der liebe Gott wegen dieser unschuldigen Thiere in jenem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Denn ihr verdienet es wahrhaftig nicht."

Im Land, wo Treu' und Glauben fliehen,
Kann weder Glück noch Segen blühen.

43.

Der Gefangene.

Ritter Adelstan wurde von seinen Feinden gefangen, und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, wohin weder Sonne noch Mond schien. Er wurde mit schweren eisernen Ketten gefesselt, und das kleine Fenster seines Kerkers war mit dicken eisernen Stangen verwahrt. Vergebens suchte er, sich von seinen Fesseln los zu machen; vergebens durch das eiserne Gitter zu entrinnen. Er gab alle Hoffnung auf, jemals aus seiner traurigen Gefangenschaft befreit zu werden. Was ihm aber, da er bisher in Ueberfluß gelebt hatte, noch besonders schwer fiel, war die schlechte Kost, die ihm gereicht wurde. Man gab ihm nichts zu essen, als täglich ein wenig schwarzes Brod, und nichts zu trinken, als Wasser. Er benetzte oft sein Stücklein Brod mit Thränen, und sank dann hungrig auf sein Lager von Stroh.

Allein eben diese schlechte Kost diente gegen den Willen seiner Feinde ihm zu seiner Befreiung. Er war vorhin fett und wohlgenährt; allein nun wurde er sehr mager, — streifte mit leichter Mühe seine Fesseln ab, und schlüpfte bei Nacht zwischen den eisernen Stangen seines Fensters ohne große Anstrengung hinaus. Er lief die ganze Nacht, so eilig er konnte, seiner Heimath zu, und als er bei aufgehender Sonne sein Schloß erblickte und sich in Sicherheit sah, fiel er auf die Knie nieder und rief: „O Gott, wie dank' ich Dir! Was mir ein Unglück schien, ist gerade mein Glück. Hätte man mir eine bessere Kost gereicht, so hätte mein Auge deine liebe Sonne und meine geliebte Heimath nie mehr gesehen, und ich hätte mein ganzes Leben in jenem schauerlichen Kerker zubringen müssen."

Was uns auch für ein Leiden drücke,
Es dienet stets zu unserm Glücke.

44.

Der Blinde.

Ein Mann, der etwas schwach am Verstande war, hatte noch überdies das Unglück, nach und nach das Augenlicht zu verlieren. Da sprach er denn in seiner Einfalt: „Ich weiß gar nicht, was es mit der Sonne ist; mit jedem Tage scheint sie trüber. Sie steht so traurig am Himmel, wie ein blasser Mond."

Nach einiger Zeit, da seine Augen noch mehr zerrüttet waren, sagte er: „Es ist schrecklich anzusehen; aber es ist doch nicht anders! Die Sonne leuchtet nur mehr mit dunkeln, schauerlich rothen Strahlen, und alles, was ich um mich her erblicke, jedes Baumblatt und jede Blume, hat die natürliche schöne Farbe verloren und sieht so grau aus, wie Asche, oder gar schwarz wie Kohlen."

Als der Mann endlich ganz blind war, rief er: „Nun ist die Sonne gar erloschen, und jetzt zur Mittagsstunde ist es so finster, als sonst um Mitternacht." Die Leute versicherten ihn zwar, die Sonne scheine hell und freundlich in das Dörflein herein. Er aber glaubte es nicht und blieb darauf: „Es gibt keine Sonne mehr und dicke Nacht bedeckt die Erde." Es fiel ihm nicht ein, den Fehler in seinen zerrütteten Augen zu suchen.

„So, wie diesem Blinden," sagte ein weiser, frommer Mann, „geht es dem bösen Menschen mit dem Glauben an Gott und göttliche Dinge. Indem einen solchen Menschen sein verfinsterter Sinn durchaus nichts Göttliches mehr wahrnehmen läßt, erlischt in ihm dieser tröstliche Glaube."

Gott! gib uns helle Augen,
Die Dich zu sehen taugen!

45.

Der Taube.

Ein See-Offizier brachte von einer weitentlegenen Insel einen jungen Wilden mit, der unterwegs durch eine Krankheit das Gehör gänzlich verloren hatte. Eines Abends kamen bei dem Offiziere einige Freunde zusammen, und unterhielten sich mit Musik. Der Jüngling, der von musikalischen Instrumenten dieser Art keinen Begriff hatte, sah zu, wie der Klaviermeister, die Flötenspieler, die Geiger und der Mann an der Baßgeige so emsig beschäftigt waren, und fing über die seltsamen Bewegungen an laut zu lachen. „Das sind tolle Leute," sagte er; „ich kann mir gar keine unnützere Arbeit denken. Dabei, ihr Herren, kommt doch gar nichts heraus."

Der Jüngling erlangte indeß durch Gottes Hülfe und die Kunst eines geschickten Arztes sein Gehör wieder. Allein wie erstaunte er, als er nun in das Musikzimmer kam und bemerkte, wie jede Bewegung der Finger, jeder Hauch des Mundes, jeder Strich des Bogens seine Bedeutung habe, und die lieblichsten Töne hervorbringe. „O wie toll war ich," rief er, „daß ich diese Künstler verlachte! Welche Lust, welches Vergnügen wissen sie durch ihre Kunst zu bewirken!"

„Gleich diesem Wilden," sprach der Offizier, „urtheilen wir oft über die Wege der göttlichen Vor-

sehung, weil wir nicht genau wissen, wozu Gott dieses und jenes geschehen läßt. Werden wir dieses einst inne, so werden wir finden, daß alles übereinstimmend sey, wie die herrlichste Musik."

Was nur geschieht, im Großen und im Kleinen,
Weiß Gott zum schönsten Ziele zu vereinen.

46.

Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abende vor das Haus eines Kaufmanns, und sagte mit flehender Stimme: „Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umherirren, und mein Stücklein Brod vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarmt euch doch meiner, gebt mir einen Bissen Brod, und behaltet mich über Nacht."

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen schwarzen Manne großes Mitleid. Das kleine Lottchen sagte jedoch: „Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! Ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es rußig machen." Lottchens Geschwister lachten. Der Vater aber belehrte das Kind und rief den Mohren herein, ließ ihm zu essen geben, und ihm eine Schlafkammer anweisen.

Um Mitternacht ward der Mohr von einem leisen Geräusche aufgeweckt, und sieh — zwei Räuber stiegen zum Kammerfenster herein, und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf, und schrie mit tiefer fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?" Die Räuber erschraken über die schwarze Gestalt, glaubten den bösen Geist zu sehen, und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, daß sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre bösen Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohren aber sprach der Kaufmann „Du sollst nun für immer in meinem Hause bleiben und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir dir erwiesen, hast du uns eine sehr große erzeigt. Ja, Gott hat unsre Gastfreundlichkeit gegen dich reichlich belohnt, und dich, du guter schwarzer Mann, zu unserm Schutzengel ausersehen, uns und das Unsrige gegen Mord und Raub zu beschützen."

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

47.

Das verstorbene Fräulein.

Ein adeliges Fräulein starb in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Man legte die Leiche, weiß gekleidet, in den Sarg; ihre Haare waren mit einer

Schnur guter Perlen geschmückt, und an ihrer rechten Hand hatte sie einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Diese Kostbarkeiten gaben ihr die betrübten Aeltern mit in das Grab.

In der nächsten Nacht schlich der Todtengräber mit einer kleinen Laterne auf den Kirchhof, schaufelte das Grab wieder auf, und wollte die Leiche ihres Schmuckes berauben. Allein die Todte setzte sich auf, sah ihn starr an, und sagte mit hohler Stimme: „Was willst du?" Der Todtengräber nahm vor Schrecken eilends die Flucht.

Das Fräulein, das nicht wahrhaft todt, sondern nur scheintodt gewesen, stieg aus dem Grabe, nahm das Laternlein, das der Todtengräber hatte stehen lassen, und ging nach Hause. Als sie in das Zimmer trat, hatten die Aeltern zuerst einen unbeschreiblichen Schrecken — zuletzt aber eine eben so große Freude.

O laßt uns doch die größte Sorge haben,
Die Menschen nicht lebendig zu begraben.

48.

Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Festtage sagte eine adelige Frau zu ihren zwei Söhnen: „Ach, daß ich doch heute auch in dem Tempel erscheinen, und mit den Tau-

senden, die sich dort versammeln, Gott, den Allmächtigen, anbeten könnte! Aber in die Stadt zu gehen, ist für mich zu weit, und unsre Kutsche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unserer dürftigen Umstände verkaufen mußten!"

Die Söhne schoben sogleich die Kutsche vor, und erboten sich, die Mutter in den Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter stieg ein, und die adeligen Jünglinge zogen anstatt der Pferde die Kutsche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, bestreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und frischen Blumen, und rief entzückt: „Heil der glücklichsten Mutter und den edelsten Söhnen!"

Die allerschönste Tugend übt,
Wer Gott und Aeltern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel. Die gute Mutter kniete weinend am Altare nieder, und betete in ihrem Herzen: „Lieber Gott! segne meine zwei Söhne, und gib ihnen das, was Du für das Allerbeste erkennst."

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hause, und gingen Abends fröhlich zu Bette. Als

die Mutter sie Morgens wecken wollte, lagen sie beide da, schön und lieblich, wie schlafende Engel — allein sie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der geliebten Söhne Anfangs sehr erschrocken. Allein bald faßte sie sich wieder, und sagte: „Guter Gott! Du hast mein Gebet erhört. Nun sehe ich es ein, ein sanfter, seliger Tod ist das Beste, was sterbliche Menschen sich wünschen können. Meine Söhne sind nun bei Dir. Die Erde war zu arm, ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb hast Du sie zu Dir in den Himmel genommen."

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das beſſ're Leben.

49.

Die Mutterthräne.

Ein junges Fräulein bekam einen Brief, der sehr schmeichelhaft und verführerisch geschrieben war. Sie zeigte voll des kindlichsten Zutrauens den Brief ihrer Mutter. Die liebevoll besorgte Mutter las ihn, entfärbte sich, und ihre Thränen fielen auf das gefährliche Blatt.

Da rief das Fräulein: „O liebste Mutter, seyen Sie außer Sorgen! Ihre Thränen haben alle diese Schmeicheleien und Versprechungen, die in dem Briefe stehen, bis auf die letzte Sylbe ausgelöscht."

Die Mutter umarmte ihre Tochter, und schenkte ihr einen Ring mit Diamanten, die heller funkelten, als Thautropfen im Sonnenglanze.

„So oft man dir wieder solche Anträge macht,“ sprach sie, „so sieh diese Steine an, und denke: es seyen Thränen deiner Mutter.“

Gedenke stets der Mutterzähren,
So wird kein Laster dich entehren.

50.

Der sterbende Vater.

Ein guter Vater war sehr krank und dem Tode nahe. Da rief er noch am letzten Morgen seines Lebens seine Kinder an sein Sterbebette zusammen, und ermahnte sie zu allem Guten; besonders aber befahl er ihnen, den christlichen Unterricht immer fleißig zu besuchen und mit Aufmerksamkeit anzuhören.

„Liebe Kinder!“ sprach er, „ich habe fünfzig Jahre lang gelebt, und in dieser Welt viele Freuden genossen; die reinsten, seligsten, ja wahrhaft himmlischen Freuden aber hat mir die Religion gewährt; sie bewahrte alle meine irdischen Freuden rein, erhöhte und veredelte sie. Dies bezeuge ich vor Gott. Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und in dieser Welt Vieles gelitten, und manchen harten Kampf zu bestehen gehabt; in allen Leiden aber habe ich den besten Trost und die sicherste Stütze einzig in un-

ferer heiligen Religion gefunden. Dies bezeuge ich vor Gott.

Ich habe fünfzig Jahre gelebt, bin öfters dem Tode nahe gewesen, ja ich werde jetzt den Abend sicher nicht mehr erleben, und bezeuge es aus Erfahrung und vor Gott: Nur die göttliche Kraft der Religion kann dem Tode seine Schrecken benehmen; nur der heilige Glaube an unsern Erlöser kann uns Muth und Stärke geben, den wichtigen Schritt in die Ewigkeit getrost zu thun, und vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen.

Bestrebt euch daher, Ihn, unsern göttlichen Erlöser, recht kennen zu lernen, und seine heiligen Lehren zu befolgen: so werdet ihr Gott wohlgefällig seyn, zufrieden leben, und einst selig sterben."

Die Kinder vernahmen diese Worte unter heißen Thränen. Der Vater starb in der nächsten Stunde; die Kinder aber bewahrten seine letzten Worte ihr Leben lang in ihrem Herzen, befolgten sie, und lernten nun aus Erfahrung, daß sie die lautere Wahrheit seyen.

Gottes Wort führt uns den Weg zum Heil;
Wer Ihm folget, wählt das beste Theil.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Vierte Abtheilung.